

# Lauter Abschiede

Tagebuch im Kriege  
**Udo von Alvensleben**



Propyläen

Die aus dem Nachlaß herausgegebenen Kriegstagebücher Udo von Alvenslebens bilden ein erstaunliches Gegenstück zu Speers Erinnerungen. Den Aufzeichnungen aus dem Innenraum nationalsozialistischer Macht treten die Tagebücher eines Front-Offiziers gegenüber, der den Gesamtverlauf des Zweiten Weltkrieges mit einer Klarheit verfolgte, die kein Abdanken der Vernunft zuläßt und noch nach einem Vierteljahrhundert betroffen macht. Verstrickt in eine Tragödie, die er durchschaute und der er dennoch nicht zu entrinnen vermochte, verblieb Alvensleben nur, die Abgründigkeit der Ereignisse zu registrieren und zu kommentieren.

Alvenslebens Aufzeichnungen reichen vom Polenfeldzug über die Parade auf den Champs Elysées, den Kessel von Stalingrad und die Kämpfe um Monte Cassino bis zur Kapitulation der Norwegen-Armee am 9. Mai 1945. Die Zugehörigkeit zur Armee vom ersten bis zum letzten Tag des Weltkrieges, zumal als Zeuge seiner Höhe- und Wendepunkte verleihen seinen Aufzeichnungen eine unvergleichliche Authentizität. Er verfügte über militärische Detailinformationen und Einblicke in die Struktur der Wehrmacht, die für die Kriegsgeschichte von außerordentlichem Interesse sind.

Rang und Würde der Tagebücher liegen in der unvergleichlichen Mischung gegensätzlicher Stimmungen. Alvensleben ist preußischer Offizier und leidenschaftlicher Soldat, aber mit dem melancholischen Wissen vom unabwendbaren Untergang des Reiches. Er selbst gehört dem preußischen Uradel an und besucht in den besetzten Ländern die Repräsentanten seiner Welt, vom Grafen Potocki über die Herzogin von Rochefoucauld bis zum Fürsten Gonzaga; aber er sieht, daß es eine sterbende Welt ist, gleich ob der Faschismus oder Kommunismus Sieger bleibt. Als deutscher Offizier will er den Sieg in der Schlacht, aber als Europäer die Niederlage im Krieg; nie ist er sich im Unklaren darüber, daß sein altes

Europa untergehen wird, wie immer der Krieg ausgehen mag. Er fürchtet dieses Ende nicht, aber es kommt vehementer und vernichtender als er geglaubt hat. »Diese Zerstörung, deren Bild mir im Frieden schon deutlich vor Augen stand, erwartete ich jedoch erst lange Zeit nach meinem Tode« notiert Alvensleben angesichts des zerbombten Berlin Ende 1943. Um so bewußter versucht er nun, sich des Bildes seiner Welt zu vergewissern, ehe es zerstört ist. So wird der Zweite Weltkrieg für Alvensleben trotz aller Belastungen ein Wanderweg, um das Versinkende in letzter Stunde noch einmal zu erkennen. In gewissem Sinne läßt sich sagen, daß er die Welt selbst verkörperte, die Ernst Jünger in seinen »Strahlungen« als Kunstfigur noch einmal beschworen hat.

#### ALVENSLEBEN/KOENIGSWALD

##### *Besuche vor dem Untergang*

Nicht ohne Ergriffenheit lesen und blättern wir in diesem Buch. In den Tagebüchern hat Udo von Alvensleben festgehalten, was er sah, was er erlebte, was ihn, den feinnervigen und wissenden Beobachter, besonders bewegte. Die Notizen sind verschieden nach Umfang und Gehalt, bald wachsen sie zu Aufsätzen aus, bald sind es knappe Impressionen, immer aber geben die Aufzeichnungen die Atmosphäre wieder, die in diesen Häusern herrschte. Ein Werk wie das vorliegende kann uns daran erinnern, was Europa verloren gegangen ist. Es macht uns aber auch mit einem Mann vertraut, der zu zeigen vermag, wie ausgebildet das Kulturbewußtsein vieler Familien des Landadels war, es ist endlich berufen, manches Vorurteil zu beiseitigen.

*Neue Zürcher Zeitung*

*Schutzumschlag: Bodo Köchel / Dorland*



Udo von Alvensleben

# Lauter Abschiede

Tagebuch im Kriege  
herausgegeben von  
Harald von Koenigswald

---

Propyläen

**VERLAG ULLSTEIN GMBH • FRANKFURT/M • BERLIN • WIEN**

© 1971 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M-Berlin

Propyläen Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Druck: Druckhaus Darmstadt GmbH, Darmstadt

Bindearbeiten: May & Co Nachf., Darmstadt

Printed in Germany 1971

ISBN 3 549 07446 8

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## Inhalt

Einleitung	7
Vorspiel	11
Zu Beginn 1939 bis 1940 <i>Am Nordflügel des Westwalls • Krakau • Köln</i>	15
Der Feldzug in Frankreich 1940	57
Warschau im Herbst 1940	141
Hube und die 16. Panzer-Division	153
Der Balkan im Frühjahr 1941 <i>Rumänien • Bulgarien • Griechenland</i>	167
Der Russlandfeldzug 1941 bis 1942	185
Stalingrad 1942 bis 1943	225
Bretagne und Posen im Frühsommer 1943	261
Zerstörung Italiens 1943 <i>Toskana und Süditalien</i>	277
Ukraine und Polen 1943 bis 1944	357
Der Westwall im Herbst 1944	425
Kriegsende in Norwegen 1944 bis 1945	431
Personenregister	451
Ortsregister	463

## Einleitung

«Ich bleibe ein Wandersmann, bestimmt, die Welt zu sehen» schreibt Alvensleben einmal mitten im Zweiten Weltkrieg. Es könnte als Motto über seinem Leben stehen, denn immer ist er unterwegs gewesen, um die Welt zu sehen. Er war im Fernen Osten, in Japan und China, in Indien und den mittelasiatischen Ländern. Er ist quer durch die USA gereist. Frankreich, vor allem Nordfrankreich, Flandern und die Niederlande empfindet er als zweite Heimat. «Ich habe das Gefühl, dieses geheime Frankreich, das in seinen Bauten, Gärten und seiner klassischen Kunst lebt und für die Welt von so überragender Bedeutung ist, besser verstehen zu können als alles, was ich von der Welt gesehen habe...» Er kennt England, Spanien, Italien, Griechenland, den östlichen und den südlichen Mittelmeerrand und vor allem Deutschland, immer wieder Deutschland, den Osten und Norden, den Süden und Westen. Ein unvergleichliches visuelles Gedächtnis bewahrt das Wesentliche, ordnet, vergleicht. Es ist eine aufregende Welt grossartiger Schöpfungen, der Geschichte, des Wirkens grosser Familien, der Kultur, Werke der bildenden Künste, eine Welt des geistigen Reichtums. Alvenslebens Freude sind die unzähligen Varianten ihrer Erscheinungsformen. Er findet eine Gemeinsamkeit über die Grenzen der Völker hinweg, das Gewachsene, einmal Geformte, das sich Wiederholende gleicher Bedingungen des Entstehens. Es sind in der nur geringfügigen Wandelbarkeit der menschlichen Natur die gleichen Triebkräfte: Sehnsucht, Liebe, Triumph, Selbstbestätigung und Lust an der Repräsentation, die ihren Ausdruck in der Vergeistigung profanen Daseins finden. Zwischen Aufbau und Wiederzerbrechen stehen die vom Geist geschaffenen Dinge als die Kostbarkeiten dieser Welt.

Von früh an, als er als junger Mensch aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt ist, weiss Alvensleben, dass diese Welt, die er liebt, von der heraufkommenden Zeit zum Untergang bestimmt ist. Es gilt, Abschied zu nehmen, nicht aus Überdruß oder Leichtsinn, auch nicht aus Melancholie oder eigener Leistungsunfähigkeit, sondern aus dem

Zwang künftiger Entwicklung. «Das Klügste wäre», überlegt er einen Augenblick, «man stellte sich in den Dienst des heraufkommenden revolutionären Prinzips, dessen Sieg man kommen sieht», doch gibt er sich selbst die Antwort: «Dagegen steht unser Verantwortungsgefühl für das uns anvertraute Land, in dem die Arbeit der Väter steckt und das ganze Erbe überlieferter Werte, die insofern unvergänglich sind, als jede Kultur sie neu entwickelt. Die ‚neu-entstehende Welt‘ negiert sie, wird sie aber in einem Stadium, das sich vorausbestimmen lässt, wiederfinden», und er tröstet sich: «In jeder Epoche rückläufiger Kultur hält der im Alten Wurzelnde den besten Teil in Händen und ist der kulturell Überlegene. Das zeigt sich auch heute...»

Nicht etwas Überlebtes will er erhalten. Alvensleben sieht seine Aufgabe darin, für die Zukunft einen Extrakt destillieren zu sollen aus der geistigen Haltung, die das «im Alten Wurzelnde» geprägt hat, aus den Kräften, die das einmal Geformte dem Ungeformten überlegen sein lässt. «Der Krieg hat uns gelehrt, immer das Ende vor Augen zu sehen», schreibt der Vierzigjährige, «so muss man wirken, solange es Tag ist, man weiss nie, ob nicht noch zu unseren Lebzeiten eine furchtbare Nacht anbrechen kann.» Er fürchtet diese Nacht nicht, aber ihr Heraufkommen schmerzt ihn. Sie kommt vehementener und vernichtender, als er geglaubt hat. «Diese Zerstörung, deren Bild mir im Frieden schon deutlich vor Augen stand, erwartete ich jedoch erst lange Zeit nach meinem Tode», bekennt er angesichts des zerbombten Berlin Ende 1943.

Um so drängender wird sein Wille, sich des Bildes der Welt zu vergewissern, ehe es zerstört ist. So wird der Zweite Weltkrieg für Alvensleben trotz aller Belastungen ein Wanderweg, um das Versinkende in letzter Stunde noch einmal zu erkennen. Der Erste Weltkrieg hatte den blutjungen Offizier durch die vier Kriegsjahre in Flandern und Nordfrankreich festgehalten, ihn stärker prägend als alles andere, was ihm durch Erziehung und Überlieferung zugewachsen war. Der Zweite Weltkrieg führt den nun reifen Mann über fast alle Schauplätze des Krieges auf dem Kontinent. Er ist in Polen, Frankreich, Belgien, Holland, auf dem Balkan, in Russland, Italien, Galizien und schliesslich in Norwegen. Er sieht die Bomben in den italienischen Königspalast Caserta bei Neapel einschlagen und ihn vernichten, er erlebt das Juwel unter den Schlössern Galiziens, Lancut, in der letzten



Stunde, bevor die bolschewistische Flut darüber hereinbricht. Abschiede, Untergänge überall. «Das eine wird zur Gewissheit, dass beträchtliche Zeiträume vergehen können, bis plötzlich eine versunkene Welt in ihren Zusammenhängen in einer späteren Generation wieder ersteht.» Es ist europäisches Verantwortungsbewusstsein vor dem geschichtlich Gewachsenen wie auch für die Opfer der Katastrophe, denen er im Untergang begegnet: den Erben grosser Namen in Nordfrankreich, denen er beim Vormarsch oftmals als erster deutscher Offizier gegenübertritt, der Gräfin Branicka in Wilanow, der er ihre Kunstschatze gegen nationalsozialistische Räuber verteidigen hilft, den Mönchen von Vallasopra in den Abruzzen, die seinen Namen in das goldene Buch ihrer Wohltäter einschreiben. Es ist das alte Europa, dem Alvenslebens Abschiedsschmerz gilt.

Seine Tagebücher sind aus dem unmittelbaren Erleben Tag für Tag niedergeschrieben, doch hat sich Alvensleben dabei zeitbedingten Notwendigkeiten unterworfen und manches verschwiegen, was ihm oder anderen hätte gefährlich werden können. Namen von Kameraden, deren Schicksal er geteilt hat und denen er sich verbunden wusste, wurden in vielen Fällen fortgelassen. Erörterungen über politische Meinungen, Kritik an den Tagesereignissen ist er weitgehend ausgewichen. Auch machte ihm, der besonders in Russland ununterbrochen an vorderster Front stand, der Zwiespalt zu schaffen, dass es unmöglich war, die alle Kräfte überfordernden Kämpfe zu bestehen und gleichzeitig aktiv auf einen Sturz der obersten Führung hinzuarbeiten, Sieg und Niederlage in einem Atemzug wünschen zu sollen. Die Bedrohung durch den Bolschewismus musste ihm in der täglichen gnadenlosen Enthüllung der Grausamkeit dieses Gegners mindestens ebenso alles Leben gefährdend erscheinen wie das Wissen um die begangenen Verbrechen der eigenen Führung, ein Konflikt, den Alvensleben immer wieder, besonders in Krisenzeiten des äusseren Kampfes, für sich dahin entschied, dass es zunächst das Gebot der Stunde sei, das eigene Land vor dem Bolschewismus zu bewahren, bevor an die Lösung des anderen Problems zu denken war. Alvensleben stand vielen Männern des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus freundschaftlich oder verwandtschaftlich nahe, gleichzeitig aber auch dem nationalsozialistischen Minister Schwerin-Krosigk oder seinem Kommandierenden General Hube, den Alvensleben selbst als den Prototyp des

nationalsozialistischen Offiziers empfindet – doch wird Alvensleben keiner der beiden Seiten zuzurechnen sein. Er stand, wie so viele in damaliger Zeit, zwischen den Fronten, Recht und Menschlichkeit verantwortungsbewusst in dem eigenen Wirkungsbereich wachend.

Unbefangener und zugleich offener in seinen politischen Ansichten als im Tagebuch äussert sich Alvensleben in seinen Briefen an seine Cousine, einem der noch erhaltenen Briefwechsel, der die Kriegszeit umfasst. Nicht nur an den beiden als Briefzitate deutlich gemachten Stellen sind sie in das Tagebuch eingefügt, sondern auch dort, wo Äusserungen in den Briefen nur angedeutete Gedankengänge im Tagebuch ergänzen oder abrunden. Für die Erlaubnis dieser Benutzung der Briefe sei an dieser Stelle Frau Silvie Lampe-von Bennigsen besonders gedankt.

Alvensleben hat seine Tagebuchaufzeichnungen meist nur wenige Wochen oder Monate später in Urlaubszeiten in Wittenmoor mit der Schreibmaschine abschreiben lassen. Die Originalhandschriften gingen verloren, die Maschinenabschriften blieben erhalten. Sie bilden gekürzt den Text dieser Veröffentlichung. 1952. hat Alvensleben sein Kriegstagebuch selbst noch einmal durchgesehen und eine Zusammenfassung von rund hundert Seiten daraus gemacht, die unter dem Titel «Im Dienste des Mars» als Abschnitt einer Autobiographie gedacht war. Er hat dazu ebenfalls seine Briefe an Frau Lampe-von Bennigsen herangezogen, in denen er eine Ergänzung seines Tagebuchs sah. Der Aufsatz über Hube und die 16. Panzer-Division ist zum Teil dieser Zusammenfassung entnommen, doch mit ursprünglichen Tagebuchaufzeichnungen, so zum Beispiel über die Beisetzungsfeyerlichkeiten in Berlin ergänzt.

Dank gebührt Frau Elma von Alvensleben für die vertrauensvolle Überlassung der Tagebuchabschriften, sowie Frau Irmela Alberts für unermüdliche Mitarbeit bei der Herstellung des Manuskripts und der Register.

## Vorspiel

### *24. August 1939*

Ich besorge mir in Stendal ein altes altmärkisches Bauernkostüm, das ich am 26. beim Wiedschen Fest in Strahwalde tragen will, und ziehe es zum Abendbrot an. Wir essen auf der Terrasse. Vielleicht ist es meine letzte Mahlzeit vor dem Kriege in Wittenmoor. Ich trage eine schwarze Sammethose, weiße lange Strümpfe, rote Weste mit goldenen Knöpfen, einen hellblauen Leinenrock.

### *25. August 1939*

Nach Rudolstadt zu Frau Oberamtmann Echtermeier, die mir Möbel und Ahnenbilder aus Altzichtau zum Kauf anbot. Die Ahnenbilder kann ich alle identifizieren. Sie empfängt mich reizend mit ihrer Tochter.

Abends über Saalfeld, Leipzig nach Dresden. In dieser Nacht werden die meisten Wehrfähigen einberufen. Die Wittenmoorer holt man mit Lastwagen ab. Ein Einberufungsbefehl hat mich noch nicht erreicht.

### *26. August 1939*

Voller melancholischer Gedanken erfreue ich mich des schönen Morgens am Elbufer in Dresden, im Garten des Japanischen Palais. In Bautzen machte ich Aufenthalt, um mir die Hauptstadt der Lausitzer Wenden anzusehen, alles, was sich an Trachten, Anschriften, Kirchen und Museen zeigt. Die Stadt ist eindrucksvoll gelegen, östlich im Charakter. Kein Winkel, den ich nicht erstöbere: die alte Wasserkunst, eine Stuckdecke im Landhaus, den Saal im Schloss, den Friedhof in der Klosterruine, das reiche Museum.

Das Getümmel könnte mir sagen, dass der Vorkrieg bereits im Gange sei, aber der Mensch lebt von vorgefassten Ideen. Die meine ist, dass es keinen geben darf. In Herrenhut holt Heimdall Stolberg mich ab. Wir fahren nach Strahwalde, dem Wohnsitz seiner Mutter. Die Gegend ist reizend, das Haus voll schöner alter Sachen. Abends steigt

das Wiedsche «Windmühlfest». Vor dem kleinen Häuschen, das die Wied im Sommer bewohnen, brennt ein Reisigfeuer. Alle sind in Bauertracht. Eine Musikkapelle aus dem Dorf spielt uns auf. In der klaren, windstillen Mondnacht liegt das Land weithin bis in die böhmischen Berge sichtbar. Obwohl nicht viel getanzt wird, ist die Nacht zauberhaft wie die berühmte auf dem Rudolstädter Schloss vor der Saalfelder Schlacht. Der Mond wandert über den Himmel. Immer wieder fachen wir das Feuer an, wirbeln ums Haus, durch Stuben und Keller, sitzen und starren in die Flammen.

Es wird hell, als wir endlich zu Bett gehen.

### *27. August 1939*

Um 7 Uhr klopft es. Gräfin Stolberg kommt mit dem Telegramm, das mich sofort nach Hannover abrufft. Ungewaschen, unrasiert mache ich mich fertig, packe. Die Gräfin umgibt mich mit Güte und begleitet mich eine ziemliche Strecke bis zum Autobus, den ich eben noch erreiche. Nichts verrät die vor uns liegenden Ereignisse. Hier und dort verabschieden sich einzelne Frauen von ihren Männern. Drei «Blumenkriege» haben die Leute sorglos gemacht. In Wittenmoor bleiben mir nur 1½ Stunden zum Aufbruch. Alles ist vorbereitet und gepackt. Aber schwerer ist es, sich auf das vorzubereiten, was dieser Gerichtstag über uns bestimmt. Alles Bemühen ist von einem furchtbaren Wirbel erfasst. Alle Teile der Welt rüsten sich zum Aufbruch ins Unbekannte. Ich fahre in der Annahme, dass wir nachts verladen werden, sofort zum Generalkommando.

### *29. August 1939*

Dienstantritt beim stellvertretenden Generalkommando. Der Stab des aktiven Korps ist bereits nach Osten verladen. Werde eingekleidet. Lebensmittelkarten. Bezugsscheine. Das Leben behält sein normales Gesicht. Der Papst, Roosevelt, Daladier, der König von Belgien interpellieren um Frieden. Der Ribbentrop-Pakt bedeutet einen Sieg für Russland auf Kosten Europas. Wir bekommen vom Propaganda-Ministerium lügenhaft gefälschte Dokumente.

### *31. August 1939*

Erfahre, dass der Angriff gegen Polen bereits für den 26. August früh

befohlen war, aber wieder abgeblasen wurde. Seitdem sind pausenlos Verhandlungen in aller Welt.

Abends Herrenhausen. Um 21 Uhr: Ballettvorfürungen auf dem Gartentheater: Purcell, Corelli, Händel, Mozarts «Petits Riens» und eine «Fête Champêtre» von Johann Strauss. Als es zu Ende ist, rauschen die Fontänen bei Nachtbeleuchtung. Über dem Garten steht gross der Vollmond. Hinsinken des in letzter Stunde noch einmal Erwachten. Wie fern sind in dieser Nacht die grossen Genien, die hier zu Hause sind! Vielleicht verhüllen sie ihr Haupt, weil sie sehen, was kommt.

## Zu Beginn 1939 bis 1940

### Am Nordflügel des Westwalls

*6. September 1939*

#### **Hannover**

Den ersten Krieg 1914 bis 1918 erlebte ich, ohne zu reflektieren, als junger aktiver Offizier und Truppenführer, den zweiten beginne ich in entgegengesetzter innerer Haltung, herausgerissen aus fruchtbarer Arbeit, in der Voraussicht, dass Sieg oder Niederlage, die wahrscheinlicher ist, gleicherweise Unglück bedeuten werden.

Ich hatte erwartet, mit dem hiesigen Generalkommando sofort ins Feld zu rücken. Stattdessen sehe ich mich mit lauter Männern in führenden Stellungen, den Leitern der grössten Betriebe in Industrie und Landwirtschaft in Niedersachsen, Bank- und Generaldirektoren, hier zusammengetrieben, ohne Sinn und Verstand und ohne jegliche Aufgabe, denn ausser dem Abhören der feindlichen Rundfunkmeldungen und dem Lesen der Auslandspresse gibt es einstweilen nicht das Geringste zu tun. Der Grund dieses Fehlarrangements ist der, dass ein gewandter Mann von der Abwehrstelle sich von den Wehrbezirkskommandos die wichtigsten Leute hat nennen lassen, um sie für den Kriegsfall hierher zu kommandieren. Wie gefangene Löwen rütteln die gestrandeten Koryphäen empört an den Stangen des Käfigs.

Ich habe mich sofort um meine Versetzung bemüht. Generaloberst von Hammerstein hatte als Chef der Heeresleitung mich schon vor 1933 im Mobilmachungsfall für die Abteilung «Fremde Heere West» bestimmt. Jetzt erinnere ich ihn daran. Er hat das Oberkommando der Armeeabteilung A in Köln, die im Westwall eingesetzt ist. Den Oberbefehl über die gesamte Westfront führt in diesem Augenblick Generaloberst von Leeb, mit Sodenstern als Chef des Stabes.

Bei der Führerreserve des stellvertretenden Generalkommandos Hannover muss ich, mit Feindnachrichten-Verwertung beschäftigt, warten. Als man, in dunklem Flur versammelt, die Radionachricht empfängt, dass wir ohne Kriegserklärung in der Frühe des 1. September in Polen einmarschiert sind, sehe ich, sonst nicht zu Visionen nei-

gend, ein mächtiges Schiff übers Meer ziehen, das zu sinken beginnt, bis es vollständig in den Wellen verschwunden ist.

### *19. September 1939*

Meine Versetzung zur Armeegruppe A in Köln (Generaloberst von Hammerstein) kommt heraus.

### *20. September 1939*

Von Hannover nach Köln.

Der mit Soldaten überfüllte Kölner Bahnhof, davor der Dom und ein Gewimmel von Militärfahrzeugen, alles ist wie im ersten Krieg. Hier im heiligen Köln geraten mir beide Kriege ineinander, die dazwischen liegenden Jahre schrumpfen wesenlos zusammen.

Zur Befehlsstelle des Armee-Oberkommandos A des Oberbefehlshabers Generaloberst von Hammerstein. Ich werde der Abteilung Ic zugeteilt. Mein jugendlicher Chef, Hauptmann Meier-Welcker, blickt mich inquisitorisch an. Mein Quartier ist im Hotel Deutsches Haus. Waisenhausgasse neben St. Pantaleon. Enges, sonst wesenloses Stadtviertel, in dem man sich eingesengt vorkommt.

### *22. September 1939*

Während der eigentliche Westwall vor der französischen Grenze schon vor einem Jahr hätte verteidigt werden können, wurde mit der Weiterführung längs der Grenzen von Luxemburg, Belgien und Holland bis zum Rhein bei Emmerich erst im Frühjahr 1939 begonnen. Hier also ist überall nur ein Anfang, während in dem bergigen Gelände von Trier bis Aachen schon eindrucksvolle Befestigungswerke zu sehen sind. Man hat die kürzeste und günstigste Linienführung gewählt, ohne Rücksicht darauf, dass schlecht zu verteidigende Abschnitte ins Vorfeld fallen. Als erstes sehen wir den Abschnitt Straelen bis Geilenkirchen, wo Drahtverhaue gezogen und verstärkt werden. Auf der Strasse Straelen-Venlo herrscht «kleiner Grenzverkehr» von Radfahrern hin und her. An mehreren Stellen fahren wir bis an den Grenzschlagbaum heran. Es ist ein Gebiet von Sanddünen, Moor, Heideland, stellenweise mit Kiefernwald bestanden. In Friedenszeiten spielt die Grenze hier kaum eine Rolle.

Überall Sorglosigkeit, vertrauter Umgang mit holländischen Grenz-

posten. Da die Zollbeamten zur Grenzschutz eingezogen sind, ist die Grenze heute paradoxerweise weniger bewacht als in Friedenszeiten.

Schön liegt das Schaesbergsche, von der Familie gegenwärtig bewohnte Schloss Kriekenbeck zwischen Wäldern, Seen und Alleen, hart an der Grenze vor Venlo. Dort werden starke Sperren angelegt. Überall sind Bunker im Bau. Unter solchen Umständen steht man ungern an der Grenze eines Landes. Rückweg über Kevelaer. Das alte Wasserschloss Wissen ist durch Umbauten verdorben, der schöne Park mit geraden Kanälen und Alleen, die in weite Wiesen einmünden, sind nicht gut gehalten. Der Besitz ist noch über 20'000 Morgen gross und wurde noch bis zuletzt vergrössert. Nahe dabei die Wallfahrt von «Kevelaer». An baumbestandenem Platz liegen zwei Basiliken, eine alte und eine neue, in der Mitte eine Renaissance-Kapelle mit dem Gnadenbild. Durch panoptikumartige Darstellungen des Fegefeuers von barbarischer Simplizität werden naive Gläubige in Schrecken versetzt. Die holländischen Pilger, gewöhnlich das Hauptkontingent, sind fortgeblieben. Nachmittagsstunde, feierlich grau und still.

### *23. September 1939*

Unser Armeeabschnitt reicht vom Rhein bei Emmerich bis fast zur belgisch-luxemburgische Grenze. Zwei Korps, eines in Jülich, das andere in Euskirchen, halten die Front besetzt. Mehrere Reservedivisionen. Die Division Spang liegt an der holländischen Grenze. Kampfhandlungen gibt es nur im Vorfeld des Westwalls bei Saarbrücken und bei Perl an der Mosel. Aus propagandistischen Gründen legen die Franzosen Wert darauf, sich auf preisgegebenem deutschen Boden festzusetzen. Sie lassen Geschütze feuern, ohne den Westwall anzugreifen. Am Oberrhein kommt es täglich zu Verbrüderungsszenen mit den Franzosen. Die englische Armee ist im Antransport nach Frankreich über den Kanal und gruppiert sich längs der belgisch-französischen Grenze. Belgien befestigt sowohl gegen Deutschland wie gegen Frankreich.

Melde mich mittags bei Hammerstein und teile ihm den eben durchs Radio bekannt gewordenen Tod des Generalobersten Freiherr von Fritsch vor Warschau mit. Der Fall Fritsch ist die grösste Schande, mit der die Armee je befleckt worden ist. Dieser freiwillige Tod macht sie unsühnbar.



*25. September 1939*

Ich hole sechs Journalisten, die auf Wunsch Hitlers den Westwall besichtigen sollen, vom Bahnhof ab, drei Amerikaner, darunter Lochner von der «Associated Press», einen Norweger, Fridahl von «Aftenposten», einen Holländer, Maasdijk vom «Telegraf» Amsterdam und den finnländischen General und früheren Generalstabschef Wallenius, dazu zwei brave Herren von der Partei, die auf plumpste Propaganda eingestellt wie Elefanten wüten und jede Situation verderben. Ich führe diese Prozession ins Domhotel.

*26. September 1939*

Frontfahrt mit den Journalisten, ich bin im Wagen mit General Wallenius. Er war früher Chef des Stabes der finnischen Armee und tarnt sich als Journalist, um sich unseren Krieg anzusehen. Gedrungener, intensiver Mann mit Feueraugen. Starke innere Verbindung zu Deutschland. Strafend über das Ausmass unserer Einigung mit Russland, die er zwar für einen diplomatischen Erfolg, aber für ein Danaergeschenk hält. Er findet Deutschland in vieler Hinsicht altmodisch und zivilisatorisch zurückgeblieben aufgrund zuviel mitgeschleppten Ballasts und schildert den raffinierten Komfort kleiner moderner Wohnungen in Helsinki, der in Deutschland nirgends erreicht sei. Bei allem, was er von unseren Befestigungen sieht, erklärt er, dass die finnische Mannerheim-Linie dem durchaus gleichkomme.

Alle Truppen sind aufgeboten worden, unterwegs einen «Türken» aufzuführen, es scheint, als führen wir durch eine wütende Schlacht mit Panzerwagen und feuernden Geschützen, während für gewöhnlich tiefster Friede herrscht. Die Journalisten mokieren sich. Der wirkliche Westwall enttäuscht im ersten Moment. Erst von Aachen ab kommen eindrucksvollere Effekte. Jenseits Cornelimünster überqueren wir das hohe Venn, Hochmoore und Fichtenwälder, auf neutraler Strasse ein Stück belgischen Gebiets, fahren längere Strecken an der Landesgrenze entlang mit Aussichten in die 1919 abgetretenen Kreise Eupen und Malmedy. Überall Drahtverhaue, Betonhindernisse, getarnte Bunker. Haushohe geschnittene Hecken, mit denen Bauernhäuser und Höfe zum Schutz gegen den Wind umgeben sind, kennzeichnen die Landschaft. Von einem Feldherrenhügel, nahe der Ordensburg Vogelsang, überblickt man den Frontverlauf. Über-

raschend und malerisch in engem Flusstal liegt die Stadt Monschau mit prächtigen Bauten des 18. Jahrhunderts. Den militärischen Höhepunkt bildet ein befestigter Berg westlich von Kronenberg, Prunkstück des Westwalls mit allen Schikanen, Komfort und grösstem Schussfeld.

In nächster Nähe dieser Festung wirkt noch in tiefem Frieden die Hermann-Göring-Malerschule in Kronenberg in der Eifel. Der Leiter, Professor Peiner, führt uns durch die Ateliers. Die klosterartigen Bauten hat der Architekt Fahrenkamp in die Berglandschaft und den alten Ort mit seinen weissen Mauern eingeordnet. In der Hauptsache werden Wandteppiche entworfen. Peiner zeigt mir eigene Kartons mit Hauptereignissen der deutschen Geschichte für die Reichskanzlei bestimmt, ein Meisterschüler «die vier Erdteile» für Ribbentrop. Die besten Sachen sind stets für Göring bestimmt, Karinhall ist, wie Peiner sagt, das Museum der Werke seiner Schule. Eine gretchenhafte Schülerin zeichnet Miniaturen für ein Märchenbuch, das Edda Göring zu Weihnachten bekommt. Eine Hofmanufaktur hoher Herren! Grosser Luxus in der Peinerschen Wohnung mit Terrassengarten und Wasserkünsten an der alten Kirche.

Im Hauptatelier dann Feldküchenessen bei Militärmusik. Die Journalisten sprechen Peiner gegenüber offen aus, dass die Schule eklektische Epigonenkunst liefert. Er verteidigt sich geschickt mit der Notwendigkeit, die sterbenden Künste der Monumental- und Miniaturmalerei sowie der Gobelinweberei wiederzubeleben.

Das Nachbaroberkommando führt die Journalisten weiter nach Trier. Ich fahre nach Köln zurück. In Blankenheim ein hochgelegenes Schloss, in Münstereifel mittelalterliche Stadtbefestigungen und ein romanisches Münster, ähnlich St. Pantaleon. Einsame, ehemals vulkanische Berglandschaft mit Waldungen. Vor Euskirchen das Mallinckrodt'sche Schloss Wachendorf, weiter das Barockschloss Klein-Büllesheim. Zur Rechten Metternich (Spies) und Heimerzheim (Boeselager), dann Brühl. Abends in Köln und bei Mondschein um den Dom.

### *27. September 1939*

Nach Mayen zum Armee-Oberkommando 5 (General Liebmann). Ich lasse mich in Dolmetschersachen einweisen, besehe Stadt und Genovevaburg, halte auf dem Rückweg in Maria Laach, in lautloser

Herbsteinsamkeit. Im sinkenden Nachmittag rheinabwärts wieder nach Köln. Abendessen beim General von Hammerstein mit der Baronin im Hause des Grossindustriellen Otto Wolff. Hammerstein kann nicht riskieren, dem Erzbischof einen Besuch zu machen.

### *28. September 1939*

Warschau ist endlich gefallen. Die Verteidigung war seit langem Wahnsinn, sinnlos die Zerstörung der Stadt, sinnlos die Opfer an Menschenleben. Berge von Leichen sind fortzuschaffen. Die Russen sind in Polen einmarschiert und rücken bis zu einer vereinbarten Demarkationslinie vor. Versprengte polnische Divisionen führen immer noch, durch englische Radiomeldungen falsch unterrichtet, einen heldenhaften Verzweiflungskampf. Die Zivilbevölkerung beteiligt sich an grausam geführtem Franktireurkrieg.

### *29. September 1939*

Frühstück im Deutschen Haus mit Hammerstein. Der Vertrag mit Russland setzt die Grenze beider Machtbereiche weit östlich der ersten Demarkationslinie fest. Hitler macht den Westmächten eine Art Friedensangebot. Die Bevölkerung glaubt an bevorstehenden Frieden.

### *3. Oktober 1939*

Zur Feier des Sieges über Polen läuten die sonst verstummten Glocken aller Kirchen Kölns. Der Himmel ist von dem Brausen dieses dunklen Tonmeeres erfüllt. Man spürt, die Herzen schwingen nicht mit. Die Beflagung der Strassen ist schwach.

### *4. Oktober 1939*

Ich arbeite für den Oberbefehlshaber und den Chef einen Vortrag über holländische Militärgeographie aus. Die Kernprovinz Holland lässt sich mit den wichtigsten Städten durch Überschwemmungen in eine uneinnehmbare Inselfestung verwandeln, die bereits zweimal den stärksten Armeen Europas standgehalten hat, der Philipps II. von Spanien und der Ludwigs XIV. Ein Durchmarsch durch Süd-Holland in Richtung auf Brüssel begegnet stark befestigten Kanalabschnitten, die das belgische «Reduit national» mit der Festung Lüttich verbinden. Ziel unseres Einmarsches in Holland wäre Gewinnung

einer besseren Flugbasis gegen London. Umgekehrt könnte die Festung Holland leicht ein feindlicher Ausgangspunkt gegen uns werden.

### *6. Oktober 1939*

Ich vernehme französische Flieger, die bei Euskirchen verwundet zur Landung gezwungen wurden. Der Führer, ein Generalstabsoffizier, Lieutenant Colonel Paul Gerardot, vom 31. Escadre, Tours, ein feiner, energischer Mann von 41 Jahren, spricht deutsch, sagt aber, wie Offiziere stets, nichts aus, während Mannschaften eher dazu geneigt sind. Bei ihnen finden sich Papiere, die alles Notwendige ergeben. Sie werden von unseren Offizieren mit gutmütigem Wohlwollen behandelt.

Abends Nachricht, dass der Stab des Oberkommandos A den Oberbefehl in Krakau übernimmt, da die Armeeführer des siegreichen Ostheeres nun auch im Westen Lorbeeren ernten sollen. Allgemeine Entrüstung! Die Generalstabsoffiziere bleiben hier. Hammerstein verlangt ausdrücklich, dass ich nach Krakau mitgehe. Ich werde dem Vorkommando dorthin zugeteilt.

## **Krakau**

### *9. Oktober 1939*

Der Anblick des oberschlesischen Industriegebiets ist deprimierend. Alles soziale Elend, alle Scheusslichkeiten der Welt werden in solchen Zonen geboren, die gewonnenen Güter missbraucht der Mensch. In Kattowitz treten wir mit einem Autobus die zweistündige Fahrt nach Krakau an. Kümmerlich aussehende Menschen, gesprengte Brücken, Bergwerke, Schutthalden und Tagbaulöcher. Jenseits der alten Reichsgrenze endet das Industriegebiet. Flache Hügel mit ärmlichem Boden, nur mangelhaft bestellt, und klägliche Kiefernbestände begleiten die von heimkehrenden Flüchtlingen belebte Strasse, Panjewagen, beladen mit Familien auf Betten und Kisten, Frauen in Decken gehüllt, Kinder auf dem Schoss, Männer, die Karren voranschieben. Holzhäuser, himmelblau angestrichen, mit verfallenen Stroh- oder Papp-

dächern, wechseln mit formlosen Gebäuden von üblem Modernismus. Viele sind ausgebrannt, man sieht Bombeneinschläge, besonders an Bahnhöfen. Obwohl relativ wenig zerstört wurde, wirkt dies Land, als sei hier immer Krieg.

Nach Osten zu gewinnt die Landschaft an Reiz. Bewaldete Hügel, herbstlich belaubt, einige Güter mit Parks, darunter das Potocki-Schloss Kreszowice. Von einer Anhöhe zeigt sich Krakau mit vielen Kirchen, überragt vom Wawel, der Königsburg der Polen. Im Hintergrund die Vorberge der Beskiden, die Gipfel der Hohen Tatra. Von Westen rückt ein waldbestandener Höhenzug bis nahe an die Stadt, bekrönt mit zwei runden, zugespitzten Erdhügeln, die von fern wie Pyramiden aussehen, zugleich aber an Bauten der Azteken oder an die Dagobas auf Ceylon erinnern. Diese ersten Marksteine des Ostens, die auf dem Wege von der deutschen Grenze nach Asien stehen, sind Erinnerungsmaie an den Freiheitshelden Kosziusko und den 1936 gestorbenen Marschall Pilsudski, nach altslawischer Überlieferung in unserer Zeit errichtet.

Bei grauem kaltem Wetter rattern wir in Krakau ein, umfahren den Rynek (Ring) mit Tuchhallen, Rathausturm und der Hauptkirche Pannia Maria, am Theater vorüber zur Woiwodschaft, unserer künftigen Befehlsstelle, und weiter zur «Barbakane», durch die Innenstadt an vielen Kirchen und dem Osthang des Wawel vorbei zur Kommandantur, nahe am Ghetto Kazimirsk. Ich bringe die Mannschaften nach einigen Kämpfen im jüdischen Cityhotel in Betten wanzenfrei unter. Wir Offiziere wohnen im Grand Hotel, depi ehemaligen Palais Czartoryski, nahe dem Rynek.

### *10. Oktober 1939*

Krakau hat rund 250'000 Einwohner, die Hälfte davon sind Juden, von denen die meisten seit altersher im Ghetto wohnen. Die Strassen sind beständig von Menschen überflutet.

Morgens Marktgetümmel auf dem Rynek um die Tuchhallen, die mit den überwölbten Basaren darin ein Stück Orient sind. Draussen verkaufen Bauern, die ihre ganzen Familien auf Panjewagen mitbringen, Lebensmittel. Die Männer oft in Trachten, in weissen enganliegenden Lederhosen, Pelzkitteln und runden Filzhüten, die Frauen in zahllosen weiten Röcken übereinander und bunten Kopftüchern. Das

Auto hat hier noch nicht das Pferd verdrängt, die Fiaker, von Feldgrauen mit Vorliebe benutzt, beherrschen das Bild. Die Menschen in den überfüllten Kirchen tragen den Ausdruck religiöser Inbrunst.

Es ist ein kindlich frommes Volk. Die Bauern haben offene freundliche Gesichter. Unter den städtischen Frauen sind viele hübsch und elegant, meist sehr zurechtgemacht.

Die Krakauer Altstadt hat sich erstaunlich intakt erhalten. An Stelle der einstigen Gräben läuft ein Grüngürtel rings herum, der die Vorstädte abtrennt. Reste der Stadtmauer mit eng aneinanderstehenden Türmen, Wehrgängen und die «Barbakane», ein gut erhaltenes «Nordtor», beweisen, dass die Stadtbefestigung etwas Hervorragendes gewesen ist. Die Altstädter Strassen wirken monumental, gespenstisch und düster. Noch stehen Paläste des 16. und 17. Jahrhunderts einer neben dem anderen. Mittelalterliche Wölbungen und Portale deuten an, dass diese Bauten im Kern meist viel älter sind. Über fünfzig Gotteshäuser, Pfarrkirchen und Klosterkirchen gibt es in diesem Labyrinth, turmlose gotische Basiliken und barocke Kuppelbauten. Die Häuserfronten sind dunkel verputzt, viele haben bizarre Gesimse, die man «Polnische Attika» nennt.

Nach slawischer Art ist dieser Markt von Riesengrösse, in der Mitte die Hallen, daneben der Turm des zerstörten Rathauses, an der Peripherie Panna Maria, die Hauptkirche, deren Türme mit funkelnden Kronreifen gekrönt und mit goldenen Fähnchen wie flandrische Beifriede besteckt sind, und die Kapelle vom Hl. Adalbert, uralt, aber barock überbaut. Panna Maria ist von Frömmigkeit bedrängend erfüllt, die Ausmalung der Basilika zwar nicht schön, aber doch wirkungssteigernd; das Licht, das durch die alten Glasfenster fällt, warm und geheimnisvoll. Denkmäler und Barockaltäre preisen den Ruhm der römischen Kirche, der Nation und ihrer grossen Geschlechter. Vom Veit-Stoss-Altar steht nur das Rahmenwerk. Die Holzreliefs und Figuren wurden bei Kriegsbeginn herausgenommen und weichselabwärts verschifft, unterwegs aber angehalten und auf Befehl Hitlers nach Nürnberg gebracht. Zu jeder Tageszeit ist die Kirche erdrückend voll. Schöne Renaissance-Vorhallen und ein Nürnbergerischer Kalvarienberg an der Barbarakapelle.

Weiter südwärts, dem Wawel zu, die Dominikanerkirche, eine mächtige, turmlose Basilika, innen kahl neugotisch, und die Franzis-

kanerkirche mit scheusslichen, von den Polen jedoch bewunderten Glasfenstern in krankhaftem Jugendstil. Die neue polnische Kunst ist stark literarisch belastet. Edler ist die Fassade der Jesuitenkirche in Travertin, der römischen fast genau nachgebildet und nur wenig jünger, eines der Hauptdenkmäler des römischen Katholizismus in Osteuropa, erbaut unter der jesuitenfreundlichen Wasa-Dynastie. Davor wirkungsvoll bewegte Kolossalstatuen der Apostel als Torpfeiler. Daneben die verstümmelte romanische Andreaskirche mit Türmen im Achteck, die einzige, die beim Mongoleneinfall nicht zerstört wurde, älteste Inkunabel polnischer Baukunst.

Von hier führt die heute ins Hintertreffen geratene Domherrenstrasse, umsäumt mit allmählich unscheinbar gewordenen Palästen des Adels und der Geistlichkeit, zum Wawel. Reiche Portale und fast italienische Arkadenhöfe.

Nun gehts zur mächtigen Nordfront des Wawel hinauf, Polens Nationalheiligtum, Königs- und Gottesburg, Grabstätte der Herrscher, Schatzhaus der Kunstwerke, Zeugnis eines vollen Jahrtausends geschichtlicher Vorgänge. Diese drohenden Türme, mit der barbarischen Pracht ihrer in Gold und Kupferpatina leuchtenden Bekrönungen, wecken in jedem Polen Gefühle verzehrenden Stolzes. Mehrere Tore sind zu durchschreiten. In der Mitte herrscht der Dom. Daneben steil über der Stadt das eigentliche Königsschloss mit dem berühmten Arkadenhof. Den weiten Rest des Burghügels füllen verstümmelte Bauten, österreichische Kasernen, Türme und Gärten. Der Blick von der Westterrasse umfasst den Lauf der hier noch schmalen Weichsel, Vorstädte, die «Pyramiden» und die fernen Karpaten. An der Dom-ecke der Eingang zu Marschall Pilsudskis Gruft, ein deutscher Posten steht davor.

Die Wiederherstellung des Königsschlusses hat Kaiser Franz Joseph begonnen, die Polen haben sie als Hauptaufgabe nationaler Kunstpflege fortgeführt, aber sie ist noch längst nicht beendet. Die Gemäcker wurden bei Anwesenheit des Staatspräsidenten bewohnt und für Empfänge benutzt. Ein Stab von Gelehrten, Künstlern, Baubeamten und Kustoden ist um dieses Sanktuarium bemüht. Starker Andrang besichtigender Soldaten, polnische Führer erklären, von der Würde des Gegenstandes hingerissen, in Deutsch mit kräftigem Akzent.

Der Hauptschmuck der Innenräume sind kassettierte Holzdecken, ringsumlaufende Freskenfriese (zum Teil von Hans Dürer), reiche Kamine und Türumrahmungen. Überall wurden schwarzweisse Marmorfußböden gelegt und Verbindungstreppen eingebaut. Gemälde aller europäischen Schulen, holländische und italienische Renaissance-möbel, mit denen die Räume ausgestattet sind, wurden jetzt von grossen polnischen Familien und Sammlern gestiftet. Nur die berühmten flämischen Gobelins der polnischen Könige hat man entfernt, die Katharina II. beim Sturz Poniatowskis nach Petersburg bringen liess und die erst nach 1920 nach Polen zurückkehrten. In ihrer Mischung von Einfachheit und Pracht sind die vielen Räume bis auf einzelne moderne Deckenbilder sehr geglückt. Besonders eindrucksvoll ist das «Oratorium der Könige», deren Sommerwohnung, mit Altan und Erkerzimmer, die Aussicht aus den Fenstern auf Krakau, das «polnische Rom». An jedes Quartier des Palastes knüpfen sich bestimmte historische Erinnerungen. Da es zu dunkeln beginnt, erstrahlen die Räume in Festbeleuchtung.

### *11. Oktober 1939*

In verschiedenen Buchläden am Rynek habe ich mir alle erreichbare Literatur über Krakau und Polen in Deutsch, Französisch und Englisch verschafft, zum Teil in letzten Exemplaren, und in Eile das Wichtigste daraus gelesen. Dies hat sich herumgesprochen, eine liebenswürdige Kohorte folgt mir auf den Wawel, zuerst in den Dom, dann durch den Palast.

Ein solches Ensemble, wie die Grabmäler der polnischen Könige im Krakauer Dom, hat keine der deutschen Dynastien, einschliesslich der habsburgischen, hervorgebracht. Saint Denis, Westminster, Roskilde bieten die einzig möglichen Vergleiche, denn vom 13. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sind fast alle Herrscher hier begraben. Von gotischen Baldachinen, unter denen die Könige und ihre Gemahlinnen auf Sarkophagen ruhen, über das Renaissancegrabmal bis zum spätbarocken Prunkepitaph ist jeder Typus vertreten. Auch hier sind deutsche und italienische Meister tätig gewesen, deren Werke vom genius loci ziemlich unbeeinflusst scheinen, denn Polen hat es in der bildenden Kunst kaum zu eigener Form gebracht.

Als Bauwerk ist der Dom nicht besonders eindrucksvoll. Umbauten



haben die Grundgedanken überdeckt, Einzelbauten bedrängen einander und kommen nicht zur vollen Wirkung. Ursprünglich eine gotische Basilika, wurde der Dom erst zur Rokokozeit zu einer lichten Hallenkirche erweitert, um den Denkmälern Raum zu schaffen. Ein goldenes Tabernakel sperrt die Vierung. Von erlesener Pracht und Meisterschaft sind rings die Seitenkapellen mit ihren Kunstwerken.

In Fällen, wo alte Denkmäler besonders wichtiger Herrscher und Herrscherinnen fehlten, haben noch in jüngster Zeit polnische Bildhauer im Auftrage von Granden, wie dem Grafen Lanckoronski, in sichtbar leidenschaftlicher Einfühlung in Stil und darzustellende Persönlichkeit, stark wirkende Denkmäler nachgeschaffen, die sich dem gewohnten Massstab entziehen. Neben den Kapellen der Könige sind einige den grossen Familien vorbehalten, wie den Potocki und Radziwill, oder auch den Lipski, zu denen der letzte polnische Gesandte in Berlin gehörte. Eine edle Statue Thorwaldsens stellt einen unter Napoleon gefallenen jungen Potocki dar, eine klassizistische Büste von römischem Stolz eine Gräfin Tyszkiewicz.

Meine persönliche Verbindung zum Krakauer Dom ist unsere Abstammung von den Königen aus der Piastendynastie durch Rixa von Polen, hier Ryksa geschrieben. Genau betrachtet, bedeutet die tragische Geschichte Polens eine beständige Auseinandersetzung mit dem deutschen Volk seit den Tagen Ottos des Grossen und ein ewig sich wiederholendes Unterliegen. Ferner regt mich an, dass August der Starke hier (leider ohne Monument) beigesetzt ist, während sein Herz in der Dresdener Hofkirche ruht. Ausser den sächsischen Herrschern fehlen die Leszynski. Mit den Poniatowski endet es. Das Bild beherrschen die grossen Jagiellonen und Stephan Balthasar Bathory, dem die düstere Kapelle hinter dem Hauptaltar, das einstige königliche Oratorium, gewidmet ist. Wichtig sind auch die Grabmäler Jan Sobieskis und der Wasa, künstlerischer Höhepunkt ist die Sigismundkapelle. An Stelle des königlichen Throns hat im gobelingeschmückten Chor jetzt der Erzbischof von Krakau seinen Sitz, Fürst Sapieha.

Wenige Schritte unterhalb der Burg beginnt Kazimirsk, das Ghetto, mit von Schmutz und Elend starrenden Strassen. Fast alle Geschäfte Krakaus sind jüdisch, durch das ganze weite Stadtgebiet liest man die «malerischen» deutschjüdischen Namen der Kaufleute. Die Bauweise ist die ostdeutscher Städte, doch das Strassenleben schon Orient, ein

feilschendes, schwabbelndes, schwarzes Gewimmel. Verbissenen Hass und demutsvolle Unterwürfigkeit zugleich liest man in vielen Gesichtern. Neben mittelalterlichen Synagogen stehen gotische Basiliken aus der Zeit, als Kazimirsk noch der vornehmste Stadtteil war; das ganze Krakauer Leben ist von einer quirlenden Vitalität.

### *12. Oktober 1939*

Da Hammerstein den Oberbefehl hier nicht übernimmt, wie vorgesehen war, strebe ich von hier wieder fort, denn mein Platz ist im Grunde an der Westfront. Meier-Welcker, den ich in Köln anrufe, sagt mir zu, dass das A.O.K. 4, das uns dort abgelöst hat, mich anfordern wird. Da meine Rückkehr an den Rhein ziemlich feststeht, verdoppele ich meine Bemühung, ein möglichst intensives Bild von Krakau mitzunehmen. Schon meldet sich ein Trennungsschmerz, der die Eindrücke steigert.

Ich arbeite mich auf der Woiwodschaft, in der noch unsere Vorgänger regieren, in die Abwehrsachen ein und kümmere mich um unsere Mannschaften. Man isst gemeinsam im Grand Hotel, ein wüster Haufen ganz netter Rauhbeine. Es gibt drei Cafés, in denen man witzige Polen sehen kann, und drei Kinos mit deutschen Filmen. Die Museen sind bis auf den Wawel geschlossen.

Ich nehme einen Fiaker und fahre, um Krakau einmal von aussen zu sehen, zur Kosziusko-Festung durch eine eintönige Vorstadtstrasse längs der verwilderten Weichsel. Es könnte auch bei Moskau sein. An einer Klosterfestung verlässt der Weg den Fluss, im Schritt erklimmen wir den Höhenzug. Wie in opalisierendem Wüstendunst liegt die Stadt mit Backsteinkirchen und grünen Kuppeln, von den Türmen des Wawel überlagert, in der nach Osten und Norden unbegrenzten Ebene, ein Klein-Prag mit vielen deutschen Elementen, eine Festung der römischen Kirche, im Ganzen fremdartig, schon von Asien berührt. Von der Spitze des runden Kosziusko-Hügels, den die Österreicher mit einer Spielzeugfestung garniert haben, entfaltet sich der Rundblick auf die Vorgebirge der Karpaten, die Alpenkette der Tatra im Süden und das waldige Hügelland gegen Westen, von dem Kloster Biellany und Pilsudski-Dagoba herübergrüssen. Das Mäanderband der Weichsel blitzt stromaufwärts bis Kloster Tynieki.

*12. Oktober 1939*

Wir ziehen in das elegantere Hotel Franzuski, früher Hotel de France, und lösen unsere Vorgänger ab. Ich lerne dort Generaloberst List und dessen Chef, General von Mackensen, den Sohn des Feldmarschalls, kennen. In den Kasinoräumen unten gibt es Truppenverpflegung. Der hier überall getrunkene Sauerbrunnen führt den Namen «Ostromecka», es ist Onkel Albrechts alte «Marienquelle». In einer Zeitschrift finden wir Ostrometzko mit Bild und Artikel als polnische Sehenswürdigkeit gepriesen. Ich steige in einem etwas zweifelhaften Ansehen, zumal mich auch alle Portiers, als gewissermassen zum Lande gehörend, freudig begrüßen.

Die Buchhändler kennen mich schon fast so genau wie ihre Berliner Kollegen. Im Fremdsprachen-Antiquariat der grossen Librairie am Rynek sitzt ein sehr deutschfeindlicher alter Herr, der allmählich zutraulicher wird. Die pariserischen Friseurgeschäfte sind Rüstkammern des sex appeal. Oft wird man von einer unbeschäftigten Maniküredame rasiert. Dies an sich liebenswürdige Mädchen macht sich zum Demonstrationsobjekt aller dekorativen Möglichkeiten des Instituts. Nur mühsam rekonstruiert man das ursprüngliche Aussehen und Wesen unter einer orgiastischen Farbgebung von Violett, Rouge, purem Gold, Lack, Paste und angeklebten Wimpern.

*13. Oktober 1939*

Meinem Fenster gegenüber steht die gelbe Barockfassade der Piaristenkirche, darüber blauer Himmel. Ich kann im Bett die Orgel hören. So reich das Innere der Kirche an Deckenbildern, Kronleuchtern und goldenen Altären ist, so arm und so bedrückt sind die Beter. Rings um die Altstadt, innen an die Stadtmauern gelehnt, gibt es eine grosse Zahl verborgener Klöster mit zeitlosem Dasein, in denen uralte Lebens- und Kulturformen bis auf unsere unruhigen Tage gekommen sind. Die Bauten stammen meist aus dem Mittelalter, doch prunkender Barock der Gegenreformationszeit hat alles Ältere überwuchert. Nur die deutsche, an das Ordensgebiet erinnernde Johanneskirche hat noch gotische Fresken.

An das Piaristenkloster grenzt, unserem Hotel gegenüber, das Czartoryski-Museum, weltberühmt wegen einiger Bilder grosser Meister, die ich vor Jahren in Dresden ausgestellt sah. Das Gebäude bildet mit

Stadtmauer und Wehrtürmen eine Gruppe, neugotisch mit Wappen und einer Seufzerbrücke über die Strasse, die vom Hotel zur Woiwodschaft führt. Der kurze Weg, den wir oftmals am Tage machen müssen, ist voll monumentaler Aspekte. Man passiert Florianstor und Barbakane, Mauern, Wehrgänge und Opernhaus. Auf Panna Maria und Waweltürme führen Strassenzüge hin. Dunkle Paläste, einer neben dem anderen, in denen die Familien vom Lande früher für die winterliche Festsaison zusammenkamen, bevor sie ihre Stadtresidenzen nach den Teilungen Polens in fremde Hauptstädte verlegten, die Radziwill nach Berlin, die Lanckoronski nach Wien, die Czartoryski nach Paris, ins Hotel Lambert auf der Ile Saint Louis.

Der Stab der Armee Abteilung A trifft ein. General Hilpert, der Chef, widersetzt sich meiner Rückkehr nach Köln, was mich zum Widerstand reizt. Ich besehe die Jesuitenkirche St. Paul, ein kahler feierlicher Raum, Spätrenaissance, viele Grabmäler in dunklem Marmor. Eine betende Frau bricht in lautes verzweifertes Weinen aus, das in der leeren Kirche tragisch wiederhallt.

Den Dom auf dem Wawel und seine Grabmäler betrachte ich heute allein. Stunde der Besinnung und mancherlei Gedanken.

#### *14. Oktober 1939*

Ab heute bilden wir den Stab des «Befehlshabers Süd». Ich bin zum persönlichen Begleiter des Generals Ulex bestimmt, der als Oberbefehlshaber an Hammersteins Stelle tritt, und residiere prächtig in einem Saal der Woiwodschaft, auf der Trennungslinie zwischen Wehrmacht und Zivilverwaltung.

Seyss-Inquart soll in einen Prunksaal nebenan ziehen, aus dem wir einstweilen noch alle benötigten Gegenstände requirieren. Hier erscheinen Generäle, Stadtkommandanten, Kriegsgerichtsräte, man bekommt viel, wenn auch nur wenig Erfreuliches von ihnen erzählt. Der Blick durchs Fenster umfasst das Leben unten auf dem Boulevard und durch die kahler werdenden Bäume die Wahrzeichen Krakaus. Vorsintflutliche Vehikel mit verhüllten Gestalten dicht besetzt, Flüchtlinge, Viehtreiber, Truppeneinmärsche, Kolonnen, Teilströme einer beginnenden Völkerwanderung.

Wo mag sie enden und wen wird sie alles aus dem Angestammten verschlagen?

Wir unterstehen dem Generaloberst Gert von Rundstedt in Posen. Unser Abschnitt reicht von der slowakischen Grenze längs des San bis nordwärts Przemysl.

Uns unterstehen nur wenige Landwehrddivisionen. Die zu den Russen führenden Flussbrücken sind gesperrt. Eine Mappe «Erfahrungen mit Russen», die wir übernahmen, bildet meine Hauptlektüre. Von einer Freundschaft mit ihnen ist nichts zu spüren. Sie sind voll Misstrauen und Furcht gegen uns, praktisch stehen wir einander sichernd wie Feinde gegenüber.

In Galizien ist der Kommunismus eingeführt, der Pöbel entfesselt, Besitzende und Intelligenz ausgerottet. Durch Ausgabe falschen Papiergeldes wird die bestehende Währung zerstört. Ein Strom von Flüchtlingen ist vor den Russen her zu uns gekommen. So fluten verzweifelte Menschenmassen in diesem Lande hin und her. Die Ausrüstung der Russen wird bis auf die einiger Elitetruppen als schlecht bezeichnet. Die meisten Offiziere sind von Mannschaften nicht zu unterscheiden, sie wirken stumpf und untergeordnet.

Polizei und SS suchen in den von uns besetzten Teilen Polens Ordnung zu halten. Die in den Wirren des Krieges befreiten Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser, Teile der polnischen Armee und wer sonst Grund hatte, das Weite zu suchen, treiben sich bewaffnet im Lande umher. Wir begegnen dem einstweilen mit zu grosser Nachsicht von Seiten der Polizei und umständlicher Aburteilungsverfahren und zu grosser Grausamkeit von Seiten der SS, der gepredigt worden zu sein scheint, Kolonisationsziele mit brutalster Härte durchzuführen. Juden und die polnische Intelligenz als Trägerin des nationalen Widerstandes sollen soweit wie möglich dezimiert werden. Durch Genickschusskommandos werden umfangreiche Hinrichtungen vorgenommen.

Unklar ist noch die künftige Grenzziehung; Ansichten und Weisungen darüber wechseln täglich. Hitler scheint einen selbständigen Reststaat bilden zu wollen, in dem alle Juden und die Masse der Polen zusammengedrängt werden.

Bisher hatte die Wehrmacht hier alleinige Befehlsgewalt, nun wird eine Zivilverwaltung, zunächst unter Seyss-Inquart, eingesetzt. Die Gesichtspunkte dieser beiden Obrigkeiten sind einander scharf entgegengesetzt. Ich wurde heute in den Palast der Zivilverwaltung hin-

übergeschickt, um zunächst einmal gute Beziehungen anzuknüpfen. Nachmittags begleitete ich General Hilpert, einen pessimistischen, etwas altmodischen, aber tüchtigen und grundgütigen Franken, in die Kathedrale.

### *15. Oktober 1939*

Von der Orgel der Piaristenkirche geweckt. Herbstlicher Sonntagmorgen. Nach Pannia Maria und Sankt Barbara. In St. Annen, der Fontanakirche, findet sich zum Hochamt die elegante Welt von Krakau ein, die die Strasse meidet. Gegenüber die alte Universität, das polnische Bildungszentrum seit dem 15. Jahrhundert. Im mittelalterlich-malerischen Hof ein Denkmal des Kopernikus. Der Gedanke an diesen Mann beschäftigt mich sehr. Man stelle sich vor, wie in Sternennächten auf seinem Turm jene Entdeckung in ihm reifte, die die Erde als kosmisches Zentrum und den Menschen als Herrn der Schöpfung entthronte und die der christlichen Welt die Harmonie von Wissen und Glauben zerstörte, denn alle Voraussetzungen, auf denen Religion, Philosophie und Ethik des Mittelalters beruht hatten, waren mit einem Schlage dahin.

Streifzug durch Kazimirsk, längs der Weichsel über Schuttberge und stinkende Schindanger. Mitten in diesen Greueln, von chinesischen Mauern umschlossen, liegt das Skalkakloster, Unter- und Oberkirche mit doppeltürmiger Barockfassade und schönen Aussentreppen, reich an geschichtlichen Erinnerungen und Legenden. Im Vorhof der malerischen Klosterbauten eine barocke Wasserkunst, halb Bad, halb Brunnenanlage mit Balustraden, Statuen und einer italienischen Prachtpforte. Nicht weit, in dem gleichen Jammerviertel, ist die gotische Katharinenkirche, innen grossflächig kahl und wild mit vielen Marmor-Monumenten, anschliessend ein Kreuzgang. Die Beskidenkette steht in der durchsichtigen Herbstluft.

Im Theater, einem österreichischen Prunkbau, ein polnisches Lustspiel «Die Moral der Madame Dulka», drastisch übersteigert. Man sieht etwas vom Leben und lernt Polnisch dabei. Fast nur polnisches Publikum. Ich werde kein Stück versäumen.

Unser Oberbefehlshaber, General Ulex, tritt auf. Er war Kommandierender General in Hannover, nahm im Frühjahr den Abschied, lebte in Güstrow, eroberte jetzt die Festung Modlin. Obwohl er ein

Holzbein hat, ist er passionierter Reiter und Jäger. Er macht einen ruhigen, klugen Eindruck.

General Hilpert weigert sich noch einmal, mich nach Köln zu entlassen.

Hammerstein schrieb mir zum Abschied und legt mir den jungen Asseburg-Neindorf und den Erbsohn von Otto Wolff (Eisenmagnaten in Köln), die beide Fahrer beim Stab sind, ans Herz.

### *16. Oktober 1939*

Warschau ist durch unser Bombardement so zerstört, dass man an der Möglichkeit eines Wiederaufbaues zweifelt. Häuserruinen stürzen nach und müssen gesprengt werden. Man rechnet mit mindestens 25'000 Toten, die unbeerdigt in den Trümmern liegen. Ständig öffnet man noch Keller mit den Leichen Verschütteter darin. Für Verpflegung der Überlebenden ist nicht gesorgt. Flüchtlingsströme, die nach Osten gezogen waren, kommen wieder zurück. Die Geschichte Polens ist eine Kette von Tragödien, unter denen die gegenwärtige die grösste ist.

Bei uns im Lande hat man kaum begriffen, wie schwer dieser kurze Feldzug für unsere Armee gewesen ist und welche Opfer gebracht worden sind. Zucht und Ordnung sind dabei aber erstaunlich schnell verloren gegangen. Jahrhunderte Freiheitsbeschränkungen mussten zur Strafe verfügt werden, doch eine Führeramnestie setzte viele der Sünder wieder auf freien Fuss.

Der Führer der Stabswache, die wir hier übernahmen und mit dem ich viel zu tun hatte, ein österreichischer Reserveoffizier, mehr Tier als Mensch, ein Scheusal, von der Natur schon als solches gekennzeichnet, wurde gestern verhaftet, weil er zusammen mit dem Kompanie-Feldwebel Beutewaren jeder Art in Militärlastwagen hat nach Wien fahren und dort durch seine und des Feldwebels Frau für eigene Rechnung verkaufen lassen. Die Damen haben sich gezankt, und so ist es herausgekommen. Wie der Oberkriegsgerichtsrat versichert, ein Fall, der bis in erstaunlich hohe Dienstgrade herauf kommt.

Ich besichtige mit General Ulex die Villa des Grafen Badeny in der westlichen Vorstadt, die als Quartier für ihn vorgesehen ist. Anständige Einrichtung, Jagdtrophäen, Porträts und Photos eleganter

Leute, ein Diener als lebendes Inventar. Die Badenys sind, wie die meisten Familien dieser Art, fast ohne etwas mitzunehmen, ins Ausland geflohen.

General Ulex fühlt sich in dieser bedrängenden Fülle privatester Gegenstände beengt. Auch die Prüfung des an die Vorstadt grenzenden Reitgeländes hält nicht stand. Wir durchfahren die eintönige Ebene im Norden Krakaus. Der Gedanke, in dieser Umwelt, ohne wirken zu können, endlose Wintermonate zu verbringen, begeistert mich wenig. Ich lenke das Interesse auf die schönere Gegend am oberen Weichselufer, führe den General zur Kosziusko-Feste hinauf. Er erzählt mir oben, in den Anblick von Krakau und der Beskiden vertieft, von der Eroberung Modlins.

Auf der Suche nach einem ländlichen Stabsquartier entdecken wir in einem alten Park am Nordhang der Hügel Schloss Wola, eine monumentale Villa des 16. Jahrhunderts, wie sie in Frascati oder Genua stehen könnte, mit drei Arkadenreihen übereinander, von zwei alten Gräfinnen bewohnt, leider zu zerfallen, um sich darin als Oberbefehlshaber niederzulassen. Sicher haben die italienischen Baumeister am Wawel nebenher diesen schönen Bau geschaffen, der den ganzen Zauber der Mittelmeerwelt in diese chinesisch-polnische Herbstlandschaft hineinträgt.

Was für ein Herbst! Unter verschleiertem Himmel, in gedämpften Farben, fluten die Wälder von den Felsen zur Weichsel hinab. Oben auf einer Felsterrasse liegt (in ähnlicher Lage wie Banz) die Kamaldulenser-Abtei Biellany, deren doppeltürmige Barockkirche auf den Weichselarm oberhalb Krakau herabblickt. Wir nahmen den Weg über den Waldrücken dahin, den die Österreicher im vorigen Krieg anlegten. Jeden Herbst gibt es Wallfahrten hierher und Volksfeste vor der Klosterpforte.

Ein aus Westpreussen stammender Mönch lässt uns ein und führt uns durch die Abtei. Den geschlossenen Vorhof beherrscht die schwere Fassade der Kirche, in der Mitte des Hauptgebäudes, das zwei Seitenhöfe umschliesst. Das Kloster ist die Stiftung eines der grossen Staatsmänner der Krone Polens im 17. Jahrhundert, der Baumeister war einer der Italiener, die damals in Krakau beschäftigt waren. Auch hier wirkt das Italienische unübersetzt, nur die Wildheit der Ausstattung bezeugt die östliche Umwelt. In der Grabkammer der Mön-



che werden die Leichen, wie einst in den römischen Katakomben, ohne Särge in schmale Mauerschächte gelegt, die mit Steinplatten geschlossen werden. An den Chor der Kirche grenzt ein Terrassengarten, in dem die Mönche einzeln in kleinen Häuschen wohnen, ein jedes mit seinem besonderen hochummauerten Garten davor. Nur nach Süden ist die Terrassenmauer niedrig und lässt den unvergleichlichen Blick über das Weichseltal gegen die Beskiden frei. Unser Mönch zeigt uns seine eigene Hieronymusklause. Die kleinen Mönchsgärten sind genau so angelegt, wie man sie auf Miniaturen mittelalterlicher Stundenbücher sieht, und jetzt voll duftender Herbstblumen. Einen alten Mönch, den ältesten von allen, sieht man friedlich in dem seinen herumhantieren. Der lange Mittelgang, an dem alle Eremitagen aufgereiht liegen, führt zu einem Pavillon am Ende der Terrasse, von dem ein Durchblick vom Wawel von Krakau durch den Wald geschlagen ist. Mit Würde sieht mein General sich alles an. Von hier zurückkehrend blickt man auf die drei Kuppeltürme der Kirche, von Obstbäumen eingerahmt. Eben läutet es zum Angelus, aus allen Klausen schlüpfen Mönche in hellen Kutten und wandeln im Zuge vor uns her zum Gottesdienst.

Meine Mittel versagen, von dem Stück Ewigkeit zu sprechen, das hier so unerwartet zum Bilde wird. Der stille Herbstabend, die Glocken, der Duft von Obst und Blumen, die müden Farben der gobelinhaften Landschaft mit den verfärbten Wäldern, dem Fluss, den wundervoll abgestuften Mittel- und Hintergründen, die in den phantastischen Bergformen der Karpaten gipfeln, und der Klosterfriede. Drüben in der Flussbiegung auf steilem Fels stehen die Ruinen der Abtei Tyniek.

Alles, was ich über polnische Kunsttopographie und Kulturgeschichte in Krakau bekommen konnte, habe ich studiert und übersehe oberflächlich den Denkmälerbestand. Meine Erwartung, dass in Galizien bedeutende Barockfunde zu machen seien, die mich schon lange eine Fahrt hierher wünschen liessen, erfüllt sich aber anscheinend nicht. Die Schlösser der Magnaten, Kirchen, Klöster, Stadtpaläste, auch kleinere Herrenhäuser sind das Wichtigste. Sie sind noch kaum erforscht. Das 16. Jahrhundert war auch hier eine hervorragende Epoche. Die grössten Besitze liegen im Norden und Osten Polens, während weiter westlich Mittel- und Kleinbesitz überwiegt.

Die überraschende Grösse der Häuser erklärt sich aus dem ungeheuren Train, der unterzubringen war. Die soziale Stellung polnischer Magnaten war eine andere als die unserer Standesherrn. Eine letzte hohe Blüte, der ein vollkommenes Versagen in der Politik entsprach, erlebte die polnische Oberschicht unmittelbar vor den Teilungen Polens im 18. Jahrhundert. Als hochgezüchtete Individuen haben Frauen wie Männer aus diesen Familien trotz aller Schwächen von jeher in der europäischen Gesellschaft gegläntzt. Die gegenwärtige Katastrophe wird diese Kulturzentren, die so viele Wechselfälle überdauerten, wegfegen und einebnen. Meine Gedanken gelten der eigenen Welt.

Wir fahren am Weichselufer zurück. Die geballten Türme der Königsburg, mit ihren ausschweifenden Bekrönungen, stehen drohend über der engen, menschenwimmelnden Gespensterstadt.

### *17. Oktober 1939*

Ein letzter Vorstoss bei General Ulex gelingt. Ich gehe nach Köln zurück. Wenn die Aufstellung der Ostarmee im Westen beendet ist, wird Hitler mit dem Losschlagen nicht lange warten. Der Aufbruch wird mir nicht leicht, denn meine Stellung hier könnte nicht interessanter sein, und meine Brotgeber haben alles versucht, mich hier zu halten. Vom übrigen Stabe trenne ich mich leichter. Krakaus und Polens wegen bliebe ich gerne noch lange, aber ein zweites Mal bietet sich die Gelegenheit, zur kämpfenden Armee zu stossen, nicht so leicht. Aber nun gibt es keine Wahl.

Morgens an Besprechungen von Oberbefehlshaber und Chef teilgenommen. Ich breche nach Tisch mit einem polnischen Dolmetscher auf, um ein geeignetes Quartier für General Ulex zu finden. An den modernen Quartieren um die Pilsudski-Schule, mit denen Polen Kulturpropaganda trieb, und an dem Sportforum vorüber geht es nach Schloss Wola und zum «Pilsudski-Hügel» hinauf. Von der Spitze dieser runden Dagoba, die ganz neu ist und deren Umgebung noch unfertig daliegt, hat man eine ungeheure Rundschau. Ich suche ein Schlösschen auf Felsen über der Weichsel, das Ulex gestern in die Augen stach, und entdecke schliesslich nach mancherlei Irrfahrten den Zugang. Der wiederherstellende Architekt und Konservator des Wawel, Bogusz, hat sich in dieser berückenden Lage ein Sommerhaus in

Gestalt eines Rundturms auf die Klippen gesetzt, mit eigener Autofahrt durch den Park steil aufwärts. Verführerische Räume und Balkons mit Aussichten wie aus Klingsors Zauberschloss, auf Weichsel, Biellany und Beskiden, nur ohne Winterkomfort. In schöner Jahreszeit ein Ambiente, wie sicher bis zum Himalaya kein zweites, die Farben heute schwermütiger als gestern in Biellany. Der nette polnische Gärtner und seine Frau, die mich herumführen, spüren das Mass meines Entzückens. Abends das letzte Mal ins polnische Theater, wo ich so viele Abende verbrachte.

Auf Rat Generals von Viebahn erkunde ich mit Ulex das Radziwillsche Schloss Balice, 14 km nordwestlich der Stadt, das mit einem Artillerie-Stab belegt ist und alle Ansprüche erfüllt: ein ziemlich grosses klassizistisches Schloss in schönem Park, Pferdeställe, Jagd und Landwirtschaft, von einem deutschen Beamten geleitet. Haushofmeister, Kammerdiener und weibliches Personal sind noch vorhanden. Die Radziwill flohen bei unserem Einmarsch, kehrten bei Brest Litowsk vor den Russen um, erschienen wieder in Balice und suchten, als sie ihr Nest besetzt fanden, bei Freunden in Krakau Zuflucht.

Der Hauptbesitz dieses Radziwill ist Dawidrodek. Er ist der Enkel der Fürstin Marie Radziwill-Castellane und Neffe der Gräfin Betka Potocka in Lancut. Seine Grosseltern besaßen noch das Reichskanzlerpalais in Berlin. Die Fürstin ist auch eine Radziwill. Ihr Bruder, der früher Balice bewohnte, heiratete eine Erzherzogin (aus Seybusch), ein Sohn eine Prinzessin von Griechenland. Sie sind also gut «apparentiert» und mit ganz Europa verschwägert. Mein Interesse ist dadurch doppelt lebhaft, da meine Mutter ums Haar einen Radziwill geheiratet hätte, bevor Papa sie entführte.

Innenarchitektur, Einrichtung und Bilder in Balice sind französisch, Treppenhaus, Spiegelgalerien, Salons mit schönen Sesseln, Kaminen und Vorhängen, Himmelbetten, anheimelnd, doch schon etwas vom Krieg mitgenommen. Bibliothek, Stammbäume, alles, was zur Gemütlichkeit gehört, hätte ich hier mit dem famosen General in Seelenruhe geniessen können, mit Spaziergängen, Ritten, Exkursionen frontwärts und in die Hohe Tatra, Ski und Jagdexpeditionen. Morgens drei Stunden Residierens in den Sälen der Krakauer Woiwodschaft, Beibehaltung unserer Zimmer im Hotel de France, dort Lunch,

Dinner in Balice mit Gästen. Doch mich treibt es dahin zurück, wo allein die Entscheidung dieses Krieges fallen kann.

### *18. Oktober 1939*

Ich fliege mit dem Kurierflugzeug von Krakau nach Berlin. Der Wawel, Panna Maria, Tatra und Weichsel entschwinden schnell. Rechts bleibt der Lysa Gora, links Tschenstochau. In vierzig Minuten ist Lodz erreicht, wo wir zwischenlanden, und in weiteren vierzig Minuten Posen. Lodz mit seinen Fabriken in flachem, vielfach überschwemmtem Land überfliegen wir unter tiefhängender Wolkendecke in geringer Höhe. Das Land erscheint weder öde noch reizlos. Zahllose kleine Bauernhöfe, die aus zwei einander gegenüberstehenden, strohgedeckten Holzgebäuden bestehen, dem Wohnhaus und dem Stall mit Scheune, teilen sich in das Bild. Kleine Äcker, Wiesen, Waldstücke, Baumreihen und Baumgruppen, meist von Pappeln und Birken. Zweimal kreuzen wir die Warthe. Dann kommt Posen mit der Dominsel, dem alten Rathaus, den Barockkirchen und der Kaiserpfalz. Die Stadt lässt deutsch-polnisches Gemisch erkennen.

Dort landen wir bei schlechtestem Wetter, Weiterflug ist nicht möglich, das nächstlandende Flugzeug verunglückt, der Führer tot, die anderen verletzt.

Ein mit uns angekommener hoher Parteimann, der sich bedauerlich aufführt, wird von den Fliegern kalt behandelt. Wir fahren zum Luftgaukommando, ich übernachtete mit zwei Fliegern in einem Zimmer im Hotel Polonia, erkunde Altstadt, nächtliche Fassaden, Rathaus, Kaiserpfalz, das Palais Raczynski.

Essen im Restaurant Hungaria, machen verschiedene musikalische Cafés unsicher, die französisch-amerikanisch dekoriert und aufgezogen sind. Fast alle Aufschriften in den Strassen sind schon deutsch, aber in den Vorstädten knallt es noch. Posen ist erst seit vier Wochen besetzt.

### *19. Oktober 1939*

Der Start verzögert sich durch Bodennebel und unwahre Meldung eines Fliegerangriffs auf Berlin. Bei Sonne durch leuchtende Wolkengebirge geht es dann über viele Seen und Wälder in anderthalb Stunden nach Berlin. Die Provinz Brandenburg wirkt öder und weniger

bevölkert als Posen. An Beeskow und Lübben vorüber stossen wir in Rangsdorf nieder vor dem grauen Horizont Berlins, das wie aus Wüsten auftaucht. Schöner Fliegerhorst an grossem See in märkischer Landschaft. Weiter Fussmarsch zur S-Bahn. Ich passiere den von Verkehr entblösten Potsdamer Platz, springe auf dem Bahnhof Friedrichstrasse in den abfahrenden Schnellzug nach Stendal.

### *20. Oktober 1939*

Mit Mietsauto unter Rückgabe des Benzins fahre ich von Schwerin nach Keez und zurück.

Während sich in Wittenmoor alle Kriegsverordnungen scharf auswirken, dringen solche Schattenseiten des Daseins noch nicht bis Mecklenburg durch. Die Behörden machen keinerlei Versuch, Mensch und Vieh irgendetwas vorzuenthalten. Alles ist noch mit schöner Selbstverständlichkeit in Fülle vorhanden. Nur wenig Leute und Pferde wurden bisher eingezogen.

### **Keez**

Einen kurzen Augenblick lässt die Sonne das Schauspiel des sterbenden Herbstes für mich aufleuchten, brennend rotes Buchenlaub, blaue Seen, goldene Schilfränder. Rüben und Kartoffeln werden gerodet. Ich fahre die Felder ab, solange es hell ist. Abends «Volksgemeinschaft» mit meinen Getreuen.

### *21. Oktober 1939, Sonntag*

Bei Morgengrauen gehts wieder davon. Der See und meine friedliche Halbinsel bleiben im Dämmerlicht zurück. Besuche Stendal, Wittenmoor, fahre über die Felder und arbeite die Nacht durch. Die Leute sind bei trostlosem Wetter in Wittenmoor rührend bestrebt, alles für mich zu tun, aber ich bin hier kaum noch zu Hause.

Man kann sich nur schwer vorstellen, dass es nach dem Kriege sein wird wie vorher.

## Köln

*25. Oktober 1939*

Es heisst unter Soldaten, man soll seinem militärischen Schicksal nicht in die Speichen fallen. Ich habe es dennoch getan. Ob ich es bereuen werde?

In Köln habe ich unter Generaloberst von Kluge die gleiche Dienststellung wie unter Hammerstein. Kluge, im Kreis Jerichow II angesessen, sieht in mir den Nachbarn und unterhält sich gern über unterschiedlichste, ihn interessierende Themen. Auch ausserdienstlich zieht er mich gern heran.

Kluges Stabschef beim A.O.K. 4 ist General Brennecke, la Oberst Wuthmann. Der Ic Major Schwatlo-Gesterding besitzt Witz und Temperament.

Ich übernehme meine alte Tätigkeit bei der Abteilung Ic des Generalstabs: Feststellung der Feindlage aufgrund von Meldungen des Nachrichtendienstes und Fliegererkundungen, ferner Fremdsprachiges mit Abhören feindlicher Sender. Der Armeeabschnitt umfasst die gesamte belgische Grenze.

Es scheint sich eine Generalsfronde gegen einen Angriff im Westen herauszubilden. Brauchitsch und Göring sind die führenden Widersacher.

Im Rahmen meiner dienstlichen Umgebung verbindet mich innere Gemeinschaft nur mit Meier-Welcker, der Id geworden ist. Sein Vertrauen setzt mich in die Lage, über die entscheidenden Dinge informiert zu sein. Auf gemeinsamen Wanderungen an dunklen Abenden durch den Stadtwald geht es uns um Fragen von Führung und Geist des Heeres, um Politik, Wesen und Schicksal unseres Volkes. Die Unwissenheit der Situation lastet auf jedermann. Auf mir lastet insbesondere der Gedanke an das bevorstehende Schicksal Hollands, dem ich durch enge Beziehungen verbunden bin.

Von Köln merke ich zunächst nicht viel bis auf das milde, etwas bedrückende Klima und die Zivilisation dieses Villenviertels. Ich wandere zweimal täglich durch den Stadtwald. Kein Soldat reitet, niemand geht mehr, Pferde sind unbekannt geworden. Man sitzt in überheizten Gebäuden, jede Bewegung scheint Luxus. Dabei verkümmert

und verweichlicht man. Beständig mit anderen zusammengespart sein, Verlust der eigenen Verfügung über Zeit und Arbeit, Sitzen, rastloses Telephonieren und andere Freiheitsberaubungen sind unangenehm. Nie wird etwas fertig, alles ist sofort überholt.

### *31. Oktober 1939*

Morgen ist Allerheiligen. Es ist nicht auszudenken, dass in wenigen Wochen oder nur Tagen der Krieg in seiner wüstesten Form ausbrechen und Opfer fordern kann, gegen die jene des polnischen Feldzugs verschwinden werden. Wieder wird das Trommelfeuer zur ständigen Begleitung des Daseins werden. Dann fangen Städte und Länder an zu versinken. Mit welchem Ziel könnte der Krieg im besten Fall siegreich beendet sein?

Das Gewissen wehrt sich gegen die Zerstörung Hollands und Belgiens.

### *2. November 1939*

Generaloberst von Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres, erscheint mit allen Armeeführern der Westfront «zur letzten Ölung», wie man lästert, bei uns, denn bereits für den 5. November ist der Grossangriff anberaumt. Das Rot und Gold der Uniformen entfaltet sich grausam und dekorativ im Treppenhaus. Der Angriff wird abgeblasen, da Brauchitsch die Angriffsabsichten für entdeckt hält. Aber die Gründe liegen tiefer, im Gegeneinander der Meinungen.

### *10. November 1939*

Der Angriffstag ist wieder hinausgeschoben. Er war auf den 12. anberaumt. Der Dienstbetrieb läuft auf hohen Touren. Feindlagemeldungen regnen stündlich auf den Tisch. Der Papierkrieg wütet, man malt Truppenverschiebungen im Raum von Lille und am Albertkanal, Wegesperren und «Schikanen» zwischen Ourthe und Amblève oder die neuesten holländischen Überschwemmungszonen «Peel und Grebbe» in zahllose Karten ein, jeden Tag neu. So geht es ohne Zäsur, die Abende und Sonntage.

### *19. November 1939*

Lichtpunkte dieser Tage sind meine Wanderungen durch den Stadt-

wald. Morgens bei dunklem, regnerischem oder nebelverhangenem Himmel, oder bei Sonnenaufgang und Reif, oft auch nach Tisch oder tout secrètement gegen Abend.

Im Dom predigt der Franziskanerpater Dionysius über die Gefahr des heutigen Menschen, Gott und sich selbst zu verlieren, meisterhaft und wirkungssicher, gemeinverständlich und doch auf hohem Niveau. Viele Soldaten hören zu. Unterdes toben Orkan und Wolkenbruch. Es ist, als müssten alle Kreuzblumen stürzen. Innen wird es nachtdunkel, die Fenster rattern, es heult in den Wölbungen, als drohe der Einsturz.

### *28. November 1939*

Der heutige Tag war wieder zum Angriff bestimmt. Hitler wollte es, die Generale waren einstimmig dagegen. Der Himmel löst sich in Wolkenbrüchen und überschwemmt die Niederlande. Dieses Gefangenendasein, die Tätigkeit, die nur mechanisch zu leisten ist, ohne viel eigene Geistesarbeit, macht keinen Spass. Die einzige Rettung ist wie immer der Glaube, dass man zu irgendeinem Zweck auf diese Art geprüft und erzogen wird. Alle Möglichkeiten des Wirkens, die sich mir im September eröffneten, sind verschüttet. Wochenlang habe ich undankbar an meinen Ketten gerissen. Vorläufig blickt mich rings nur Grauen an. Das Umsiedeln der Völker, das Vordringen des Kommunismus, der grausige Untergang Polens, das Versinken der Schiffe, der Niedergang der Wirtschaft vieler Völker, die Demoralisierung und das unsichtbare Elend. Es ist alles so, dass man sich schämt, ein Wort über das eigene noch so ausserordentlich bevorzugte Schicksal verloren zu haben, das einem wahrscheinlich auferlegt ist, um einen für noch Bevorstehendes zu härten.

### *30. November 1939*

Ausbruch des russisch-finnischen Krieges. Die Russen marschieren in Karelien ein und bombardieren Helsinki. Es zeigt sich, dass die Ostseeländer bisher nur unter deutschem Schutz ihre Selbständigkeit zu wahren vermochten. Das Natürliche wäre, wir schlugen uns gemeinsam mit unseren jetzigen Feinden für Christentum und westeuropäische Kultur gegen Russland, doch das sind Utopien. Unsere «magnetischen Minen» mögen für England bitter sein, eine Entscheidung



bewirken sie nicht. Selbst wenn wir bis zur Kanalküste vordringen und England bombardieren würden, ja selbst wenn wir siegreich landeten, wäre der Krieg nicht, wie hier allgemein angenommen wird, entschieden.

#### *7. Dezember 1939*

Von Woche zu Woche wird der Angriff verschoben. Gestern war wieder Stichtag. Das schlechte Wetter hat es bisher jedes Mal verhindert.

Beim Nachtdienst leisten mir Meier-Welcker und Oberst Wuthmann bis 1 Uhr nachts Gesellschaft. Hitler wünscht den Angriff und scheint die Generale von der Notwendigkeit überzeugt zu haben, doch glaubt keiner, dass die Opfer den möglichen Erfolg rechtfertigen werden.

#### *14. Dezember 1939*

Über Columba- und Minoritenkirche zum Dom, dessen Inneres sich an diesen kurzen, dunklen Dezembertagen in ägyptische Finsternis hüllt. Zu beneiden ist Köln um dies lebendige Herz der Stadt, um dieses Heiligtum, in dem Gott «in der Mitten» immer anwesend ist.

Vielleicht kommt doch eines Tages die Erleuchtung, was man zu tun hat. Allgemein dämmert das Bewusstsein einer falschen Frontstellung. Womit man sich nicht abfinden kann, ist, dass die Unschuldigen am meisten leiden und, wenn es losgeht, die Besten umgebracht werden. So steht man lauernd auf dem Sprung. Es will einem immer nicht eingehen, dass man zu nichts Besserem berufen ist.

#### *24. Dezember 1939*

Grauer Wintersonntag. Um 5 Uhr evangelische Feier in der Karthäuserkirche. Um 7 Uhr Übertragung der Brauchitsch-Rede, Weihnachtsessen des Stabes mit Tannenbaum, Bescherung und pommerschen Gänsen.

Von 10 Uhr ab stehen Soldaten in Scharen vor den Domportalen für die Mitternachtsmesse. Zwischen Sandsackburgen, unter denen die Grabmäler der Erzbischöfe verschwunden sind, verfolgen wir aus einer der Chorkapellen, zwischen grossen Menschenmengen, die heilige Handlung.

Als die Christvesper zu Ende ist, spielt die Orgel, von Bläserchor

und Posaunen begleitet, zu den folgenden stillen Messen all unsere Weihnachtschoräle, zum Schluss «Stille Nacht». Viele Tausende von Soldaten sind dabei. Wegen der Verdunkelung gibt es im hohen Chor, unten und oben ums Triforium, nur Kerzen, in der Mitte schwebt ein grosser Stern. Wie aus einer riesigen Muschel tönt es aus den Wölbungen des Chors zurück. Um 2. Uhr nachts, als wir gehen, ist der Dom noch voll von Menschen und die Feiern noch nicht beendet. Auch die Orgel spielt noch. Draussen ist es bitter kalt, der Mond scheint durch Wolken, in denen die Türme verschwinden, Glocken dröhnen im Nebel.

Einstweilen wächst das Chaos und fordert nichts als unsere besondere Wachsamkeit heraus.

#### *15. Januar 1940*

Wieder ist eine Wolke vorübergezogen. Am 8. Januar war Stichtag, man wartete von Stunde zu Stunde auf den Angriffsbefehl. Unser Ärztepalais wurde wieder zum «Parquet des rois». Belgien und Holland setzten sich in Alarmbereitschaft und sperrten die Grenzen. Man bezweifelt, ob überhaupt noch der feste Entschluss zu einer Offensive besteht. Ein deutscher Flieger ist mit allen Aufmarschplänen und sogar dem «Aufruf an die holländische Bevölkerung» drüben notgelandet. Die göttliche Vorsehung hat die Lawine wieder einmal angehalten.

#### *24. Januar 1940*

Ein dunkler Ton in Briefen und Veröffentlichungen macht deutlich, wie alle unter dem Druck vorausgeahnter Katastrophen stehen, obwohl die Mehrzahl der Menschen noch hofft, dass unerwartet ein Friede ohne Blutvergiessen diesen wunderlichen Kriegszustand beendet. Durch die Aktion eines einzigen Menschen ist das Leben eines ganzen Erdteils angehalten worden.

Mit angehaltenem Atem höre ich einem Bericht aus dem General-Gouvernement Polen zu. Hitler gibt alle Richtlinien selbst, überlässt aber die Ausführung anderen und verschliesst die Augen. Man muss über das «Konto» des Volks Bescheid wissen, wie über das eigene! Mitten im Zerfall unserer Zivilisation geschieht der Einbruch vorsätzlicher, ausgeklügelter bestialischer Brutalität.

Das aktive Leben der Völker und des Einzelnen stockt so gut wie ganz. Was geschieht, dient nur noch der Kriegsmaschinerie, die alle Verbrauchsgüter auffrisst und alle Reserven, die zur Besserung des menschlichen Loses hätten dienen sollen. Das Dunkel, das uns umgibt, ist undurchdringlich.

*25. Januar 1940*

Rote Winterabendsonne über Rauhreif. Furtwängler, der im Triumph neutrale Hauptstädte bereist, dirigiert im Gürzenich. Grösstes Winterereignis für die kölnische «Plutokratie». Die Frauen in kostbaren Pelzen, schweren Schleppekleidern, Duftwellen, ausschweifend frisiert, geniessen die seltene Gelegenheit solcher Paraden.

*26. Januar 1940*

Sankt Gereon und Dom. Vortrag von Dr. Kriegbaum, Leiter des kunsthistorischen Instituts in Florenz, über Benvenuto Cellini, im Rahmen der deutsch-italienischen Petrarca-Gesellschaft im modernisierten Stapelhaus. Dazu die Spitzen der Universität und des sonstigen Kölner Geisteslebens mit Frauen, ein paar elegante Laien und Reste der italienischen Kolonie. Anschliessend grosser Gelehrtenkreis. Die Witwe des Philosophen Max Scheier, die «Kaiserinwitwe der Kölner Intelligenz», hat das Privileg, stets an der Seite der jeweiligen Köln beherrschenden Geistesgrösse zu präsidieren.

Der Vortrag kommt für mich wie aus der Grabkammer einer versunkenen Welt. Diese Form platonischer Wissenschaft mit ihren abgelegenen Problemen und ihrer alexandrinischen Ausdrucksweise scheint für unser Zeitalter zum Sterben verurteilt. Es geht heute um die Rettung der primärsten Grundlagen menschlichen Zusammenlebens. Das Nächstliegende ist schon verloren und für das Bewusstsein unserer Zeit verschüttet, dass wir genug damit zu tun bekommen, unsere Lebensgrundlagen aus den Schuttmassen zu bergen und den Nachfolgenden ein neues brauchbares Gebäude hinzustellen.

*27. Januar 1940*

Abendessen und Quartett im Hause des Industriellen Alfred Vorster. Erich Kraack führte mich ein, er musiziert dort mit dem Hausherrn regelmässig jede Woche. Die dekorative Hausfrau, Tochter einer rei-

zenden alten Generalin von Rost, zwei jung-erwachsene Töchter. In allem natürliche Eleganz, die Mahlzeit ein Kabinettstück, die Zimmer vollendet durchgebildet, das Haus von Bonatz gebaut, in Backstein, niederrheinisch, Wohnräume zu ebener Erde, innen 18. Jahrhundert rheinisch-französisch.

Musiziert wird in der Mitte eines Saales mit lichten holländischen Panneaux. Die Ausübenden sitzen im Kreise um eine Stehlampe auf Aubussontteppich, spielen Mozart, Tschaikowsky und Beethoven. Alle sind leidenschaftlich dabei. Schöner Eindruck von rheinisch patrizischer Kultur, die jedoch, von aussen und innen bedroht, im luft-leerer werdenden Raum scheinbar erlöschen will.

## *2. Februar 1940*

Mit Meier-Welcker nachts durch den Wald. Er ist ganz erfüllt von dem Gedanken, dass am Geist des Offizierkorps und der Armee eine Aufgabe zu erfüllen ist, wie sie Scharnhorst und Clausewitz einst zufiel. Wir konstatieren den Leerlauf im Geistigen um uns her. Selbst unser kluger Oberbefehlshaber bekennt offen sein désintéressement an allem, was nicht rein Militärisches betrifft. Es ist unmöglich, politisch richtig zu handeln, wenn man sich den geistigen Triebkräften der Zeit fernhält, dem Leben der Nation und der einzelnen Berufe fremd gegenübersteht.

Hitler wollte unmittelbar nach Beendigung des Polenfeldzugs im Westen blitzartig angreifen, der Generalstab war aus triftigen Gründen dagegen. Dann setzte ungünstiges Wetter ein, das alle Angriffsabsichten vereitelt hat. Diese Zeit hat zu einer Klärung und Festigung aller Verhältnisse im Heer geführt. In Polen war einiges durcheinander gekommen. Göring soll stets Gegner eines militärischen Angriffs im Westen gewesen sein. Seit Neujahr scheint die feste Absicht anzugreifen bei der Führung schwankend geworden. Man glaubt nicht mehr an die Möglichkeit eines entscheidenden Erfolges und rechnet damit, dass die Offensive vom Feind halbwegs zum Stehen gebracht werden könnte, etwa in der Linie Givet-Namur-Brüssel-Antwerpen. Sollte selbst die Küste und Paris erreicht werden, würde das nicht zum Ziel führen.

Noch haben wir die Überlegenheit der Luftwaffe an Zahl und Produktion. Ab Herbst 1940 wird sich das zu unseren Ungunsten än-

dem. Die U-Bootwaffe trifft England empfindlich, bleibt aber in ihren Erfolgen hinter denen des Ersten Weltkrieges zurück und wird ebensowenig wie der Minenkrieg die Entscheidung herbeiführen.

Auch das Kräfteverhältnis der Truppen ist ungünstiger als im Ersten Weltkrieg. Uns fehlen etwa zwanzig Divisionen zur Überlegenheit, bedingt durch den Ausfall der mittleren Jahrgänge. Schwer drückt der Mangel an Transportmitteln.

Brauchitsch gilt als hervorragender Soldat und ritterlicher Charakter, scheint aber Hitler nicht genial genug zu sein, auch ist er kein ausgesprochener Exponent des Nationalsozialismus. Das Beispiel von Fritsch zeigt, was einem Heerführer blüht, der die alten Ideale der Armee zu schützen unternimmt. Die Heeresleitung ist gewohnt, in allen Entscheidungsstunden Vogelstrauss-Politik zu treiben und «Gewehr bei Fuss» zu stehen, ob bei der Röhmrevolte 1934 oder bei den Katastrophen von Schleicher, Bredow, Fritsch – das ist zur Tradition geworden. Keitel, dem Chef des OKW, traut man wenig zu. Unter sämtlichen Armeeführern gibt es keinen, der im Ruf von politischem Weitblick und Zivilcourage stünde. (Auch dem unseren fehlt es an beidem, obwohl er sich in Friedenszeiten eines guten Rufs erfreute.) Die Interessen des Generalstabes sind einseitig auf Militärisches gerichtet, der politische Weitblick ist überraschend gering. Das Heer hat es in der SS mit einem klugen Gegner zu tun, der weit grösseren Einfluss auf die Entscheidungen des obersten Kriegsherrn hat als die Heeresleitung und sich in den Verhandlungen weit geschickter durchsetzt als der Generalstab.

### *8. Februar 1940*

Der wahrhaft neapolitanische Schmutz in den Strassen Kölns bezeugt deutlicher als alle Funde in den Museen, dass wir auf römischem Boden leben. Man kann hier keine Wasserleitung anlegen, ohne auf Grabkammern und antike Badeeinrichtungen zu stossen. Auch die verspielte Urbanität der Kölner scheint noch römisch. Sie halten nicht viel von ihrem eigenen Charakter. Als Kolonie gegründet, hat Köln in seiner Bevölkerung die Rückstände aller Durchzüge von Völkerwanderungen, Truppen und Handelsbewegungen aus fast 20 Jahrhunderten vermischt, daher die politische Indifferenz, der lateinische Volkswitz. Merkwürdig, dass gerade diese von Natur unfromme

Stadt das Prädikat der Heiligkeit erworben hat und die Kronen der Magierkönige wie die Tränen der heiligen Märtyrerinnen im Wappen trägt.

Um unser militärisches Geschäft zu beleben, werden Kriegsspiele mit echter Feindlage veranstaltet, Divisionen herausgezogen und neu eingesetzt, Panzerformationen vorgeworfen. Unsere Truppen haben in ihren Bunkern und in ärmlichen Ortschaften zusammengedrängt, bei Kälte und Nässe, ohne äussere Anregungen und ohne Kenntnis der Vorgänge in der Welt, nicht viel zu lachen.

#### *27. Februar 1940*

Vernehmung von volksdeutschen Überläufern aus Belgien. Sie kommen in Uniform oder Zivil ziemlich zahlreich herüber, ohne dass von belgischer Seite Schwierigkeiten gemacht werden. Belgien wollte Eupen-Malmedy 1930 an Stresemann zurückgeben, aber Frankreichs Protest verhinderte das. Die Überläufer gehören zur deutschen «Heimattreue-Front» und sind leidenschaftliche Nationalisten. Die meisten wollen in unser Heer. Belgien fürchtet, annektiert und wie Polen behandelt zu werden. Die militärischen Angaben der Leute sind wertvoll.

Aufführung des «Macbeth». Viele Soldaten verlassen das Lokal, weil sie solche seelischen Belastungen nicht ertragen wollen. Banquos Geist beschwört die Massenmorde im Osten herauf.

#### *4. März 1940*

Mit Grippe zu Bett. Viel gelesen, unter anderem Saint-Exupéry. Zum ersten Male wird da die grössere Welterperspektive, die uns das Flugzeug erschliesst, vom Geist her geschildert und gedeutet, ein Schritt in völlig unbetretenes Land. Bezeichnend, dass ein Franzose ihn tut.

Eintritt in ein von Natur aus primitiveres Zeitalter.

#### *5. März 1940*

Ich hörte erstmals von dem Mansteinschen Feldzugsplan, der Hitler durch Oberst Schmundt vermittelt wurde. Kluge und sein Generalstabschef sind dagegen, ja sie begegnen dem Gedanken an einen Westfeldzug überhaupt mit Skepsis.

*9. März 1940*

Im Zuge der Umgruppierung der Front wird unsere Armee der Heeresgruppe A in Koblenz unterstellt, die der Generaloberst Gert Rundstedt führt. Die Umgebung Hitlers verkündet, dass wir im August in Paris sein werden. Die Luft ist voll Angriffslust, während bisher die Angriffsgegner, Göring und Brauchitsch, Recht zu behalten schienen. Das vergangene halbe Jahr erscheint mir im Augenblick verloren durch die uns aufgezwungenen Lebensbedingungen, das Abgeschnittensein von allen Gebieten natürlichen Wirkens. Das Schicksal hat es eindeutig so gefügt. Der neue Ausblick belebt alle Kräfte.

*10. März 1940, Sonntag*

Ich begleite Kluge und seinen Sohn, Infanterie-Hauptmann, zu den Metternich nach Satzvey bei Euskirchen. Die noch schwache Sonne steht über erfrorenen Wintersaaten. Unterwegs die Arenbergsche Wasserburg Veynau, die ein Bachtal am Ausgang der Eifel sperrt; zwei mächtige Türme mit Barockhauben. Besuchen Metternichs zum Frühstück. Die Gräfin ist eine energische Holländerin. Satzvey ist eine kleine Wasserburg. Metternichs erzählen von kannibalischem Betragen einquartierter Offiziere. Der Park, von der Vey durchflossen, grenzt an Wald, der sich in die Eifelberge hinaufzieht. Das Land ringsum ist voller Wasserburgen mit alten Familien darauf. Graf Metternich erzählt von dem enormen Luxus in Kölner Häusern vor dem Weltkrieg, «in denen die Jugend damals zu verkehren anfing, während man bis dahin streng exklusiv gewesen war». «Guillaume's hielten in Gudenau vier Viererzüge und liessen zu Festen im Palais am Deutschen Ring Kapellen aus Budapest kommen. Heute sieht sie niemand mehr.»

Weiter über Bonn-Hangelaar-Siegburg-Wahn zum Gestüt des Eau de Cologne-Fabrikanten Mühlens in Rötgen am Königsforst.

Lange fahren wir an den Umfassungsmauern des Mühlens-Besitzes entlang, halten vor falschen Toren, bis wir den richtigen Haupteingang finden, an dem der alte Herr Mühlens, ein Fürst der Kölner «Plutokratie», uns erwartet. Es ist ein altes Geyr-Schweppenburgsches Gut. Tausend Morgen Wald sind davon mit einer drei Meter hohen chinesischen Mauer umgeben und dem Zudrang der Kölner entzogen. Die 2-3'000 Morgen umfassende Landwirtschaft liegt

ausserhalb dieses Enclos royal. Im Eichenwald sind asphaltierte Alleen, Reit- und Spazierwege. Gegen Luftangriffe durch Fliegerfarbe getarnt, liegt das Wohnhaus. Während ringsum jede Hütte mit Truppen belegt ist, ist der gesamte Bereich innerhalb der Mauern von Einquartierung frei. Viele Arten fast zahmen Wildes, Fasanen und exotische Vogelsorten beleben den Wald. Im Viererzug braust man bei Mondschein dahin. Am Westrande, noch innerhalb der Mauer, liegt das Gestüt. Die Stallungen, von ersten Architekten in Anlehnung an niederrheinische und englische Bauweise gebaut, liegen soweit auseinander gezogen, dass wir sie im Wagen abklappern. Dazwischen gepflegte Koppeln, von Tannenhecken eingefasst. Die Pferde sind mit Luxus untergebracht, berühmte Deckhengste, Derbysieger. Entbindungstation, Schwebebahn für Mistabfuhr. Prachttore mit Wappen und heraldischen Tieren führen in die Ställe. Innen prächtige Hallen mit englischem Fachwerk und Holzmehlfussboden. Aussen Türme mit bizarren Bekrönungen, ummauerte Terrassen, Portierlogen, alles, was die entfesselte Pferde- und Baupassion eines ungeheuer reichen Mannes sich ausdenken kann, ist hier zu finden.

Hierauf Tee im Schlässchen. Innen sehr marmorne Garderoben, sonst der französisierende Einheitsstil reicher Kölnischer Häuser. Viele Ostasiensachen. In Porzellankübeln riesige Azaleen. Die Hausfrau, eine Krefelderin, empfängt uns mit einer Tochter, die im Roten Kreuz pflegt. Der einzige Sohn ist gestorben. Würdiges, altes Paar. Im Frieden gingen sie immer an die französische Riviera, leben hier ohne Geselligkeit, stehen aber mit den politischen Machthabern in Verbindung. Schöne Familienporträts des Düsseldorfer Petersen. Kluge wird mit dem Wunsch entlassen, «man wünsche von ihm künftig nur Gutes zu hören». Tanz vor dem goldenen Kalb.

Kluge hat seine Meriten. Was er sagt, ist auf den Ton gestimmt: «Sieh mal, was ich, der kluge Hans, für ein Mordskerl bin.» Er gibt sich «kleine airs eines grossen Herrn».

### *13. März 1940*

Ende des russisch-finnischen Krieges. Seit 12 Uhr ruhen die Waffen. Jetzt, nach Eroberung Viborgs und der Mannerheimlinie, wäre Finnland verloren gewesen. Es sichert sich einen grossen Abgang vor der Geschichte. Dies Volk hat sich heldenhaft geschlagen, den Russen



schwerste Verluste an Menschen wie an Prestige beigebracht und seine Freiheit teuer verkauft. Die Friedensbedingungen sind hart, sie machen jedoch nur eine Abhängigkeit Finnlands sichtbar, die immer bestanden hat. Diese Niederlage Finnlands ist die Folge einer Politik von Halbheiten. Auf die Russen konnten die Finnen sich nicht stützen, auf Deutschland wollten sie nicht, eines von beidem war unvermeidlich. Deutschland war gezwungen zu verhindern, dass Schweden zum Durchzugsgebiet für die alliierten Hilfstruppen wurde. Deshalb musste Finnland fallen. Für die Alliierten ist es ein schwerer Schlag. Wieder ist eine kleine Nation Opfer eines vergeblichen Vertrauens geworden. Die neutralen Staaten stehen vor Entscheidungen. Die «Dynamik der grossen Nationen» bedroht ihre Selbständigkeit. Menschlich, kulturell wäre ein Verschwinden der kleinen Länder unerwünscht.

#### *19. März 1940*

Mit Kluge und Meier-Welcker zur Matthäuspassion in den Dom. Mitten in der Kriegszeit, von feindlichen Aufklärern überflogen, am Vorabend der Entscheidungen, erlebt der Dom wohl die grösste musikalische Feier, die in ihm stattfand.

Als wir das Südportal verlassen, steht der Mond umgeben von allen Planeten am Himmel, ein nur in grossen Zeitabständen erscheinendes Bild, das Umwälzungen voraussagt und das jetzt mehrere Nächte zu sehen war.

#### *25. März 1940, Zweiter Ostertag*

Ganz Köln ist auf Goetheschem Spaziergang, warmer Föhnwind. Frühlingsfarben, Glockengeläut. Hochamt, Lobgesänge, Blumen, Fahnen und Prozessionen.

Ich wandere über die Rheinbrücken. Allabendlich Gespräche mit Meier-Welcker.

Hitler muss eine schnelle Beendigung des Krieges anstreben. Die militärischen Hindernisse vor unsern Fronten werden täglich stärker. Folglich gibt es keine andere Lösung als den Angriff – möglichst bald. Unsere Führer sind augenblicklich in Berlin. Alle beteiligten Mächte nehmen lieber das grauenvollste Morden auf sich, als den gegenwärtigen Zustand länger zu ertragen. Man spürt das am eigenen

Leibe. Der Krieg wird im weiteren Verlauf alle Schrecken der Apokalypse nach sich ziehen.

### *31. März 1940*

Nach Eichholz zu Joest. Die Joests waren ursprünglich «Schwertfeger» im Bergischen, später ein Kölner Handelshaus mit eigenen Schiffen auf See. Um 1880 erwarb der Grossvater das Stiftsgut Eichholz mit 1'100 Morgen Acker, eines der besten Güter der Rheinprovinz. Dieser Kreis verschwägerter Familien spielte im 19. Jahrhundert in Köln die erste Rolle: die Schnitzler, Scheibler, Deichmann, Herstadt, vom Rath, Pfeifer, Guilleaume. Die Nachkommen sind in alle Winde zerstreut.

Ein Artilleriestab ist im Schloss einquartiert. Das Innere im Wilhelm-Bode-Stil mit Gobelins, Orientteppichen und italienischen Renaissancemöbeln, eingebauten Kaminen, Treppengeländern, Portalen aus venezianischen Palästen und französischen Schlössern, beleuchteten Vitrinen voll Glas und Porzellan und museumsreifen Gemälden, alles wurde in der Zeit vor 1914 gesammelt. Mächtige Halle, Salons mit Säulen und Seidentapeten, ein Saal Louis XV., Tee und Abendbrot mit drei Töchtern, Fräulein von Maltzan und Kunrad Hammerstein. Wir durchwandern Park, Wald und Koppeln. Viel gemeinsame Interessen.

Im Grunde lebt man im Kriege wie lebendig begraben auf lange Zeit. Meine Aufzeichnungen verschweigen das «Tief», das über dem sonstigen Dasein liegt. Wir werden wunderbare Wege geführt, als stehe man jenseits des Lebens, überschaut man, was wesentlich war.

Die Armee ist nur noch ein Schattenbild von dem, was man sich unter dem deutschen Heer einst vorstellte. Das heterogene Offizierscorps mit seinem Chaos von Anschauungen, seinem Mangel an einheitlicher Ehrauffassung und echter Kameradschaft. Eine solche Führerschaft kann kein Volksheer mit seinen inneren Gegensätzen im Ernstfall Zusammenhalten. Der Einsatz des Einzelnen war im Ersten Weltkrieg freudiger. Der Ruhm, dieser grosse Ansporn zur Tapferkeit, versinkt in Kollektiven. Die Gefallenen des Polenfeldzuges wurden politischer Rücksichten wegen wenig geehrt.

Unsere Beziehungen zur nächsten Umgebung lassen sich oft nur durch massive Grobheit regeln. Mit Höflichkeit, Rücksichtnahme,

Freundlichkeit, den Eigenschaften, zu denen wir erzogen sind, kommt man nicht weit. Kanaken nutzen diese vermeintlichen Schwächen aus. Die Führer neuen Typs schaden sich durch Mangel an Selbstbeherrschung. Man lernt verstehen, wie durch ungerechten Druck schlechte Eigenschaften zustande kommen und dass ein gewisses Mass von Unabhängigkeit dazugehört, geistige Freiheit und innere Sicherheit hervorzubringen.

*9. April 1940*

An diesem Tag haben wir Dänemark und Norwegen bis Narvik hinauf mit Flotte, Luftwaffe und etwa sieben Divisionen, die grösstenteils mit Flugzeugen befördert wurden, besetzt.

Zum ersten Mal sind die neuesten Kampfmittel in so gewaltigem Umfang eingesetzt worden. Massnahmen der Engländer haben dazu gezwungen. Zehn Stunden später wären sie uns zuvorgekommen.

Erkauft ist dieser Sieg mit schmerzlichen Verlusten. In Norwegen leisteten Regierung und Volk Widerstand, während ihn Dänemark sofort aufgab.

*12. April 1940*

Kurierfahrt nach Düsseldorf. Unterwegs das Burgsdorffsche Schloss Garath und den Park von Benrath angesehen. Die Bäume sind noch winterlich, das Palais himbeerrot gestrichen, pontische Azaleen blühen. Von Rampen und Terrassen kann man in die verblichene Prunkgemächer hineinsehen. In der Mittelachse ein Grand Canal, westlich davon ein grosses, sternförmig geteiltes Boskett bis zum Rhein. Nach Osten zu eine flache Kaskade. Der einstige «Giardino secreto» ist seit hundert Jahren eine hübsche anglochinesische Anlage mit seltenen Koniferen und Schleichwegen.

Mit Bergen von Kurierpost beladen, fahre ich weiter nach Kaiserswerth, dort die Suitbertuskirche und die Ruinen der Kaiserpfalz am Rhein besehen, ein byzantinisch anmutendes Gemäuer aus schwarzem Basalt. Der breite Niederrhein im Regen, mit Alleen bestandene Stadtwälle, Deiche und Gräben.

*24. April 1940*

## **Hugenpoet**

Max Fürstenberg, den ich sehr gern mag, besitzt ausser Hugenpoet das frühere Kloster Grafschaft, einst das Kulturzentrum des Sauerlandes, die Schlösser Borbeck, Horst im Broich, Lörsfeld und verschiedene andere Güter und Sitze zu beiden Seiten des Rheins, zum Beispiel Liedberg. Sein Vatersstamm ist Herdringen, der mütterliche Stammheim.

Hugenpoet, ursprünglich Nesselrödisch, war im 19. Jahrhundert verfallen und wurde von 1870 bis 1880 aufgebaut. Das Hauptschloss hat flankierende Türme und zwei Vorburgen, von Gräben eingefasst. Innen in der Halle ein freistehendes Triumphtor und die Haupttreppe, beide aus schwarzem Marmor, 17. Jahrhundert. Grosse Wohnräume oben und unten mit alten Möbeln und meist niederländischen Bildern, viel Porzellan und Ostasien-Sachen. In der Bibliothek die vom Vater Fürstenberg nach seinem 60. Lebensjahr, in dem er sich der Kunst zuwandte, selbst gemalten Bilder. Hauptschmuck sind die aus Horst hierher versetzten Renaissance-Kamine. Die Orchideen-Sammlung in den Treibhäusern betreut ein gelehrter alter Gärtner. Rings 500 Morgen besten Ackers und 2'000 Morgen Wald. Ganz nahe die Burg Landsberg, vor etwa zehn Jahren von den Landsberg an die Thyssen verkauft, bis vor kurzem Wohnsitz Fritz Thyssens, der in Opposition gegen den Nationalsozialismus, den er vor der Machtübernahme finanziell unterstützte, Deutschland verlassen hat. Max zeigte es mir. Wir beobachteten Segelflieger und Flugzeuggeschwader.

*25. April 1940*

Abends mit Meier-Welcker zum Stabe der 267. Division nach Gracht. Dort Percy Schramm und Herrn von Lenthe-Schwarmstedt, Historiker und Genealoge, getroffen. Das Metternichsche Schloss ist im 19. Jahrhundert unglücklich umgebaut. Haupt- und Vorburg mit grossem Park, die alte geometrische Anlage, von der alte Abbildungen vorhanden sind, ist teilweise erhalten.

Die benachbarten Kohlengruben (Tagbau) waren anfangs erwünschter Vermögenszuwachs und Ursache des Schlossneubaus, fres-

sen aber allmählich den Besitz auf. Es sind nur noch 500 Morgen zusammenhängend. Das Haus wirkt etwas verwahrlost, ein klassizistisches Treppenhaus mit Ahnenbildern. Wir essen in einem Saal mit lebensgrossen Gemälden von Bischöfen, ein hervorragendes von Clemens August, ein schlechtes vom Botschafter Metternich in London, dem Onkel des Besitzers. Das alte Schloss war mittelalterlich, Backstein mit Ecktürmen, vier unregelmässige Flügel um einen Hof.

Ein grauer, milder Frühlingsabend, Nachtigallen schlagen, später kommt ein Gewitter. Vor und nach Tisch Studium der Gärten. Das Parterre ist mit Statuen besetzt, seitlich alte Buchenhecken, ein rundes Mittelstück, vertieft mit Bassin, rings mächtige Zedern und hohe geschnittene Hecken wie in englischen Gärten. Die Mittelachse durchbricht bühnenartig mit Kulissen ein Gehölz, wird sehr lang fortgeführt, seitlich Bäche, Teiche und künstliche Kaskaden. Die Querachse ist auf eine Orangerie orientiert. Rings breite Gräfte. Das Ganze ist in der goldenen Zeit Clemens Augusts geschaffen, ein Ableger des benachbarten Brühl.

### *1. Mai 1940*

Jeden Morgen durch den Stadtwald. Glockengeläut. In St. Pantaleon findet ein Vortrag des Pfarrers Laros über «Gewissen und Autorität» statt. Ich erkenne in dem gefeierten katholischen Wanderprediger den jungen Pfarrer wieder, bei dem ich im November 1918 in Rodershausen bei Vianden auf dem Rückmarsch einquartiert war. Er ist jetzt Pfarrer in Stolzenfels-Kapellen, Reformator und Revolutionär. Zehn Jahre hatte ihm die Kirche Rede- und Schreibverbot auferlegt.

Langsam sinkt in den herrlichen Kirchenraum die Nacht herein. Nach dem Vortrag begrüsse ich ihn. Freudige Wiederbegegnung. Ich wurde durch ihn in einen anziehenden Kreis eingeführt, der sich nach diesen Vorträgen in der Pantaleonspfarre versammelt. Es geht über kirchliche Reformen und Verständigung der Konfessionen. Die katholische Kirche steht im Begriff, sich im Geist der Reformatoren des 16. Jahrhunderts zu erneuern, die evangelische dagegen sucht nach festeren Formen, Autorität, Neubelebung von Mysterien und Sakrament. Trennend ist nicht das Theologische, sondern die profane Denkweise, wie sie sich in den Jahrhunderten des Auseinanderlebens entwickelt hat. Überall erwacht in dieser Zeit ein Gespräch zwischen

den Konfessionen, wie es vor kurzem noch nicht denkbar gewesen wäre. Dennoch scheint der Zeitpunkt einer Wiedervereinigung noch fern. Nur schwerste Angriffe gegen das Christentum können diesen Prozess beschleunigen. Während wir alles aus der eigenen Auffassung zu schöpfen suchen, stützt sich der Katholik auf Kirchenväter, Theologen, unwiderlegbare Quellen und gründet darauf ein logisches Gedankengebäude.

#### *7. Mai 1940*

Merkwürdig sorglos verbringen wir die letzten Tage vor dem Aufbruch nach Westen, trotz aller Sturmzeichen. Das ganze Rheinland ist ein liches Blütenmeer, über dem südlicher Himmel strahlt.

#### *8. Mai 1940*

Die Engländer schlagen vor, 40'000 Mann in Holland zu landen. Holland lehnt ab, mobilisiert, schliesst seine Grenzen und die Rheinschiffahrt.

Ich werte Fliegerbilder aus. Wir sind über den Stand der Truppen Frankreichs, Englands, Belgiens und Hollands seit Monaten täglich auf dem laufenden, auch über Sperrungen und Befestigungsarbeiten, aufgrund von Agenten, wie Fliegermeldungen, Aussagen von Überläufern und so weiter, die fortwährend in Mengen eingehen. Die Spannung wächst von Stunde zu Stunde.

Ich tauche in die älteste Geschichte ein, Krypten und Grabkammern von St. Severin, in denen auch jetzt noch ausgegraben wird. Ich sehe Funde, Keramik und Glasgefässe, die heute Vormittag aufgedeckt wurden. Seltsam erklingen, während ich mit dem Küster die Grüfte unter der Kirche durchwandere, die Choräle des Kindergottesdienstes zu uns herab.

Die hohen Steinsarkophage und Grabkammern von Führern der Kölner Christengemeinde in römischer und fränkischer Zeit beginnen vor der Zeit Konstantins. Wohlerhaltene Skelette von vier Riesen liegen in einer Kammer nebeneinander. Einer Frau war reichster Goldschmuck mitgegeben. Er lässt den Lebensreichtum jener Zeit ahnen.

Abends wieder Vortrag von Dr. Matthias Laros in St. Pantaleon. Die Kirche ist überfüllt. Danach findet sich wieder ein grösserer Kreis

in der Pfarre zusammen, unter anderen Herr Neven-Dumont, Besitzer der Kölnischen Zeitung, und seine Frau, Franz Lenbachs jüngste Tochter, die Witwe Max Scheiers, Kaplan Klinghammer, der im Ruhrgebiet gewirkt hat und viermal im Gefängnis sass. Laros meint, die Kirche könne die protestantischen Konfessionen in ihr System übernehmen, wie sie sind.

*9. Mai 1940*

Ruhiger Morgen. Ahnungsloses Frühstück.

Als ich auf die Befehlsstelle am Stadtwald komme, ist sie bereits zur Hälfte ausgeräumt.

Der A.-Tagesbefehl ist einpassiert.

Die Vorkommandos sind bereits fort, in kleinen Abständen verlassen die Wagen der Führungsabteilung die Befehlsstelle, damit niemand etwas merkt. Noch kann der Angriff wieder abgeblasen werden.

Ich wirke den Rest des Tages allein beim Ic, packe und sage meine Pflingsteinladungen ab.

Die Stadt ahnt noch nichts.

## Der Feldzug in Frankreich 1940

*Freitag, 10. Mai 1940*

4.45 Uhr geweckt. Um 5 Uhr ein dunkler Orgelton in der Luft. Unabsehbare Geschwader brausen über den Rhein und das noch schlummernde Köln westwärts, um Bomben zu werfen und Luftlandetruppen abzusetzen. Rote Lichter der Maschinen schwirren durch die dröhnende Himmelsglocke. Es ist kein Zweifel mehr, es gibt kein Zurück.

Holland ist mein erster Gedanke. «Dein Wille geschehe».

Rote und weisse Kastanien, Flieder, Glyzinien und Apfelbäume blühen. Das Kölner Strassenleben noch sichtlich ahnungslos. Wir vollziehen die Räumung unseres Kerkers, des Ärztehauses, in der übermütig verhallten Stimmung, die alte Krieger bei entscheidenden Wendungen überkommt und in der ich die jungen Mannschaften mitreisse, die diese Tour noch nicht kennen. Alle freuen sich auf das grosse Abenteuer. Das Radio spielt seit Mitternacht Märsche.

Und doch bin ich voll Grauen darüber, dass dies nicht zu verhindern war. Ich verlasse Köln mit dem Bewusstsein, dass keiner der Kämpfenden wirklich Sieger sein und dass Europa aufs Äusserste geschwächt aus dieser Katastrophe hervorgehen wird.

So geht es am schönsten Maimorgen, zwei Tage vor Pfingsten, auf der Trierer Strasse davon, über Brühl, Euskirchen, Münstereifel, Blankenheim. Auf der Eifel ist es noch kalt und rauh. Es herrscht starker Kolonnenverkehr, viel Bevölkerung ist auf den Strassen, Hochrufe, Kinder mit Maiglöckchensträussen.

### Schmidtheim

Mittags Ankunft auf dem Beisselschen Schloss Schmidtheim, dem Gefechtsstand des A.O.K.4. Von hier aus wurde heute Morgen der Angriff auf die gesamte belgische Front angesetzt. Trotz der vielen Sperrungen, die schwer zu beseitigen waren und den Vormarsch verzögerten, ist die Truppe schnell vor angekommen, ohne bisher auf



Widerstand zu stossen, den wir auch erst an den Flüssen Salm und Ourthe erwarten.

Luftlandetruppen haben Rotterdam und andere Plätze weit im Rücken des Feindes besetzt. Im Schlosshof ist ein Heerlager dampfender Feldküchen. Im Hause regiert der la, wir sind draussen in Baracken untergebracht. Gegessen wird unten in einem mit Delfter Kacheln ausgelegten Saal, umschichtig mit der Familie Beissel.

Über dem Kamin ein Gemälde: «Judith mit dem Haupt des Holofernes». In den Zimmern herrscht eine Mischung von Pracht und Simplizität, halb ausgeräumt und devastiert. Venezianische Leuchter, Jagdtrophäen und Ahnenbilder blicken auf das Gewühl. Das alte würdevolle Schloss ist vor Stürmen durch hohe Tannenwände geschützt, im Hufeisen, barock umgebaut, ein hoher Donjon, drei Renaissanceportale im Hof, schöne Wappentafeln, Ecktürme, Gräben.

Die Gastgeber sind ein älteres Paar, die Gräfin gewandt und energisch die Situation beherrschend.

Heute residiert für einen Tag die Weltgeschichte in Schmidheim.

*11. Mai 1940*

Abschied von den Beissels. Es geht über Stadtkyll, Kronenburg, Losheimer Graben, dort über die belgische Grenze, nach Wallerode bei Saint-Vith, unserem neuen Gefechtsstand. Diesseits der Grenze sind Westwallbefestigungen, jenseits Baumsperrern, gemauerte Schikanen kunstgerecht beiseite geräumt. Eine festgefahrene Panzer-Division erschwert das Vorwärtskommen. In den Dörfern freundliches Winken, Heilrufe, deutsche Aufschriften.

### **Schloss Wallerode bei Saint-Vith**

Hier ein schöner, alter Gutshof. Das kleine Herrenhaus ist innen noch ganz 18. Jahrhundert, die Halle mit Treppe und geschnitzten Möbeln einheitlich Aachen-Lütticher Rokoko. Auch die anderen Zimmer sind seit zweihundert Jahren unverändert. Der Besitzer, Herr von Prübuss, starb vor vier Wochen.

Da wenig Platz ist, bezieht der Ic den Wohnwagen, in dem ich den Nachtdienst versee und bei Totenstille schreibe. Wir essen schichtweise im Haus. Salm und Ourthe wurden heute trotz Widerstand

überwunden. Alle Brücken sind gesprengt, die Ortschaften geräumt und zum Teil sehr zerstört. Erste Berührungen mit Franzosen. Gefangene englische Flieger aus einem abgeschossenen Flugzeug liegen neben mir im Stroh. Die Panzertruppen kommen nicht schnell genug voran.

### *12. Mai 1940*

Beim Nachtdienst im Wohnwagen in der Scheune mordsmässig gefroren. Später in einem Bauernhaus im Heu etwas geschlafen. Wir kämpfen uns von der Ourthe bis zur Maas (Dinant) vor, mit besonderer Auszeichnung der 32. Division. Trotz Sonne sind die Eisheiligen in der Höhe rau. Am Nachmittag wird der Gefechtsstand vorverlegt. Die Nachrichtenverbindungen funktionieren schlecht. Ich bleibe wegen der Abendmeldungen als letzter in Wallerode. Fahre um 19.30 Uhr ab nach dem Schloss Saint Jean.

Wir passieren Saint-Vith, ein deutsch-belgisches, sichtlich blühendes Städtchen. Alle Leute sind am Pfingstabend auf der Strasse. König Leopold und Königin Elisabeth waren noch vor zehn Tagen hier. Weiter geht es längs der luxemburgischen Grenze über Maldegem, Bochholz nach Geilig. Hier an der französischen Sprachgrenze beginnt Altbelgien.

Die Bauart ändert sich mit einem Schlage, auf die helle saubere folgt eine dunkle, weniger saubere Bevölkerung. In Geilig sind erste Kriegsspuren, gesprengte Bahnanlagen, Strassen und Viadukte. Wir fahren auf schwierigen Umleitungen an einer durch das ganze Vormarschgebiet reichenden Riesenschlange von Panzerfahrzeugen und Kolonnen entlang, oft gezwungen, Ordnung zu schaffen. Das waldreiche Höhenland der Ardennen mit Alleen und Windhecken von alten Fichten gefällt uns sehr. Viele Baumsperrren sind bereits aufgeräumt. Über Sterpigny, Chérain, Mont-le-Ban, Pisserotte geht es wegen Sperrung weiter südwärts in Richtung Houffalize bis Dinez, Villogne, Vibrin.

Da der Waldweg nach Château Saint Jean gesperrt ist, schwieriger Rückzug bei Dunkelheit auf Vibrin und über Nadrin, Croix du Caid Venn bis zur Strasse Samrée-Vielsalm, dann unter Irrfahrten mühsam voran, bis wir gegen ein Uhr nachts das mitten im Hochwald des Venns einsam gelegene Château Saint Jean erreichen.

Es ist eine betürmte Ritterburg des 19. Jahrhunderts, vom Besitzer Graf Limburg-Stirum und seiner Familie planmässig geräumt und flüchtend verlassen. Grosse, elegante Räume, im Treppenhaus Gobelins, Bildnisse, Stammbäume, niederländische Schränke, gute französische Möbel, interessante Stiche und gemalte Veduten.

In der gotischen Schlosskapelle arbeitet der Ic im Licht dicker kirchlicher Wachskerzen.

### *13. Mai 1940*

Château Saint Jean. Die aufgehende Sonne des zweiten Pfingsttages beleuchtet ein Parkbild von ungewöhnlicher Grösse. Vom Schloss gegen Süden abfallend ist ein Weidegelände, mehrere Quadratkilometer gross, von Viehherden belebt, umrahmt von lichtgrünen Buchenwäldern, Fichtengruppen, Bosketts, Solitärs, Blutbuchen eingestreut, ein unbegrenzter Blick in blaue Fernen über das Ourthe-Tal und viele Höhenzüge hinweg. Auf der Nordseite liegt der Wirtschaftshof mit dem alten Gutshaus.

Viele neuere Schlösser in dieser Gegend sind mit ihren ungeheuren Parkanlagen im 19. Jahrhundert aufgrund industriellen Vermögenszuwachses entstanden.

Nach dem Frühstück geht es von Saint Jean über Samrée (bei Laroche), Dochamps, Devintave, bei Marcourt auf einer Notbrücke über die Ourthe, im Tal nach Rendeux-Haut nach Château de Waha. Mit Stimm- und Wutauswand kämpft uns Oberst Wuthmann, für Strassendisziplin sorgend, durch die Knäuel ineinander gefahrener Kolonnen.

Überall parkartiges Hügelland mit Alleen, pâturages und begeisterten Fernblicken.

In Waha Begegnung mit Kluge, der die Truppe rastlos zum Vorgehen anfeuert.

Mit Oberst Wuthmann weiter über Hogue-Pessoux zum Schloss Linciaux. Wir sind die erste Truppe, die dort den Frieden stört. Uns empfängt, zitternd, aber mit aller Würde, die alte Gräfin d'Oultremont und führt uns durch das Haus. Hierauf nach Schloss Bassogne, östlich der Strasse nach Ciney, wo eine noch jüngere Baronin des Mouffarts regiert, ein Manoir féodal aus dem 17. Jahrhundert mit flankierenden Zwiebeltürmen und Flügelbauten, bodenständiger als

Linciaux, mit anständigen alten Möbeln salopp und wohnlich eingerichtet. Ein feines Treppenhaus in Holz, Kapelle und Park. Weiter nach Leignon an der Bahn Brüssel-Luxemburg, Gefechtsstand des XV. A.K. für den Maasübergang.

Das Château, eine Festung des 19. Jahrhunderts, innen ebenso phantastisch wie scheusslich, gelehrt und fromm, gehört einem Monsieur Essermont. Rings Terrassen, grosser Park im Landschaftsstil mit schönen Durchblicken und grossem Stern.

An der Maas wird hart gekämpft. Passesse-Ferme in Wällen blühender pontischer Azaleen. Schloss Janhée ist ein weisses Hufeisen mit Ecktürmen à la Ancy-le-Franc, in grossartig angelegtem Park.

Nach Waha zurück. Dort Mittag gegessen und gleich wieder nach Linciaux.

Wir richten Schloss Linciaux, das früher Kloster war, halb Burg, halb Barockschloss von 1880, zum Gefechtsstand her. Für die Gräfin d'Oultremont, ihre Schwiegertochter, deren Mann vor vier Wochen tödlich verunglückte und deren sieben Kinder bleiben nur die Schlafzimmer übrig. Alle Dienstboten sind gestern früh, bis auf die drei- und vierzigjährige Kammerfrau, geflohen. Die Damen sind tapfer und liebenswürdig, geben alles, verweigern nur, mit Recht, die noch mit Sakrament versehene Kapelle, die man belegen wollte. Eine weit-räumige Galerie, marmornes Treppenhaus. Die Salons sind wohnlich, ausgezeichnete Möbel und Bilder. Die herrliche Parklandschaft mit selbstverständlicher Meisterschaft wie überall hierzulande in grösstem Stil und Umfang unter idealen Voraussetzungen geschaffen, als koste Grund und Boden nichts.

Ich mache auf benachbarten Höfen für die Mannschaften Quartier. Feindliche Flieger werfen Bomben. Um Dinant und Yvoir ist Kanonendonner. Die Truppen jenseits der Maas sind in Gefahr. Am Abend sitzen wir am Kamin in der Halle.

*14. Mai 1940*

## **Linciaux**

Verlustreiche Angriffe westlich der Maas. Der Gegner hatte nicht erwartet, dass wir, kaum am Ostufer angekommen, sofort den Übergang erzwingen würden. Oberst von Bismarck wird mit seinen Pan-

zern eingeschlossen und wieder befreit. Wir durchbrechen die verlängerte Maginotlinie bei Sedan. Gespräche mit dem gefangenen französischen Oberleutnant Leboullenger und der Gräfin d'Oultremont. Sie hat einundzwanzig Enkelkinder. Onkel Hans Alvensleben-Erxleben I kam als Gesandter in Brüssel oft zu musikalischen Abenden zu ihrer Mutter, der Gräfin Liedekerke. Ihr Schwager Mentzingen war Kammerherr des Grossherzogs von Baden. Sie findet sich tapfer in die «Invasion formidable» und rettet durch ihr Hierbleiben den Besitz. Das Schloss ist mit Hunderten von Mann belegt. Bei prachtvollem Wetter herrscht Lagerleben halb im Freien. Holland streckt die Waffen.

### *15. Mai 1940*

Fast die ganze Bevölkerung ist vor uns geflohen, was bei der furchtbaren Wirkung unserer Bomben nicht zu verwundern ist. Wie eine Lawine vergrössert sich der Flüchtlingsstrom, der sich auf allen Strassen und Nebenwegen vor unserer Truppe her nach Frankreich hinein ergiesst. Im Rücken haben diese Unglücklichen unsere vordringende Armee, vor sich die heranrückenden feindlichen Heeresmassen, so, von zwei Seiten zermalmt, werden sie obendrein Opfer der Luftangriffe unserer Stukas, die sich unter lähmendem Sirenengeheul, Bomben werfend und mit Maschinengewehren feuernd, in Geschwadern herabstürzen und aller lebenden Kreatur den Untergang bereiten. Wenn es je Höllen auf Erden gegeben hat, so jetzt für die fliehende Bevölkerung. Sicher leiden auch Angriffsgeist und Verteidigungswille der feindlichen Truppen darunter, nachdem es ihnen nicht einmal gelungen ist, die von uns vorher so ernst genommene Maaslinie zu verteidigen.

Mit Macht drängen wir überall gegen den weichenden Feind vor, der sich in Ortschaften und Wäldern immer wieder zu heftigstem Widerstand ermannt, aber der Wirkung unserer Panzer- und Luftwaffe ist nicht zu widerstehen. Unsere schwersten Hindernisse sind schon überwunden. Wir erreichen die Dylesteilung, Charleroi, Mariembourg, Mézières, unser Richtpunkt ist Laon.

### *16. Mai 1940*

Brauchitsch kommt nach Linciaux. Kluge geht nach Château La Fontaine westlich Dinant zum Grafen de Jonghe. Wir überschreiten die belgisch-französische Grenze, die 7. Panzer-Division erreicht Avesnes-sur-Help. Einzelne Forts von Lüttich und Namur halten sich noch weit in unserem Rücken, die Städte selbst ergaben sich. Nirgends bildet sich mehr eine «Front» im Sinne des Ersten Weltkrieges. Die Panzer stossen weit voraus, die Infanterie säubert Widerstandsnester und macht Gefangene. Gewaltige Arbeit wird von den Pionieren geleistet, denn jede Brücke ist vom abziehenden Feind gesprengt, die Nachrichtentruppe hat Verbindungen über bisher unerhörte Entfernungen im Galopp herzustellen und aufrecht zu halten.

Wir verlassen den Kurs auf Laon, um die Engländer in Nordfrankreich und Belgien in schnellem Vorstoss zu umfassen. Die königliche Familie von Holland ist nach London geflohen, während König Leopold noch in Brüssel ist. Ich unterhalte mich mit dem gefangenen Generalstabsoffizier einer französischen Division, Colonel de Saint Ferjeux, der aus der Franche Comté stammt, ein älterer Mann, sehr niedergeschlagen, aber voll sprühenden Humors, der sich nicht unterdrücken lässt.

### *17. Mai 1940*

Von Linciaux nach Senzeilles bei Chimay. Gräfin d'Oultremont dankt mir in unverdienter Weise. Kluge ist sehr ritterlich zu ihr.

Von Ciney ab Kriegsbilder, Zerstörungen durch Bomben und Brand. Zertrümmerte Fahrzeuge, verlassene Ortschaften. Dinant, das sich eben wieder aus den Ruinen des Ersten Weltkrieges erhoben hatte, und Bouvignes, wo wir die Maas auf einer Notbrücke überschreiten, sind grossenteils verbrannt. An der Strasse nach Chimay viele Soldatengräber, tote Pferde und Rinder, die von dem lebend umherirrenden Vieh berochen werden. Am Altar einer Kirche liegt eine tote Frau. Eine Wahnsinnige hockt am Weg. Herrenlose Pferde kommen entgegen, verlassene Geschütze, französisches Offiziersgepäck. In den Wäldern, die mit Truppen und Flüchtlingen vollgestopft waren, haben unsere Flieger furchtbare Verheerungen angerichtet. Leichen, zerstörte Tanks, riesige Trichter.

Wir passieren La Fontaine und Philippeville, regelmässig um einen

quadratischen Markt gebaut, in der Mitte das Denkmal der Gemahlin Leopolds I, Marie Louise von Orleans. Das Gefangenenlager dort ist voller Zuaven.

Primitives Quartier in Senzeilles in einem heruntergekommenen Rittersitz aus dem Mittelalter, das jetzt von mehreren Bauern bewohnt wird. Davor eine moderne Utrillokirche. Hier ist alles heil, da die Bevölkerung aushielt.

Kluge hält, ruhelos herumbräusend, Stäbe und Truppen in Atem. Unsere Spitze erreicht, gegen Süden durch die Gruppe Kleist gedeckt, Le Cateau.

Argwöhnisch rechnen wir mit der Möglichkeit einer neuen Marne-schlacht, obwohl unsere Flieger bis südlich Compiègne stärkere Feindbewegungen nicht entdecken. Dass wir unseren Vormarsch in aller Ruhe und Sicherheit friedensmässig durchführen können, ist unsere grosse Chance. Es ist tatsächlich gelungen, die feindliche Luftwaffe gleich bei Beginn in solchem Umfang niederzukämpfen, dass die Führung des Gegners keinerlei Luftaufklärung mehr unternehmen kann, also mit Blindheit geschlagen ist.

Ergiebiger als die Vernehmung von Offizieren, die natürlich kaum etwas aussagen, ist die Auswertung von erbeuteten Papieren, die oft grässlich nach Leichen stinken. Die Gefangenenzahl steigt. Der Polenkrieg war die Hohe Schule unserer Kriegsführung.

Wir marschieren in Brüssel und Mechelen ein. Leopold III. ist in Ostende.

### *18. Mai 1940*

Wir sind schauerhaft verdreckt, es gibt zu wenig Wasser, der Dienst lässt keine Zeit. Kurzer Schlaf bei einem Bauern auf der Erde. Es ist hundekalt. Wir heizen kleine eiserne Kochöfen und führen bei starker Belastung echt französisches Kriegsleben, haben Wein, Kaffee, Eier und reichlich Butter durch Melkkommandos.

Viele neue Divisionen werden der Armee unterstellt. Noch steht nicht fest, ob wir auf Calais marschieren oder unterwegs auf Paris abgedreht werden; wir umkämpfen augenblicklich den Wald von Mormal.

*19. Mai 1940*

Wir erreichen in schnellem Vormarsch Cambrai und Saint-Quentin. Die Belgier suchen das Réduit National um Gent zu halten. Die Panzer-Gruppe Kleist wird uns unterstellt. Ein feindlicher Flankenstoss von Norden her ist kaum noch zu befürchten. Wir stellen Truppenmassen gegen Süden bereit.

Mittags ein Vorkommando nach Le Nouvion. Eine Brückensprengung im Bois de Chimay zwingt zu einem grossen Umweg um den Etang de Virelles. In Chimay steht ein altes Schloss der Caramans mit Zwiebeltürmen auf hoher Terrasse mitten in der Stadt. Darin liegt der Stab des II. Armeekorps. Der Ort ist teilweise geräumt, beschädigt und fast völlig ausgeplündert.

Am Ostrand von Trélon zieht sich die gestern noch hart umkämpfte, aber schwache «verlängerte Maginotlinie» längs der Grenze. Ein schmaler Panzerabwehrgraben, Bunker, kümmerliche Hindernisse. Trélon ist fast ganz geräumt, Ströme von zurückkehrenden Flüchtlingen mit vielen Kindern begegnen uns, zum Teil auf Pferdewagen. Elend jeder Art. Ein Teil der Bevölkerung flüchtete in die grossen Grenzwälder.

In Fourmies etwas mehr Zivil, aber auch schwere Bombenschäden und Plünderungen. La Capelle, Wallfahrtsort der Heiligen Germaine, einer Schottin, war früher Festung. Der umkämpfte Wald von Le Nouvion ist noch voll versprengter französischer Soldaten und von zusammengefahrenen Kolonnen verstopft. Riesige Bombentrichter, am schlimmsten an der Strasse Avesnes-Landroies, viele zerstörte Tanks.

## **Le Nouvion**

Wir richten Le Nouvion-en-Thiérache zum Gefechtsstand ein. Es ist ein Jagdschloss des Grafen von Paris, Henri d'Orléans, des französischen Kronprätendenten vom Hause Bourbon-Orléans, dem Nouvion um 1896 durch den Duc d'Aumale vererbt wurde. Das Schloss, falsches Louis XIII., in Hufeisenform gebaut, am Waldrand südöstlich des Städtchens gelegen, stammt etwa von 1850. Auf Achsenkreuz angelegt, liegt es in blühendem Park. Beamte und Schlosswärter sind geflüchtet. Wir stossen bei der Ankunft die Haupttür ein



und finden das Innere unberührt, nur im Keller Andenken an französische Soldaten aus den letzten Kampf Tagen.

In den Wohnräumen unten Seidentapeten und schöne Familienbilder. Der Comte de Paris und Prinzessin Anne wurden in Nouvion geboren, doch seit langem steht es unbewohnt. Eingerichtet sind nur wenige Zimmer. Die leeren Räume werden mit Matratzen aus dem Ort notdürftig bewohnbar gemacht. Unten im Arbeitsraum des Duc d'Aumale stehen in der Bibliothek viele lokalhistorische Werke, oben in der Hauptbibliothek schön eingebundene Bücher mit Widmungen, die gesamte Literatur über die «Maison Royal de France», ein gemalter Stammbaum des Gesamthauses, historische Werke vom Duc d'Aumale, Jean d'Orléans und anderen Bourbonen selbst geschrieben, unter anderem eine «Histoire des Condes» und zwei Bücher über Nouvion. Karten über Bourbonische Krondomänen, für Louis Philippe gemacht, viele ältere französische Memoirenliteratur. Daneben mancherlei Unfug.

Napoleonzimmer! Bilder mit Autogrammen vieler Potentaten. Photos, eine schöne Rasse sind diese späten Bourbonen. Im Treppenhause hängt ein gutes Altarbild des Duc d'Aumale von Benjamin Constant. Bildnisse von Nattier.

Hart vor uns kämpft die Infanterie um Waldränder. Der Nouvion-Forst, in dem das Jagdschloss liegt, ist von feindlichen Resten noch nicht gesäubert.

Es ist ein Tag grösster Erfolge. Das ganze französische A.O.K.7 wird mit vielen Generalen gefangen. Die feindliche Führung verliert die Truppe aus der Hand. 12 km von uns, bei Landrecies an der Sambre, wird noch gekämpft, während Panzertruppen schon auf Arras vorstossen.

Oberst Schmudt vom Stab Hitlers entwickelt uns dessen politische Ziele: Vereinigte Staaten von Europa unter Deutschlands Führung. Die Alpen werden ewige Südgrenze. Jedes Streben nach dem Mittelmeer ist für Deutschland verderblich. Immer wiederkehrend: Revision des Friedens von Münster 1648! Wiederherstellung der alten Reichsgrenzen im Westen. Umsiedlung von Bevölkerungen aus Rassegesichtspunkten. Es gibt kein Lebensrecht mehr für Monarchien und kleinere Staaten. Direkte Hegemonie Deutschlands über Nord-Europa, indirekte über den Balkan. Autonomie für deutsche Minori-

täten. Vernichtung des französischen Erbfeindes und «mit blutendem Herzen» des englischen Brudervolkes und dessen Weltherrschaft. Russland und Italien sind Unsicherheitsfaktoren. Von Mussolinis Existenz, der von König und Papst gehemmt wird, hängt allein Italiens Haltung ab. Deutschland ist das zur Führung Europas allein berufene Herrenvolk. Dies alles wird mit fast religiöser Überzeugung vorgetragen. Das Ende des alten Europa.

*20. Mai 1940*

Ich schlafe im Arbeitszimmer des Herzogs von Aumale und Guise, am Boden auf einem chinesischen Teppich.

Nach den Morgenmeldungen bei Sonnenaufgang studiere ich den Inhalt der Bücherregale. Ich liebe diese Bourbonen für ihre kleinen «Seigneurien», die von ihrem Königtum übriggeblieben sind und deren Geschichte sie zum Gegenstand gelehrter Forschungen macht.

Der gefangene Kommandeur der 1. französischen Kavallerie-Division, General d'Arras, wird eingeliefert, ein feiner, älterer Mann. Im Laufe der Nacht werden weitere Panzer-Divisionen und motorisierte Divisionen unserer Armee für den Durchbruch zum Meer unterstellt. Unsere Panzer erreichen Amiens und Laon.

Ohne Unterbrechung zieht der Flüchtlingsstrom vorüber. Alle bitten um Brot. Eine Familie von Charleroi mit vielen Kindern hat sich nebenan in einem verlassenen Hause eingerichtet und lebt von Mundraub.

Immer noch wird im Fort de Mormal und um Maubeuge gekämpft. Wir entdecken hier im Wald ein verlassenes Lager deutscher emigrierter Kommunisten, die in Spanien kämpften und hier Propaganda trieben.

Für uns alte Krieger ist es eine seltsame Genugtuung, diesen Feldzug mitzumachen. In zehn Tagen haben wir den Mächten von Versailles eine furchtbare Niederlage bereitet. Die Gefangenen geben verzweifelte Berichte.

Durch feindlichen Bombenangriff treten die ersten Verluste beim Stabe ein. Kluge sitzt im grossen Salon des Bourbonenschlosses unter den Bildnissen der Prätendenten und ihrer schönen Gemahlinnen und befiehlt Frontrichtung auf Nordwesten, neues Angriffsziel ist die Kanalküste – Calais!

Historischer Augenblick. Die Gruppe Kleist tritt an und stürmt unaufhaltsam vor über Amiens bis Abbeville und Boulogne-sur-Mer.

*22. Mai 1940*

Mit dem Vorkommando geht es westwärts, am Walde von Mormal vorüber. Unsere Front ist dünn und löcherig, überall tauchen noch feindliche Abteilungen auf. In Catillon am Sambrekanal Verwüstungen. Um Le Cateau in Massen zerstörte Panzer und andere Fahrzeuge. Hübsches Renaissance-Rathaus. Die Stadt ist beschädigt, fast die gesamte Bevölkerung geflohen. Der Strom der Zurückkehrenden reisst nicht ab, Autos, Pferdekarren; Frauen schieben Kinderwagen, alte Leute wanken gestützt, Kinder werden getragen. Verängstigt, verschmutzt, hungrig sind alle. Die Habseligkeiten sind meist längst fortgeworfen.

Wir kommen in unsere «Kriegsheimat» von 1914 bis 1918. Umfahren Cambrai im Süden, dicht an der Porte de Paris vorüber. Ich grüsse die Türme wie alte Freunde. Dort ritten wir 1916 zur Somme-Schlacht hinaus.

In Havrincourt soll Quartier gemacht werden, doch eben ist General von Kleist, der mit seiner berühmtem «Gruppe» den Durchbruch gemacht hat, im Begriff einzuziehen.

## **Havrincourt**

Das alte Schloss wurde im letzten Krieg völlig zerstört, das neue, dem alten ähnlich, wurde in etwas kleineren Dimensionen seit 1919 wieder aufgebaut. Innen war es früher sehr viel mehr Palais. Wir durcheilen alle drei Stockwerke, ausserdem Souterrain und darunter die Keller. Eine einfache grosse Halle, Steintreppe. Rechts und links grosse und kleine boisierte Zimmer im Stil des 18. Jahrhunderts. Rokokobibliothek. Oben schöne Schlafzimmer, hohe schmale Fenster, Alkoven, Charme altfranzösischer Raumkultur. Die wichtigsten Möbel und Bilder wurden in Sicherheit gebracht.

Havrincourt war Quartier englischer und französischer Truppen. Die Umgebung ist noch unfertig und ungepflegt. Blick südwärts auf Trescault. Mächtiger Obelisk, Denkmal einer englischen Division. In der neuen Kirche Grabmäler der Cardevac d'Havrincourt.

Ich spreche mit dem Curé, der gerade Altarbehänge abnimmt. Er erzählt, dass der alte Marquis etwa 192,1 starb, die Familie in Paris ihr Palais bewohnt, der älteste Sohn im Kriege ist, der Besitz geteilt wurde und die Möbel aus Furcht vor «destruction de l'intérieur» bei Kriegsausbruch in der Nachbarschaft untergebracht wurden.

Wir ziehen weiter mit der Ordre, in Richtung Bapaume Quartier zu suchen. Die Kanalbrücke vor Hennies wurde gesprengt. Gestern ist dort ein Auto mit Offizieren in voller Fahrt in tiefen Kanalschacht gestürzt. Umleitung. Bertincourt. In Vêlu ist das grosse Schloss des Baron Goer verschwunden, der Park verwildert, das einst stattliche Dorf wirkt kümmerlich. In Lebuquières wurde die Schule sichtlich mitten im Unterricht überstürzt geräumt. Plündernde Hyänen sind zurückgeblieben. Wir entdecken zufällig neun entwaffnete Franzosen ohne Begleitmannen, die in einem leeren Hause von gestohlenen Lebensmitteln leben, auf dem Marsch von Péronne, in Richtung Cambrai unterwegs sind, und, hier eine Ruhepause einlegend, einen kleinen Rausch ausschlafen. Die Kerls, nett und voll Sinn für die komische Situation, bitten uns, sie mitzunehmen, setzen dann bieder allein ihren Weg in der von mir befohlenen Richtung fort, anstelle Zivilanzüge zu erbeuten und zu türmen. So plündert und zerstört gedankenlos jedermann. Werte gehen nutzlos zugrunde, ein widerliches Chaos bleibt, Leichen und Latrinengestank.

Vor uns liegt das Gebiet der Somme-Schlacht des Ersten Weltkrieges, Fiers, Fourreauxwald. Hier herrscht ein starker Kolonnenverkehr nach Süden. Bapaume hat durch Kämpfe und Bomben gelitten. Das Erschütterndste ist der Weg Bapaume-Cambrai, gesäumt mit toten Menschen, Tieren und zerstörtem Material, die Ortschaften schwer mitgenommen und in diesen Inferno der Rückstrom der Bevölkerung, von Qual, Angst und Entbehrungen zermürbt, oft am Wege in der Sonne rastend, sich langsam fortbewegend. Das Land ist fast baumlos, die neuen Orte so scheusslich lieblos gebaut, als hätte es für die kurze Zeit bis zur Wiederkehr der Katastrophe nicht gelohnt.

Wir erhalten im Château La Folie vor Cambrai, wo uns General von Seydlitz bewirbt, Befehl, in Havrincourt ausserhalb des Schlosses provisorisch Quartier zu machen. Luftkämpfe über uns mit feindlichen Aufklärungsfliegern gegen Norden.

Zurück also nach Havrincourt. Wir wohnen bei zwei alten Französinen, die den Mut hatten zu bleiben. Sie erleben schon die dritte Invasion, 1870 eingerechnet, braten uns Hühner, Eier, Kartoffeln und sorgen so vortrefflich, wie eben französische Madames es tun. Sie haben Übung und sind für kleine Aufmerksamkeiten sehr empfänglich. Ich habe mich gründlich gewaschen, was in Schlössern ohne Wasser und Waschgeschirr meist etwas problematisch ist.

Feindliche schwere Panzer brechen gegen Abend auf drei Strassen nach Süden vor, werden zurückgeworfen. Arras und Douai im Norden vor uns und das linke Ufer der Somme im Süden sind noch in Feindeshand. So steht für den gesamten Vormarsch und den Nachschub aller Armeen, die zur Einkreisung des «Sacks» von Dünkirchen vorstürmen, einzig und allein die hier vorbeiführende Strasse von Cambrai-Bapaume mit Seitenwegen zur Verfügung. Havrincourt liegt mitten in dieser schmalen, dem feindlichen Druck von Norden wie von Süden am meisten ausgesetzten «Passage». Unterdess geht der Vollmond gross und golden über dem blau dämmernden Park auf. Flieger, Kampfwagen, Lastwagen, Elektromotoren brausen; in den Bosketts sind Zeltlager. Durchmarschierende Truppen und Flüchtlinge, die um Brot betteln, das keiner hat. Wir leben selbst von «organisiertem» Zwieback.

### *23. Mai 1940*

Es besteht die Gefahr feindlicher Flankenstösse. Weit hinter uns wird noch gekämpft. Wir können abgeschnitten werden. Die Franzosen haben Geiseln und Leute aller Nationalitäten, die man für deutsche Spione ansah, nach Abbeville geschleppt und dort vor unserer Ankunft sinnlos unter grauenvollen Umständen erschossen. Allein der dänische Ingenieur Winter entkommt und wird hier mit den Hinterlassenschaften der Ermordeten eingeliefert. Ein erschütternder Bericht.

### **Havrincourt**

Die Gruppe Kleist geht nach Lucheux bei Doullens. Ich bringe mit dem Vorkommando das Schloss für uns in Ordnung. Gegen Mittag wird ein feindlicher Panzerangriff mit Artilleriefuer von Douai auf

Cambrai abgewiesen. Durch grosse Erfolge sind wir kühn geworden und riskieren viel. Der Flüchtlingsstrom reisst nicht ab, die Hungersnot wächst, man weiss nicht zu helfen.

Ich wandere zum betonierten Teich in der Talsenke und zum Haut-bois d'Havrincourt hinauf. Die Alleen sind sternförmig durch den Wald geschnitten, im Park stehen noch einzelne alte Bäume, die Spuren schwerer Verstümmelungen aus dem letzten Kriege tragen. Ein französischer Flieger wirft neun Bomben auf das Parterre, das anfängt wie ein Trichterfeld auszusehen.

Wir essen im getäfelten Saal, links der Halle. Ich bewohne ein winziges Kabinett in der ersten Etage nach Süden, in dem kaum Platz für meine Matratze ist. Über dem Park und der Landschaft breite Nebelstreifen. Nachtigallen. Soldatengesang.

*24. Mai 1940*

### **Havrincourt**

Ribbentrop kreuzt auf, mangelhaft orientiert. Wir (Ic) hausen im Esssaal des Ostflügels. Unserer Armee unterstehen jetzt 40 Divisionen mit 120'000 Panzerfahrzeugen. Wir schirmen die Südfront gegen Paris längs der Somme von La Fère bis zur Küste ab, erobern sie bis Gravelines und greifen die im Norden eingeschlossene französisch-englisch-belgische Armee auf einer Front von Gravelines bis Valenciennes an vielen Stellen an. Ich bin ständig in den Räumen beschäftigt, in denen die Befehlsgebung vor sich geht. So bekommt man ein Gesamtbild, wie es gemacht wird. Luftwaffe, Artillerie, Panzer, Infanterie, Pioniere, Nachrichtentruppen, eines ist so entscheidend wie das andere. Mit Lust und ohne Nervosität ist der «Hohe Rat» am Werk, das Unternehmen nimmt Riesenausmasse an. Der Gegner unternimmt von Arras und Douai aus Panzerangriffe und Bombeneinsätze.

Mittags geht es auf Erkundung nach einem Ausweichsgefechtsstand in der Gegend von Doullens. Wir fahren von Havrincourt bis Albert durch das geheiligte Land der Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges, an vielen Friedhöfen vorüber. Jeder Mitkämpfer hat hier Erinnerungen, die ihn schweigen machen.

Auch hier Flüchtlingszüge. Das Elend der ganzen Menschheit zieht

vorbei. Es trifft immer die kleine Bevölkerung. Auch durch Paris und ganz Frankreich strömt es so, die französischen Truppen demoralisierend. Daher erlässt die Regierung Daladier fortgesetzt Aufrufe, nicht zu fliehen.

Albert ist geplündert, viele Häuser von Bomben zerstört. Jenseits der Stadt Dörfer in alter Bauweise, Häuser aus Kreide oder Lehm-fachwerk, sehr verfallen. Die Bevölkerung ist hier teilweise geblieben, die Wohlhabenden sind meist fort. Wellige, baumreiche Landschaft, Bachtäler, viel Obst. Gemütliche alte Kirchen, in Doullens englische Baracken, der Bahnhof und der Stadteingang sind durch Bomben zerstört. Kirche, altes Rathaus, Maison Louis XIII., Klöster, Museum.

In Lucheux liegt der Gefechtsstand der Gruppe Kleist. Über Humbertmont, Grigny nach Passen-Artois, eine kleine Stadt. Das Schloss blickt uns, wie alle geplünderten, aus erschrockenen Augen an. Hier waren es die Engländer. Grosse Verwüstung herrscht drinnen. Die Posten an einer Strassenbarrikade behaupten, feindliche Panzer seien im Anmarsch. Es regnet in Strömen.

In Marieux liegt der Stab der 9. Panzer-Division, ein schöner, etwas heruntergekommener Sitz. Das Schloss im Rechteck mit Mansarden gebaut, regelmässige Gärten und Höfe. Im altmodisch vornehmen Salon erinnert eine Tafel an einen Besuch Georgs V. und Poincarés im Jahre 1917. Hier war das Hinterland der englischen Arras-Front im Ersten Weltkrieg.

In Beauquesnes besuchen wir einen bayerischen Bataillons-Stab und den dazugehörigen Regiments-Stab in Terra mesnil. Wir finden in Gézaincourt bei Dillens ein verwüstetes Schloss, Louis XVI., drei Stockwerke mit Wappen, Kronen, Ancêtres, fromm und tugendhaft mit Kapelle in schönem Park, nur noch von «Hunden und Katzen» belebt. Die Dorfbewohner plündern in aller Ruhe.

Zurück nach Lucheux, wo wir Befehl erhalten, nach Havrincourt zurückzukehren. Bei letztem Licht durch Schlachtfelder über Albert-Bapaume zurück. Bei Frémicourt überfährt uns ein Panzer, zerstört den schönen Wagen wie Butter, ohne jemanden zu verletzen. Mühsamer Rückweg mit Ersatzfahrzeug bis Havrincourt über Beaumetz. In der Richtung Arras ist der Himmel von Flammen gerötet. Der Mond geht blutrot auf.

Der Feind greift von Süden unsere Brückenköpfe an der Somme an, am stärksten bei Ham, dem nächsten Punkt von Paris, und aus Norden (Arras, Douai) mit Panzern. Wir erobern die Lorettohöhe von Westen. Die Gruppe Kleist ist im Angriff auf Boulogne, Calais und Saint Omer. Havrincourt liegt in der Mitte des Vorstossgebietes gegen die Kanalküste. Hier ist auf beiden Seiten der stärkste Druck des Gegners zu spüren. Wieder Bomben. Immer noch ist der Nachschub für die Armee, die den «Sack von Dünkirchen» von Westen her angreift, und für die Somme-Front von Amiens bis zur Mündung allein auf die Strasse Cambrai-Bapaume angewiesen, unsere «Rollbahn», die fürchterlich überlastet ist.

Der Architekt des neuen Schlosses Havrincourt ist Molinie-Nicod, als Vorbild diente Château Saint Loupé (Deux Sèvres). Der Palast im Stil von 1650 steht unvermittelt in einer amerikanisierten Urlandschaft, ist aber der einzig gute Bau dieser Weltkriegszone. Hervorragende Werkarbeit der Maurer, Tischler, Schlosser, nur weil nach klaren Vorbildern gearbeitet wurde. Ein Château féodal anstelle eines bequemen Landhauses. Unter den vielen zerstörten Schlössern und Herrenhäusern dieser Landschaft ist Havrincourt das einzige, das nicht aufgegeben wurde, Beweis dafür, dass die Zeit der grossen Landsitze vorüber ist und es nur des vernichtenden Anstosses bedarf. Im Treppenhaus hängt eine heilige Familie von Baroccio, die unser Getümmel mild überwacht. Es war ein guter, wenn auch romantischer Gedanke des Marquis d'Havrincourt, eine Kopie, die allerdings den leitenden Baugedanken des zerstörten Schlosses aufnahm, hierher zu setzen. Mit einem modernen Neubauprojekt wäre hier jeder französische Baumeister gescheitert. So ist es ein würdevoller Bau geworden, dauerhaft und von schönen Proportionen.

Arras und Kortrijk sind genommen. Fliegergeneral Sperrle und der Spanien-Richthofen sind hier, ein dauerndes «Aufkreuzen» von Notablen. Ich bearbeite die Papiere des gefangenen Führers der 7. französischen Armee General Giraud. Starker Pessimismus herrschte auf der Feindseite schon vor unserem Einmarsch, dabei eine vernünftige, vollkommen richtige Beurteilung der innerdeutschen Lage.

Der zunehmende Verfall der Dörfer seit 1914 ist ein Beweis für



den Niedergang. Durch Flucht der Bevölkerung sind die Schäden diesmal weit grösser als 1914 bis 1918, auch sind viel ausgedehntere Gebiete vom Krieg erfasst. Damals gab es überall hinter der Front intakte Quartiere, heute nichts als Verwüstung. Mehrere Millionen Menschen sind vor uns geflohen. Viel guter Wein wird überall gefunden und zu jeder Tages- und Nachtzeit konsumiert. Kluge ist bei den Mahlzeiten in kleinem Kreise vergnügt und mitteilend. Er hat auch eine grossartige Aufgabe. Zwei Jagdgeschwader begegnen sich über unserem Château im Luftkampf, den wir mit Aufregung verfolgen. Er endet mit dem Abschluss eines Franzosen, die Maschine stürzt brennend ab. Nachts Mond und Flammen in Richtung Péronne.

*25. Mai 1940*

### **Havrincourt**

Die Frontlinie im «Sack» verläuft: Gent, Oudenaarde, Kortrijk, Tournai, Valenciennes, Douai (ausschliesslich), Lens, Béthune, Aire, Saint Omer, Gravelines, Calais wird umkämpft, Boulogne mittags in hartem Kampf mit Flammenwerfern genommen. Hohe Gefangenzahlen. Zwischen Valenciennes und Lens ist zäher Widerstand. Arras durch Brände, Bomben und Minen verwüstet und von den Einwohnern verlassen!

Hier in der Kirche Grabmäler und im Park überall der Wahlspruch der Cardevac Havrincourt: «Mieux mourir que me ternir.» (Lieber sterben, als mich herabwürdigen lassen.)

Gespräche mit dem General Lanquetot, Kommandeur der 21. französischen Infanterie-Division, der heute Mittag nach tapferer Verteidigung der Zitadelle von Boulogne gefangen wurde.

Hitler greift in Einzelheiten der militärischen Führung ein. Kaum ein wichtigerer Befehl von Brauchitsch, der nicht anfinde: «Auf ausdrücklichen Wunsch des Führers... « Neben Panzer-Divisionen setzt Hitler selbst Lokalangriffe an. Es scheint fast, als werde im Augenblick die grosse Linie der letzten vierzehn Tage verlassen. Allein das hervorragende IL A. K. kommt voran, sonst verzetteln wir uns in kleineren Unternehmen, angeblich aus politischen Gründen. Die Truppe ist erschöpft. Der Feind leistet verzweifelten Widerstand,

besonders in der Verteidigung seiner Versorgungszentren Douai und Valenciennes.

Unruhige Nacht. Mehrere Bündel von Scheinwerfern, aus den Fenstern des hochgelegenen Schlosses weithin zu sehen, durchwühlen den Wolkenhimmel. Feindliche Flieger, Flak, ferne Bomben. Brandrote am Horizont über Péronne. In Intervallen Nachtigallen und Froschkonzert.

### *26. Mai 1940*

Die Front steht an der Lys, am Westrand von Douai, Carvin, La Bassée. Die Südfront verläuft längs der Somme, Crozat-Kanal, Oise, Ailette-Kanal und Aisne. Generaloberst von Rundstedt und Fliegergeneral Milch sind hier. Massen von Gefangenen strömen ohne Begleitmannschaften ostwärts, versehen sich in verlassenen Orten mit Zivilsachen und Fahrrädern und mischen sich in grosser Zahl in den Flüchtlingsstrom. Sie sind froh, dem Krieg zu entkommen. Die Verwüstung der Ortschaften des Kriegsgebietes durch Flieger, Räumung und Plünderung nimmt immer grösseren Umfang an.

Heute werden Calais und Dünkirchen «eingeebnet». Cap Gris Nez, Dover gegenüber, ist erreicht.

Schloss Havrincourt ist von stürmischem, weltbewegendem Leben erfüllt. Mit vierzehn Divisionen zog unsere 4. Armee am 10. Mai aus. Jetzt sind ihr vierzig Divisionen unterstellt.

Führer, Generalstabs- und Ordonnanzoffiziere all dieser Truppenteile von Heer und Luft, von den Heeresgruppen, Nachbararmeen und der höchsten Führung treten bei uns auf. Engstes Zusammenarbeiten von Ia und Ic ist ebenso nötig wie beständige Orientierung über alle unsere Operationen, Feindbewegungen, politischen Begebnisse und «Stimmung» uns gegenüber.

Das Mosaik des Feindbildes wird stündlich neu zusammengesetzt. Wir erbeuten Beweise, wie haargenau der Gegner über uns informiert ist. Streit der Meinungen bei grossen Entschlüssen. Heute zum Beispiel gehen die Ansichten darüber, wie dem «Sack» um Lille beizukommen sei, sehr auseinander. Wahrscheinlich hätte der «Hohe Rat» allein niemals ein Unternehmen von so rücksichtsloser Kühnheit und Gefährdung gestartet wie diesen Vorstoss zur Küste auf schmalster Basis, die Armeen Frankreichs, Englands und Belgiens in der Flanke, hätte Hitler

nicht selbst diesen Entschluss gefasst und persönlich durchgesetzt. Diese entscheidende Aufgabe ist unserer 4. Armee zugefallen.

*27. Mai 1940*

### **Havrincourt**

Der «Sack» Brügge-Douai wird mit Gewalt zugeschnürt. Bei den Massen an Truppen, die dort versammelt sind, und der Zivilbevölkerung in dem eingeschlossenen Gebiet, herrscht wüstes Chaos. Alle Städte werden zerstört. Valenciennes, La Bassée, Bethune. Bei Arras lag vor zwei Tagen die Entscheidung, heute und morgen bei Ypern (Ieper). Dort werden sich unsere von Westen über Hazebrouck-Cassel und von Osten über Tielt-Rousselaere (Roeselare)-Dadizeele vorgehenden Kräfte die Hand reichen. An der Somme-Front greifen die Franzosen von Stunde zu Stunde stärker die Brückenköpfe Amiens und Abbeville mit Kampfwagen an.

Der «Hohe Rat» ist der Ansicht, dass wir zwei Tage verloren haben, wodurch unnötige Verluste entstanden seien. Der Feindwiderstand wächst.

In der Mitternachtssonne dieser Nächte breitet sich der Fernblick aus den Fenstern wie auf ein Welttheater aus.

Geschütze brummen von der Südfront, Brände röten den Himmel, feindliche Flieger werfen Leuchtkugeln, die Teile der Landschaft hell erleuchten, Scheinwerfer nah und fern erforschen bei jedem Geräusch die Geheimnisse der Himmelskuppel.

Die ungeheuren Massen an Gefangenen, an Flüchtlingen, die weiterhin alle Strassen überfluten, an Menschen, die geblieben oder zurückgekehrt sind, machen uns Kopfzerbrechen. Alle waffenfähigen Männer werden, soweit erfassbar, interniert. Erste Heckenschützen in Zivil (bei Carvin) werden gemeldet. Ein gefangener Franzose behauptet, wir würden ganz Frankreich erobern, aber alles wieder verlieren, der Friede würde in Leipzig diktiert werden. Andererseits geht aus allen uns zufallenden Dokumenten hervor, mit welch tiefem Pessimismus Führung und Volk der Franzosen in diesen Krieg gezogen sind.

Hitler befiehlt, um die überanstrengten Panzer-Divisionen zu schonen, Stop in der Linie Gravelines-Saint Omer und Zurücknahme der

Teile, die Cassel bereits genommen hatte, obwohl man im Norden Flanderns ohne grosse Mühe weiter gegen den weichenden Feind hätte vorgehen können. Die schweren Verluste der letzten Tage hätten sich vermeiden lassen, Kräfte zum Angriff gegen Süden wären frei geworden. Hitler hat mit einem Flankenangriff von Lille her gerechnet, Kluge mit einem starken Druck gegen die Somme-Front. Beide haben sich geirrt.

Manstein führt das uns unterstellte XXXVIII. A. K. Ein Vorstoss beiderseits Paris nach Süden ist geplant. Den noch intakten 60 Divisionen des Gegners stehen wir mit 120 Divisionen gegenüber! Leider sind uns starke Feindkräfte über See entkommen; schätzungsweise 50'000 Mann. Die Luftwaffe konnte nicht verhindern, dass feindliche Truppen, durch Flak geschützt, mit Booten englische Schiffe auf See erreichten und entfliehen konnten, allerdings mussten sie uns alles Material zurücklassen.

### *28. Mai 1940*

Das Grollen der Geschütze von der Amiens-Front steigerte sich gestern Nacht zum Orkan. Die Armee hat diese Nacht allein hundert feindliche Panzerwagen zur Strecke gebracht. Der «Hohe Rat» trauert über unsere unnötig schweren Verluste gegen die sich zäh verteidigenden Engländer um Dünkirchen und darüber, dass uns soviel Tommies durch die Lappen gegangen sind, die, mit Material neu ausgerüstet, als frische Divisionen in Frankreich wieder auftauchen können. Der Westrand von Lille wird erreicht. Kämpfe um Oignies und Thumeries.

Morgennebel über Tal und Wäldern, dazu vielstimmiges Vogelkonzert. Lächelnd überwacht die schöne Witwe Hélène d'Aubespine, Comtesse de Pontchartrin, 1713 gemalt, von der Wand herab die Besprechungen des «Hohen Rats». Regentag ohne Flieger-tätigkeit.

Der König von Belgien ergibt sich bedingungslos mit 300'000 Mann seiner gesamten Armee. Mehrere Divisionen werden zur Bewachung nötig. Die Engländer verteidigen zäh ihren Rückzug aus Flandern. Laut Meldungen erschossen sie unsere Gefangenen.

Es ist erst der 18. Tag, aber schon zeichnet sich ab, wie das Weltgefüge sich löst. Italien rüstet sich zum Beutezug im Mittelmeer-

raum. Russland droht mit Einmarsch in Bessarabien. Die Kolonialreiche Frankreichs, Belgiens, Hollands werden Objekte für Freibeuterei. Stück für Stück bricht die alte Ordnung zusammen. Ständig ist zu erwarten, dass der Brand auf neue Weltteile überspringt.

Es kommen grauenvolle Meldungen aus Douai, Valenciennes, Maubeuge, Amiens und anderen Städten. Der Mob wütet plündernd darin. Erste Nachrichten von bestialischen Grausamkeiten, die einzelnen unserer Soldaten zugefügt werden. Hunger, Wut, Gier und Verzweiflung bemächtigen sich der Bevölkerung, die kein Gesetz und keine Ordnung mehr zusammenhält.

Die Presse rast in Gemeinheiten, mit denen sie die Besiegten überschüttet. Das Flüchtlingselend geht ins Uferlose. Ganz Flandern ist in diesen Tagen ein Meer von Schrecken, alle Menschenleben, alle Werke der Kultur sind bedroht.

### *29. Mai 1940*

Lille und Mont Cassel werden eingeschlossen. Die Front ging, Gott sei Dank, wie 1914 und 1918, schnell über Brügge hinweg und verläuft heute bei Ostende, Ypern (Jeper), Lille, Armentières, Cassel, Dünkirchen. Der «Sack» ist nur noch ganz schmal. Immer noch transportieren die Engländer Truppen ab, was unsere Flieger des schlechten Wetters wegen nicht verhindern können. Noch werden letzte englische Kampfstellungen zäh verteidigt.

Wir erkunden einen neuen Gefechtsstand, der zur Abschnittsfront Amiens-Abbeville besser liegt. Über Bapaume-Albert-Doullens-Bernaville nach Ribeaucourt. Unterwegs in Acheux, das Schloss mit alten Hofgebäuden, Toren, stilvollen Gartenanlagen angesehen; es ist verlassen, aber noch intakt. Auf den Strassen Flüchtlinge und gefangene Engländer ohne Begleitung, kunterbunt durcheinander.

Ribeaucourt, eine Anlage des grand siècle, Schloss, Basse Court, Parterre, Sternalleen, im Halbkreis vorn «Grilles», Ahas, und «Po-teaux». Mächtiger Baumwuchs. Hinter dem Haus dehnen sich ein englischer Park und üppige Waldungen aus. Der Besitzer ist Monsieur de Berny. Seit langem ist das Schloss schon vernachlässigt, trotz kostbarer Einrichtung; alte Möbel sind in Unmengen da, Gobelins, Gemälde, englische Farbstiche. Das jetzige Chaos rührt von plündernden Engländern, Dorfleuten, Flüchtlingen und Einquartierung

her, die den Rest zerschlugen. Stilvolles Landleben scheint hier lange geherrscht zu haben. In allem herrscht edelstes Mass!

Auxi-le-Château im reizenden Tal der Rivière. Authie ist kaum beschädigt. Im Tal bis Doullens liegen viele Schlösser in Parkanlagen. Frohen-Le-Grand, innen hell und kultiviert, ist von Teilen des Generalkommandos XXXVIII. belegt. Die Führungsabteilung selbst befindet sich im Schloss Remaisnil.

Der Kommandierende General von Manstein kommt eben vom Brückenkopf Abbeville zurück, wo er ein Bataillon seines Korps, das vor schwersten feindlichen Panzerwagen zurückging, persönlich wieder vortrieb.

Remaisnil liegt auf dem Höhenzug nördlich des Authietals in Buchenwäldern. Eine prachtvolle Anfahrt führt durch eine vierreihige Allee. Neben dem Tor steht eine Barockkapelle. Das Schloss stammt aus der Gründerzeit, hat innen aber gute Räume, Boiserien, Gobelins, wertvolle Bilder, eine alte Schlosseinrichtung mit bourgeoisen Einsprengseln. Der Besitzerin, Witwe eines Fabrikanten, macht die Bevölkerung eine recht schlechte Presse. Das Festhalten an Tradition gibt hier allem noch Stil. Die Dörfer der Umgebung sind gross aber verfallen, Lehmputz und Wellblech, viel Friedensruinen. Das reiche Frankreich lässt sein Bauerntum verkümmern. Es ist die Folge mangelnden Schutzes gegen Weltmarktpreise und Überschwemmung mit billigen Kolonialprodukten. Dabei ist das Land fruchtbar, überall sind Zeichen eines ehemals höheren Wohlstandes.

Wir essen beim Stab zu Mittag. Da wir aber mehr Platz brauchen, untersuchen wir noch weitere Schlösser. Outrebois, mehr Villa als Château, aber schön gelegen, Besitz eines Comte de la Serre, der geflohen ist. Im Salon Bildnisse des 17. Jahrhunderts, einer Gräfin Sainte Aldegonde und einer Gräfin La Tour, Hofdame bei Kurpfalz. Eine stattliche Person aus Lille, die hier unter Flüchtlingen haust, macht weitläufig die honneurs und wäre auch sonst nicht abgeneigt. Wohlbekannter Typ von 1914/18.

Das benachbarte Schloss Occhoches wird vom Grafen Looz-Cooswarem, dem Schwager des Comte de la Serre, bewohnt. Wir begegnen der Familie. Ein kleiner Bau des 18. Jahrhunderts aus Kreidestein mit Flügeln und einem reizenden Ehrenhof mit seitlichen Einfahrtstoren, gegenüber eine Terrasse mit Estraden und einer hohen Hecken-

wand darauf. Innen wenige vornehme Räume mit Verdürentepichen und Ahnenbildern.

Über Doullens nach Arras. Nach dem Regen liegt das Land im Sonnenlicht. Auf der schnurgeraden Vormarschstrasse der Engländer aus dem Ersten Weltkrieg erscheinen links die Ruine Mont St. Eloi, Wallfahrtskirche und Lanterne des Morts von Notre Dame de Lorette; ich erinnere mich der dortigen Inschrift: «Ecoutez la clameur, qui sort des hécatombes. Peuples soyez unis, hommes soyez humains».

Der Belfried von Arras! Durch Faubourg d'Amiens fahren wir ein. Die neueren Stadtteile, besonders am Bahnhof und den Stadträndern, sind durch Bombenabwurf, Brände und Artilleriebeschuss so sehr zerstört, dass wohl ein völliger Neubau nötig wird. Zu meiner Freude ist der alte Stadtkern weniger mitgenommen, die Hauptsache: Grande und Petite Place mit Rathaus sind so gut wie unverletzt. Die Abtei Saint Vaast ist wieder stark mitgenommen, von der kaum wiederhergestellten Kathedrale sind die Fenster zertrümmert. Ich steuere unseren Wagen kreuz und quer durch die Stadt, umfahre langsam die alten Arkadenplätze, über die der Belfried aufragt. Ich bin in Arras plötzlich im Zweifel, ob nicht alles Trugbild eigener Phantasie ist oder ob die Dinge wirklich existieren. Was soll diese Rückkehr, diese neue Zerstörung?

Durch Faubourg Saint Sauveur geht es nach Cambrai hinaus. Schicksalsreiche Landschaft des Artois. Sehr zerstört ist Vis-en Artois mit scheusslicher neuer Kirche, Haucourt und Remy. Rauchschwaden stehen im Nordosten über dem brennenden Douai. Schloss Saint les Marquion steht noch oder wieder, es war 1915 unser Quartier.

In Havrincourt werden eingeliefert, teils bei Steenwerck (Steenvoorde), teils bei Armentières gefangen, General Prioux, Oberbefehlshaber der 1. Armee, General Montalivet, Artilleriekommandeur, Armee-Adjutant Colonel Alombert, Ordonnanzoffizier Vicomte d'Alanzier, General Aymes, Kommandierender General des IV. A. K. und mehrere andere Offiziere. Kluge begrüsst den General Prioux persönlich. Abends begleite ich den Transport nach Cambrai, wo der grössere Teil in der Zitadelle bleibt, während die Generale nach Mainz weiter befördert werden.

Cambrai, auf neuem Grundriss seit 1918 wieder erbaut, hat an den  
80

Rändern stärker als im Stadtkern gelitten. Stolze Einfahrt durch die Porte de Paris, rechts Kathedrale, links Beifried, Jesuitenkirche und St. Géry. Ich besorge für die Generale durch die Kommandantur Quartier in einem geräumten Haus, den Rest verfrachte ich in die Zitadelle, in der sich im Augenblick 25'000 Gefangene befinden, die täglich weiter transportiert werden und wenig zu essen bekommen. Dieser Blick hinter die Kulissen nimmt unter vielerlei Abenteuern die halbe Nacht in Anspruch. Wir stöbern dabei eine Schar unbekleideter Männlein und Weiblein auf, die sich in dem von der Kommandantur reservierten Hause verbotenerweise niederliessen und nun ihr letztes Stündlein gekommen glauben. Die französischen Offiziere sind dankbar für jeden geringsten Beweis der Fürsorge. Ich spreche mit Vicomte d'Alanzier, der über die Trennung von seinem General Prioux untröstlich ist. Fast alle Offiziere, denen ich bisher begegnete, reden mich auf unsere Familie an, sie wissen über Onkel Gustav und Constantin Alvensleben Bescheid, einzelne sogar über unsere Besitze um Magdeburg.

Spät nachts fahre ich mit einem Begleitkommando der Geheimen Feldpolizei nach Havrincourt zurück.

*30. Mai 1940*

Engländer, Franzosen und sogar trotz Kapitulation auch Belgier verteidigen zäh Städte wie Lille und Dünkirchen. Sonst ist fast ganz Flandern in unserem Besitz. Stukas zerstören Dünkirchen und eine grosse Zahl von Schiffen vor der Küste, die zum Abtransport der feindlichen Truppen bestimmt waren. Auch Dover wird bombardiert.

Ich übersetze den erbeuteten Aufmarschbefehl für die gesamte französische Armee gegen unsere Südfront an Somme und Aisne, der uns alle Geheimnisse des Feindes in die Hand spielt. Wir geben die Nordfront Dünkirchen-Lille an Reichenau ab (6. Armee) und stellen unsere ganze Armee gegen Süden bereit. Gespräch mit dem bei Lille gefangenen Führer der 15. französischen Division, General Juin.

*31. Mai 1940*

**Himmler erscheint hier bei Hofe.**

Gegen Abend gehe ich als Vorkommando nach Lucheux. Ein letzter Blick über den Park nach Trescault. Ob ich Havrincourt, dies



ruhmreiche vielgeprüfte Haus noch einmal wiedersehen werde? Über Haucourt, Remy, Chérisy geht es nach Arras, gegen die sinkende Sonne durch unser altes Land. Auf diesem ungeheuren Totenacker über den alten Schlachtfeldern, wo die Stimmen nichts als Schmerz, Friede und Versöhnung predigen, stellt sich dieser Krieg immer von neuem als Tragödie dar. Gab es keinen anderen Weg?

In Chérisy leben noch viele unserer alten Freunde und Wohltäterinnen aus dem Ersten Weltkrieg, hochbetagt, selbst «Ma mère» und «Mon père», Monsieur und Madame Déron, jedoch nicht mehr in ihrer alten stolzen Ferme, sondern in einer stillösen, kleinen neuen. Brasserie und Ferme de l'Abbaye wurden nicht wieder aufgebaut. Ebenso wenig wie die Schlösser in dieser Gegend. Es waren die letzten, die die Revolution von 1789 übrig gelassen hatte.

Mit den Herrenhäusern hat der Krieg auch die feinere Kultur dieser Gegenden «ausgekämmt». Mit klopfendem Herzen sehe ich die Stätten wieder, die nach so vielen Jahren, neuen Erlebnissen und geschichtlichen Wendungen unverminderte Anziehungskraft auf mich ausüben als die Orte, an denen ich die entscheidenden Lebenseindrücke und die erste feste Prägung des eigenen Wesens empfang. Daher die überragende Bedeutung, die alles Spätere für immer überschattet.

In Arras über Petite und Grande Place zur Kathedrale, ein riesiger, heller Raum mit mächtigen Säulen in zeitlosem Klassizismus. Es war die alte Abteikirche St. Vaast, während die gotische Kathedrale von einst, wie die von Cambrai, in der Revolution zugrunde ging. Ich verweile dort länger mit meinen Ordonnanzen.

Von Arras auf der Strasse nach Doullens bis Mondicourt und nordwärts nach Lucheux, wo der Kommandant des Hauptquartiers mich kurz vor Mitternacht mit Rotspon erwartet. Ich finde Quartier bei einem Tischler (parti pour la guerre), dessen nette Frau einen Kolonialwarenladen betreibt und ihrem Jungen bei den Schularbeiten hilft. Betten und Möbel sind Gegenstand ehrfürchtiger Liebe, «car papa les a fait lui-même». Dazu ein alter Beau-père.

1. Juni 1940

## Lucheux, Pas de Calais

Ich bereite den Gefechtsstand vor. Der Führungsstab kommt in einstigem Karmeliterkloster unter, der Ic im verlassenen Haus eines Notars am Place du Bourg. Ich lasse allen toten Tieren, menschlichen Exkrementen, Essensresten und anderen Spuren des désordre, von denen ich unser neues Heim befreie, im Rosenbeet des Hofes ein Grab bereiten, dann, nach erfüllter Pflicht, gehe ich ein paar Schritte zur Burg und der etwas ausserhalb gelegenen Kirche, einer Basilika des 12. Jahrhunderts, innen mit dicken runden Säulen, schönen Kapitellen und einem der ältesten dokumentierbaren gotischen Gewölbe! Verehrt werden St. Leger Leodegure, der hier sein Martyrium empfing, und Jeanne d'Arc, die 1430, auf ihrem letzten Wege von Arras nach Rouen, auf dem Schlosse Lucheux als Gefangene eine Nacht oder mehrere zugebracht hat.

Der freundliche Curé, Abbé d'Espinouze, mit langem Vollbart, früher Missionar in Übersee und Militärpfarrer im letzten Kriege, seit zwanzig Jahren in Lucheux tätig, nimmt mich ins Pfarrhaus, schenkt mir historisches Material, unter anderem den «Itinéraire de Jeanne d'Arc», berichtet über die Geschichte von Lucheux, seine Ausgrabungen und gallorömischen Gräberfunde. Das Haus ist voll belgischer Flüchtlinge. Der Curé spricht von Unordnung und Meinungsverschiedenheiten der französischen und englischen Behörden jetzt vor unserem Einmarsch, er tadelt die Flucht aller verantwortlichen Stellen und der meisten seiner Amtsbrüder. Engländer sind hier seit alters unbeliebt. Der Curé ist ergrimmt über die plündernden Schäflein seiner Gemeinde.

Die Burg Lucheux war Hauptsitz der souveränen Grafen von Saint Paul, seit 1198 ein Lehen der Krone Frankreichs. Um 1710 kam es an die Duc de Luynes, denen es gehört hat, bis sich die Herzogin von Uzes, geborene Luynes, 1923 zum Verkauf des Schlosses mit 1'400 ha Grundbesitz gezwungen sah. Kreuzzüge wurden hier organisiert, französische Könige und burgundische Herzöge logierten hier, hundert Jahre Krieg mit England tobten hier, die Schlacht bei Azincourt war in der Nähe, 1430 war Jeanne d'Arc im Schloss.

In letzter Zeit, vor 1923, wurde die Burg wieder dauernder be-

wohnt. Bis 1923 ist auch die nur noch in schwachen Resten erhaltene Burgkapelle intakt gewesen. Der Vermögensverfall soll hauptsächlich durch Lasten des vorigen Krieges (englische Einquartierung) entstanden sein. Die Zerstückelung des Besitzes, das Abholzen der alten Bestände durch Spekulanten ist ein Unglück für die ganze Gegend, deren Wohlstand und Bevölkerungszahl ohnehin im Rückgang ist, da die alten Hausindustrien verfielen. In Lucheux lebten 1860 über 1'300 Einwohner, 1930 nur noch 600!

Graue Monumente in der üppig grünen, wildwuchernden Hügellandschaft, um das Tal des Grouchesbachs Weiden, Obstgärten, auf den Höhen Laubwälder. In der Mitte des Ortes steht der «Belfroi», halb Stadttor, halb Rathaus, daneben das Karmeliterkloster und verschiedene Manoirs des 17. Jahrhunderts.

Ein holpriger Pflasterweg führt zur Burg hinauf, ein dichter Laubengang bis zum Tor, das von zwei Rundtürmen flankiert wird. Spuren von Fallgatter und Zugbrücke sind noch zu sehen. Die Südseite über dem Dorf nimmt das devastierte Château ein. Mauern und Gräben rings um den grossen Burgbezirk sind noch da, aber von Urwald überwuchert. Das Schönste sind die Reste einer Halle mit Fensterarkaden, ein berühmtes Prachtstück mittelalterlichen Profanbaus, «monument national». Die ganze Burg ist ein Hauptdenkmal dieser Art in Nordfrankreich. Ein zweites, sehr malerisches Tor führt auf der Bergseite in den Hochwald hinaus, die anschliessenden Mauern, mit selten vorkommenden «Mâchicoulis à arcades», wie am «Krak des chevaliers» in Syrien.

Dies langsam hinsterbende alte Städtchen, einst durch Mauerring, wie noch zu sehen, an die Burg gekettet, im Tal verfallene Höfchen und Hütten, verfallende Wassermühlen, Kirche und Cimetière – ein Corot sollte es malen unter diesem zarten, silbernen grauen Himmel, ein Proust sollte sich auf tausend Seiten mit seiner Sprachkunst darüber verbreiten: «Vieille douce France!»

## *2. Juni 1940*

Ein Auftrag führt mich nach Amiens. Die Kathedrale ragt wie ein Gespenst aus den Trümmern der Stadt, bisher unversehrt, während die Umgebung durch Stukas, Bomben und Brände verwüstet wurde. Jetzt schiesst die französische Artillerie hinein. Welch ein Wieder-

sehen! Da die verbliebene Bevölkerung anfang, unsere Leute nachts aus dem Hinterhalt umzubringen, wird nun, nach Erschiessung von Geiseln, der Hauptteil der Stadt südlich der Somme geräumt und bildet ein riesiges Plünderungsobjekt.

Dünkirchen wird immer noch umkämpft. Unsere Flieger vernichten weiter englische Transportschiffe, bombardieren Marseille, erkunden mit Erfolg die Feindlage vor der «Südfront». Unsere Armee hat nur leichtere Angriffe abzuwehren. Nach einer Zeit höchsten Glanzes mit vierzig Divisionen sind wir jetzt auf die Front Amiens-Sommemündung und drei Korps beschränkt.

Kluge und Gesterding empfangen Hitler in Pont à Maroq, um ihm die jüngsten Schlachtfelder unserer Armee vorzuführen. Über Carvin, Lens, Vimy, Lorettohöhe, Douai, Bouchain fährt der Cortège bis Cambrai-Arras durch heilrufende Truppen und dichte Bevölkerungsmassen. Unterwegs berichten ihm einzelne Generale.

Sir Lancelot Oliphant, englischer Botschafter in Brüssel, der Brügge vor der Kapitulation König Leopolds im Wagen verliess, wurde hungrig und apathisch aus dem Flüchtlingsstrom herausgefischt, bei uns durchgeschleust und nach Deutschland weiterbefördert. Ich sprach lange mit ihm.

### *3. Juni 1940*

Es geht nach Boulogne-sur-Mer durch meist ärmliche Ortschaften, in Saint Paul schönes Rathaus, Hesdin, Montreuil. Bei Samer Zerstörungen. Boulogne selbst hat ziemlich stark gelitten, der Kursaal liegt in Trümmern. Gut aussehende Menschen in den Strassen. Ab und zu donnern Küstenbatterien aufs Meer hinaus. Kriegsmaterial in Massen und wichtige Dokumente wurden hier erbeutet. Unterwegs sah man viel stehengebliebene englische und französische Geschütze.

Rückweg über Étaples. Kiefernwälder an flacher Küste. Das Meer! Brauchitsch kommt abends nach Lucheux. Englisch-französische Vorwürfe gegen den König von Belgien, er habe sein Volk an uns verraten. Dieser hervorragende Mann genießt bei uns allgemeine Hochachtung.

Russland kündigt die bald bevorstehende Weltrevolution an. Die Balkanvölker mobilisieren. Wir bereiten den Angriff auf die untere

#### *4. Juni 1940*

Paris wurde gestern von 800 deutschen Bombern angegriffen. Die Franzosen melden: 200 Tote, 800 Verwundete.

Südlich strahlender Sommertag. So sehr einen dieser siegreiche Krieg mit seiner glanzvollen «Mise en scène» mitreisst, so stark empfinde ich immer wieder, dass er das gefährdete Gebäude der abendländischen Kultur zerstört. Das Massenelend, das er hervorruft, führt ins Chaos. Man ist empfindlicher für die Leiden der Kreatur als 1914. Viele helfende Hände sind im Geheimen am Werk und wirken Wunder.

#### **Endlich hat sich Dünkirchen ergeben.**

Es gibt viele Nachteile des «Hohen Stabes». Der Oberbefehlshaber ist zu unruhig und «nervös». Kameradschaft ist nur ein Mittel, um bequem miteinander auszukommen, aber es besteht kein tieferes Interesse für einander. Alles wird auf billigste Formeln gebracht, in seelische Unkosten stürzt sich niemand. Unser Volk ist robuster, primitiver, gewissenloser geworden. Von der Truppe wird Schwerstes verlangt, ohne dass zu ihr irgendein inneres Band besteht.

Auf dem Gebiet der ritterlichen Normen liegen künftig unsere grössten Aufgaben.

#### *5. Juni 1940*

4 Uhr früh treten die Armeen nach kurzem Feuerschlag zum Angriff an. Unsere drei Korps überschreiten die untere Somme von Amiens bis Saint Valery, stossen aber auf stärksten Widerstand sorgfältig bereitgestellter, frischer Feindtruppen und kommen anfangs nur wenig voran. Vor uns sind Engländer und Franzosen. Die französische Artillerie beweist die seit alters nachgerühmte Meisterschaft und erschwert den Flussübergang. Starke Verluste! Abends wird Eu besetzt.

#### *6. Juni 1940*

Fortgesetzte Angriffe durch feindliche Bomber. Die eigenen Luftstreitkräfte dröhnen fast ununterbrochen über den Himmel hin. Ich entdeckte in den vorigen Tagen ein kleines Tal, «La Paturette», in dem sich aus Arras geflüchtete Nonnen verborgen halten, in einem Garten und an einem Bach voll Forellen. Oben im Pavillon im Park sitzt der Stabsarzt, trinkt Rotspon und liest Pascal. Ein alter Gärtner

erhält hier in der Stille, unter dem fernen Murren der Geschütze, die Ordnung des Kosmos.

*6. Juni 1940*

Von Lucheux über Amiens nach Flixecourt-en-Ponthieu. Von Doullens marschieren Einheiten der 1. Kavallerie-Division manöverbässig nach Süden. Roter Mohn blüht an den Feldrainen, die Wiesen sind weiss von Margeriten. Die Kathedrale von Amiens steht wie ein unberührtes Gebirge von Saphir über der zerstörten Stadt. Beide Parteien haben sie geschont. Gott hat noch einmal wie 1918 seine Hand über das Meisterwerk gehalten. Es ist nicht zu sagen, was dies Gebilde höchster Ordnung inmitten des Unterganges bedeutet. Mir fällt der Vers aus dem Liede ein:

«Jerusalem, du hochgebaute Stadt», in dem es heisst: «Im Augenblick wird sie erheben sich bis an das Firmament, wenn sie verlässt, so sanft, so wunderbar, die Stätt der Element».

Man glaubt zu sehen, wie Engel das Münster in der Stunde der Gefahr aufgehoben und vor dem Untergang bewahrt haben. Und wäre die Kathedrale von Amiens zerstört worden, müsste es nicht eine göttliche Schatzkammer geben, in der die Träume alter zugrunde gehenden Meisterwerke aufbewahrt bleiben?

Rückkehrende Flüchtlinge hocken in den verbrannten Stadtvierteln gramverzerrt, leichenhaft auf den Trümmern.

Am hohen Nordufer der Somme führen in Richtung Abbeville alte Alleen von lombardischen Pappeln vor dem tiefschattenden Walde des Madeleine-Friedhofs von Amiens vorbei. Das Sommetal ist versumpft, die Brücken unversehrt. Die Waldstücke auf den Höhen südlich des Flusses waren noch bis zur letzten Nacht feindliche Widerstandsnester. Weygand war fest entschlossen, die Somme zu halten.

Sommerlandschaft, Schlösser, Parks und alte Dörfer. Wir beziehen Quartier in Flixecour, im neureichen Château des Sackfabrikanten Saint. Auf einer Terrasse, die Gärten und Tal überblickt, im Rücken hoher Buchenwald, durch Sternalleen aufgeteilt. Protziger noch ist der Palast eines Bruders Saint, in dem unser Fliegerkorps liegt. Trotz Mangels an Cachet sind die Räume mit tiefen Fenstern und Kaminen von warmer Behaglichkeit. Grosszügige soziale Einrichtungen.

Trupps von gefangenen Engländern, Franzosen und Senegal-Negern, die Zähne flitschen und am Stiefel ihre Messer reiben, tauchen auf. Unsere Panzer stossen bis Forges-les-Eaux vor, während die Infanterie an der Bresle von Eu bis Aumale einstweilen nicht vorwärts kommt, ebensowenig wie die 6. Armee (Reichenau) am östlichen Flügel. Es herrschen Meinungsverschiedenheiten in der hohen Führung über die Sicherung der entstehenden Flanken: sollen die Panzer zum Meer hin einschwenken oder auf Paris? Einkreisung der feindlichen Divisionen an der Küste oder Einkesselung im Oisegebiet östlich Rouen? Die Einschliessung der Maginotlinie und des gesamten Nordostens von Frankreich wird geplant.

### *8. Juni 1940*

Hitler befiehlt das weitere Vorgehen unserer Panzer auf Rouen. Aber die Fronten kommen bis auf den Durchbruch der Panzer-Divisionen nicht voran, weder unsere Bresle-Front von Eu bis Aumale noch die der 6. und 9. Armee weiter ostwärts. Die Führung wird dem zähen Feindwiderstand gegenüber nervös, befiehlt völlig veränderte Armeeeinteilung. Wir sollen nach Osten auf Paris eindrehen.

Um 14 Uhr dramatische Wendung: Vollkommene Fehlbeurteilung. Die feindliche Front beginnt fast überall zu weichen, ein glänzender Abschnitt unseres Vormarsches vollzieht sich in wenigen Stunden. Unsere Panzer stürmen bis hart vor Rouen vor, die Infanterie bis Saint Just und an Beauvais heran. Der ursprüngliche Plan wird weitergemacht, das Spiel der Siegesmeldungen und der vorschliessenden Pfeilchen auf den Karten setzt sich fort. Aufatmend und zufrieden sitzt Kluge, solo Kaffee trinkend, auf der Terrasse. Nur am Meer hält sich der Feind noch mit Truppen, die auf Flugzeugen und Autobussen von Paris heraus an die Front geworfen wurden, sekundiert durch Bomber und Schiffsgeschütze von der See her.

Ein grosses Übel sind die Senegal-Neger, die vor Hunger, Blutgier und Angst zu Bestien werden. Französische Offiziere sind entrüstet, wenn sie in Gefangenenlagern mit Negern zusammengelegt werden.

Der Feind klammert seine Verteidigung an Ortschaften und Wälder, da beide vor Panzern einigermaßen sicher sind. So kommt es, dass im Rücken unserer vorgehenden Truppe Widerstandsnester Zurückbleiben, die vor allem nachts dem Nachschub gefährlich werden.

*9. Juni 1940*

Um 7 Uhr von Flixecourt nach St. Segrée. Hügelland beiderseits der Somme. Über Ailly-le-Haut-Clocher mit hochgetürmter Kirche nach Saint Riogquier, einer der letzten Stationen von Jeanne d'Arcs via dolorosa. Es ist eine grosse Abtei mit spätgotischer Basilika; über der unruhigen, überreichen Kalksteinfassade steht ein unvollendeter Turm. Das Innere, vom Morgenlicht hell durchflutet, ist voller Verwundeter. Hochaltar und Sakristei wurden planlos verwüstet. Reste eines schönen Kreuzgangs. Die Abteigebäude sind im Monumentalstil des grand siècle errichtet.

Hohe Pappelalleen führen nach Abbeville. Die Stadt ist fast vollkommen abgebrannt, leider auch die schöne spätgotische Hauptkirche mit ihrer von Skulpturen bedeckten Doppelturmfassade. Türme und Chor sind zerstört, das Gewölbe über dem Langhaus und das Portal sind noch heil. Überall raucht und schwelt es weiter, Einwohner suchen verstört das Ihre zusammen. Die Sonne leuchtet über zerstörtem Menschenwerk und triumphierender Natur. Der Torso der Kirche überragt drohend die eingeebneten Häuserreste. Die Sintflut ging vorüber.

Hier geht es über die Somme, ein Stück am landschaftlich schönen Südufer entlang, dann auf der Route Nationale nach Beauvais über Airaines bis Poix. Dörfer stehen in Flammen, Rauchschwaden quellen auf, hüllen Strassen und Landschaft ein. Das Land ist weiträumig, gewellt, Alleen von Napoleonspappeln. In La Chapelle und Thieulloy sind kleine Schlösser. Immer wilder, unbeschreiblicher werden Schmutz, Verwüstung und Vergeudung. Leichen von Menschen und Tieren werden nicht oder allzu spät begraben. Verwilderte Hunde machen sich in Horden an alles Verwesende, über Speisereste und Exkrementen, Katzen schlecken Teller und Töpfe aus, wühlen mit den Hunden in Betten und Matratzen herum, auf denen wir schlafen sollen – das sind die alltäglichen Bilder –, Ratten und Insekten entdecken ihr Jagdgebiet. Verfallenes altes Gutshaus, grosser Park mit Buchenalleen und alten Beständen voll dichten Unterholzes rings herum. Bombenangriff. Der Feind steht noch nah im Westen.

Wir überschreiten bei Les Andelys und Rouen die Seine und den Ourcq. Unsere Panzer machen vor Rouen kehrt und stossen auf Yvetot und Dieppe zu, um drei feindliche Divisionen einzuschliessen.



*10. Juni 1940*

Weiter über Sarous durch das brennende Grandvillers, Marseille-en-Beauvaisie. Das Land ist unheimlich menschenleer, kaum Bevölkerung, wenig Truppen, im Gegensatz zur Fülle der Natur.

Nahe der Strasse von Gournay nach Rouen ist unser neuer Gefechtsstand in Château d'Elbeuf-en-Bray.

Von Elbeuf aus werden unsere Armeefronten bei Beauvais, Rouen und Dieppe befehligt. Wir stossen zwischen Saint Valery und Fécamp bis zum Meer durch, kreisen in und um Dieppe – wie vor wenigen Tagen bei Dünkirchen – zwei feindliche Divisionen ein. Ein Teil der Engländer entschlüpft wieder nachts über See, worüber die französischen Kombattanten sich entrüsten. Teile der Franzosen suchen vergeblich nach Le Havre und über die Seine unterhalb Caudebec zu entkommen. Überall entbrennen schwere Kämpfe mit zäh sich verteidigenden französischen Widerstandsnestern in schwierigem Gelände. Beute und Gefangenenanzahl sind wieder sehr bedeutend.

Elbeuf-en-Bray, ein grosses Landhaus, efeuberant im Park, gehört dem früheren spanischen Kriegsminister Diego Hidalgo, der hier wohnte und jetzt mit seiner Frau geflohen ist. Die ungarische Hausdame und eine Wiener Köchin sind geblieben, daher ist alles unberührt. Der von meilenlangen Mauern umschlossene Park liegt in einer Landschaft, die der Südenglands ähnlich ist. Mammutexemplare von Zedern und Tulpenbäumen, Rottannen, Platanen, Zypressen dürften Mitte des 18. Jahrhunderts gepflanzt sein, wogegen der mächtige Eichenwald weit älter ist. Karpfenteiche und lotosbewachsene Kanäle, über denen dichte Laubkronen Tunnel bilden, geschorene Lindenalleen, blühende Rhododendren, Taxusbosketts, Orangerie und chinesische Pavillons, eine Hubert-Robert-Landschaft, leicht verwildert.

Ich wandere unter Geschützdonner nach Gewitterregen bei schwacher Abendsonne am violetten Himmel durch duftende Rasenflächen und tropfende Baumgruppen von kanarischem Wuchs.

Norwegen streckt nach belgischem Vorbild die Waffen, angeblich nachdem es erfuhr, dass die Engländer den Schweden Narvik versprochen hatten. Fast gleichzeitig kommt die Nachricht, dass Italien Frankreich den Krieg erklärt hat, nachdem der Ausgang des Feldzuges nunmehr kaum noch zweifelhaft erscheint. Es mangelt nicht an boshaften Kommentaren.

### *11. Juni 1940*

Neue glänzende Erfolge! Wir gehen jenseits der Seine gegen die Eue vor, besetzen den Oiselauf von Compiègne bis zur Mündung bei Conflans, überschreiten die Marne in Front Château Thierry-Dormans, erreichen Chantilly, Senlis, Reims und an der Küste Fécamp.

Im Walde von Compiègne, in unserem Rücken, werden zwei französische Divisionen eingeschlossen. Noch äussern manche Franzosen prinzipielle Siegeszuversicht, aus Gefangenenpapieren geht jedoch tiefe Niedergeschlagenheit über den Verfall der Gesinnung, Misswirtschaft und Missregierung hervor, über das Verhalten der Engländer und die plündernden Flüchtlinge. Die Danse macabre der Pariser vor dem «déluge» erleben wir hier «ante portas» durch den Rundfunk mit.

Ich fliege mit dem «Storch» über die abendliche Normandie zum Gefechtsstand des XXXVIII. A. K. (Manstein) im Schloss Cahaigne bei Les Andelys, um einen wichtigen französischen Befehl, der uns in die Hände fiel, zu holen.

### *12. Juni 1940*

Mit Meier-Welcker zu den Kämpfen an der Küste. Regen, dramatisch bewegter Himmel über der Basse Normandie. Von Elbeuf-en-Bray zum Forêt d'Eavy, der gestern vom Feind gesäubert wurde, von Sagen bevölkert, uralter Buchenwald. Zur Rechten liegt das Tal der Bethume, das Kampfabschnitt war. Wir zählen Gefangenentransporte und verlassene feindliche Geschütze, denen wir begegnen, und achten auf Entminung der Strassen, um nicht in die Luft zu fliegen. Wir rechnen damit, bei dem schnellen Vorgehen der fechtenden Truppe in Wäldern und Ortschaften noch versprengten feindlichen Verbänden zu begegnen. Gefangene kommen uns in meist unbeaufsichtigten Trupps entgegen. Der Küste zu wird es immer schöner, Fachwerkdörfer mit breit gelagerten, grauverwitterten Kirchen. In Manières-en-Bray ein bedeutendes Renaissanceschloss, Hufeisenform mit starken Rundtürmen und Keildächern, der schöne Garten stammt angeblich von Le Nôtre. Bei Torey das malerische Tal der Varenne mit bewaldeten Hängen, ein Schösschen von geschützten Kastanienalleen flankiert, ein anderes mit Koppeln voller Baumgruppen.

Dieppe liegt von Bewohnern verlassen, öde und grau, ein versenk-

tes Schiff sperrt die Hafemündung. Die Burg und zwei schöne spätgotische Kirchen beherrschen den Kern der alten Fischerstadt. Die langsamen Wogen des Ärmelkanals prallen gegen steinigen Strand. Ein Flakkommando, ein paar Landser sind alles, was man sieht. Steil abfallende Kreidefelsen begleiten die Küste. In geschützten Schluchten liegen kleine Badeorte. Wir fahren westwärts in Richtung auf Saint Valery-en-Caux, ohne zu ahnen, wo unser Siegeslauf zu Ende sein wird. Wir wissen nur, dass auf dieser Strasse noch gekämpft wird. Wir passieren Varengueville-Ango, ein stolzes Manoir des 16. Jahrhunderts, kreuzen die Täler der Soie und der Saane, sehen in Ouvilla-Rivière eine alte Normannenkirche mit hohem Turm, breit hingelagerten Schiffen und Portal. Überall sind Spuren von Kämpfen.

Bei Veules-les-Roses heisst es halt. Ringsum ist Artillerie aufgefahren und schießt. Die Felder sind mit Leichen von Franzosen, Engländern und Negern bedeckt, alle haben noch die Hand an der Waffe. Viel feindliche Geschütze stehen herum. Brennende Munitionsstapel lösen sich periodisch in Explosionen. Der Kommandeur eines Schützenregiments der 5. Panzer-Division orientiert uns. Wir dringen gegen die Steilküste durch zerstampfte Felder und Koppeln vor, auf denen mitten in der Schlacht angepflocktes Vieh vor Durst, Hunger, Angst und Nichtgemolkenwerden brüllt oder stirbt, wie die aufgequollenen Kadaver beweisen. Hier bietet sich folgendes Schlachtenbild: Im Meer unter uns liegt ein zu drei Vierteln versenkter englischer Transportdampfer, dessen Reste noch brennen. Vor kurzem schwamm die Besatzung noch in den Wellen herum. Alle sind ertrunken. Aufgrund schlechter Erfahrungen hat sie niemand gerettet. Die Engländer verstehen sich meisterhaft auf diese schnellen Einschiffungen. Drei andere Transportschiffe sehen wir am Meereshorizont entschwinden. Englische Truppen haben, so berichten unsere Augenzeugen, ihre französischen Waffenbrüder, die sich auf den Dampfern schon in Sicherheit glaubten, mit Gewalt wieder heruntergeworfen.

Die Sonne liegt jetzt über der blitzblauen See. Englische Flieger brausen heran, von unserer Flak unfreundlich begrüßt. Während der Ostteil von Veules-les-Roses noch durch feindliche Scharfschützen verteidigt wird, entfaltet sich am Strande schon ein ganz friedliches Dasein. Kolonnen ruhen sich aus, Soldaten gehen entspannt und geniessend in Gruppen und einzeln spazieren. Von unserer Kreidezinne

aus sehen wir, umringt von feuernden Maschinengewehren und Geschützen, dieses Stück Krieg in der Luft, zu Lande und auf See, den letzten entscheidenden Kampf um die normannische Küste zwischen Dieppe und Le Havre, unmittelbar nebeneinander die Kontraste von Vernichtung und friedlichem Dasein, die für diesen Krieg bezeichnend sind. Veules-les-Roses steht in hellen Flammen, Rauchsäulen weit und breit kennzeichnen die Spur der apokalyptischen Reiter, während in den nicht betroffenen Ortschaften dicht dabei Kinder vor den Häusern spielen, von Grossmüttern mit Strickstrumpf bewacht, und jedermann unbekümmert seinen Geschäften nachgeht.

Dies stellen wir, die Ränder des Kampfgebietes umfahrend, überall fest. Curés und Nonnen sorgen für ihre Schäflein; mit freundlicher Neugier, ohne Schrecken werden wir betrachtet. Vor Saint Valéry-en-Caux fahren wir, von Süden kommend, durch feuernde Geschütze, die Widerstandsnester westwärts, nach Fécamp zu, bekämpfen. Viele Kilometer lang stehen verlassene englische Motorfahrzeuge in mehreren Reihen nebeneinander vor den Eingängen von Saint Valéry-en-Caux, einzelne verbrannt, die meisten intakt. Das ganze Kriegsgebiet ist ein einziges Grab der Motorisierung der kriegführenden Länder. Schon sind Truppenteile aller Art dabei, die verwendbaren Fahrzeuge wieder flott zu machen und aus den uferlosen erbeuteten Feindvorräten schnell das Wichtigste herauszuorganisieren, bevor andere erscheinen.

Am Hafen von Saint Valéry-en-Caux lagern ebenso unübersehbare Mengen von Gefangenen, von sehr wenig Soldaten bewacht, vorn im ersten Rang die gefangenen Generale. Ringsum brennen Häuser. Die Bevölkerung ist dabei, Leben und Habseligkeiten zu retten oder den Inhalt verlassener Häuser zu studieren, wofür sie neuerdings von strengen Ortskommandanten erschossen werden. Was für ein Völkergemisch unter den Truppen! Rechts und links noch Kampf, am Himmel englische Bomber. Die Stadt liegt am Meer im Schutz bewaldeter Kreidefelsen an einer Flussmündung. Feine graue Fassaden früherer Jahrhunderte, Brücken, Plätze, Quais und Molen, Fischerboote, Fliegerdenkmal, eine schöne alte Kirche im Grünen weit vor der Stadt, die vor Zeiten nach einer Katastrophe dorthin verlegt wurde, während der unverletzte Dom an alter Stelle blieb.

Hier erledigen wir Dienstgeschäfte, «organisieren» einen englischen

Lastkraftwagen und starten zur Rückfahrt über Rouen. Dies schöne schlösserreiche Küstenland reizt zum friedlichen Wiederkommen. Knicks, Alleen, Wälder, ausgezeichnete Pferde, gutes Rindvieh auf den Weiden, saubere Dörfer mit monumentalen Kirchen und alten Bauernhäusern. Das Schwinden der Prosperität ist hier nicht so sichtbar.

Viele Schlösser: Doudeville, vom Marschall de Villars gebaut, Schloss Amfreville (Louis XIII.) mit stolzer Auffahrt, Schloss Motteville (Henri IV.) in grossem Park. Hier schrieb die Comtesse de Motteville im 17. Jahrhundert ihre grossangelegten Memoiren über den Hof Annas von Österreich. Heute residiert Oberst von Senger hier, der tags darauf von hier aus Le Havre erobert. Auf der von Yvetot kommenden Strasse geht es weiter über die bewaldeten Hügel nördlich der Seine.

Eine Rauchsäule, schon auf viele Meilen sichtbar, steht über Rouen. Der dort vom südlichen Seine-Ufer weichende Feind hat die Öltanks in Brand gesetzt. Wie eine grausige Himmelserscheinung überschattet die aus Flammen steigende Riesenwolke die menschenleeren Strassen. Bis zur Kirche Saint Ouen ist die Stadt unversehrt, schwarz blicken mittelalterliche Monumente aus dem Labyrinth der Gassen. Wir steigen aus und nähern uns von Norden her der Kathedrale. Das ganze Viertel zwischen Seine, Kathedrale und Rue Le Grand Pont ist durch Brand zerstört, Tour de Beuvre und Teile der Südfront wurden von Flammen angefressen. Im Übrigen ist der Dom gerettet, dank der Initiative von Kluge. Er fuhr hinein, stellte fest, dass die engen alten Stadtteile um die Kathedrale herum in Flammen standen. Der Dom war in höchster Gefahr, zumal der Hauptturm (wie 1914 in Reims) im Gerüst steht. Kluge setzte sofort ein Pionierbataillon zur Rettung an, das die Häuserblocks um die Kathedrale sprengte, da die Wasserleitungen zerstört waren und Feuerwehr nicht wirken konnte. Die seit dem Mittelalter noch fast unberührte bauliche Umgebung bildete um die Kathedrale von Rouen einen Rahmen, dem sich kaum noch ein gotisches Stadtbild in Europa vergleichen liess. Die Westfassade, die herrlichen Seitenportale und die Tour de Beuvre bezogen ihren Traum und den Schwung ihrer architektonischen Wirkung von dem engen spukhaften Gewinkel um sie her. Die Rettungsarbeiten haben Todesopfer gekostet. Von französischer Seite

sah man wie gelähmt dem drohenden Zerstörungswerk der Flammen zu, ohne einzugreifen. Noch schwelt und glüht es in den Trümmern, unter denen ein unwiederbringliches Stück französischen Mittelalters versunken ist. Mit Grauen denkt man an Hand der Erfahrungen seit 1918 an das Unvermögen unserer Epoche, Verlorenes durch würdige Neuschöpfungen zu ersetzen. Welche Städte des alten Europa mögen noch dahinsinken, bevor die Waffen schweigen?

In all dem Siegesrausch erfasst mich Abschiedsschmerz. Noch wie von den Schrecken des kaum überstandenen Gerichtstages gelähmt starrt uns die Kathedrale aus erloschenen Augen grässlich an. Ich dringe durch den Stollen der Sandsackbarrikaden des Westportals in die profanierte Höhle des Innern, jetzt Tummelplatz der Winde und der Katzen. Dann fahren wir weiter ostwärts über das Darnetal. Vom Höhenrand noch ein Rückblick auf Kirchen und Türme im Rahmen dieser grossartigen Flusslandschaft. Welch Unterschied zu dem lachenden Maisonntag, als ich 1925 hier war. Er ist mir ferner als der Tag der Verbrennung der Jungfrau von Orleans.

Die Strasse nach Elbeuf-en-Bray berührt Schloss Martainville, einen Koloss aus Backstein mit vier runden Ecktürmen, hohen Dächern und Schornsteinen. Es ist eines der Wahrzeichen der Normandie, heute im Besitz des Staates. Ein merkwürdiger Traum ist um diese alten phantasievollen Häuser Frankreichs. Die sinkende Sonne durchbricht lastendes Gewölk, lässt Bäume und Bauwerke vor uns wie in grünem Scheinwerferlicht gegen den violetten Himmel aufstrahlen. Um Forêt de Lyons, dem einstigen Jagdgebiet der normanischen Herzöge, dessen Buchenwälder wir durchfahren, ist der Schauplatz der «Madame Bovary», Menschen und Orte sind genau lokalisierbar. Landschaftlicher Höhepunkt ist kurz vor Elbeuf der Blick über das weite Tal von Gournay-en-Bray im letzten Tageslicht. Nun geht es auf Reims, Paris, Versailles und Chartres. Was wird aus Paris werden?

### *13. Juni 1940*

Streit in der höchsten Führung über das Unternehmen um Le Havre. Der «Hohe Rat» wünscht schnellstens einen Grossangriff über die Seine südwärts, wo im Augenblick die Aussichten günstig sind, und will die Panzer-Divisionen, die immer alles machen müssen, dafür

schonen, während die politische Führung aus Propagandagründen den Angriff auf Le Havre fordert, das wider Erwarten bis Mittag mühelos durch Oberst von Senger besetzt wird, gleichzeitig Evreux südlich der Seine. Reims wird kampfflos übergeben. Reichenau sucht der 18. Armee die Ehre, Paris zu erobern, streitig zu machen. Die französische Schutzlinie im Norden von Paris (Oise-Senlis-Ourcq) wird eingedrückt. Wir rücken auf allen Strassen gegen Saint Denis und Monmartre vor, ostwärts Paris geht es weit nach Süden über die Marne. Eine Verteidigung von Paris droht die Stadt dem Schicksal Warschaws auszuliefern. Es wäre der schwerste Schlag, der die französische Nation treffen kann. Es ist der Augenblick Sainte Genevièves und Jeanne d'Arcs. Die Entscheidung muss in diesen Stunden fallen. Sie ist für die gesamte Menschheit von so grosser Bedeutung, dass man auch alle überweltlichen Kräfte in höchster Alarmbereitschaft vermuten darf.

Ich bin für meine Lebzeit mit der Marneschlacht von 1914 «imprägniert» und trete glattem Optimismus entgegen.

Die französischen Generale, die gestern um Saint Valery gefangen genommen wurden, kreuzen hier auf. Jeder Kontakt mit ihrer höheren Führung war verloren gegangen. Einer von ihnen, General Ihler, Kommandeur des IX. französischen Armeekorps, glaubt Lille noch im Besitz der Alliierten. So erklärt sich der sinnlose Widerstand versprengter, umzingelter Verbände.

#### *14. Juni 1940*

Heute ziehen unsere Heeressäulen in Paris ein, das gestern Abend in letzter Stunde zur offenen Stadt erklärt und geräumt wurde. Die Generale von Küchler und von Kleist nehmen auf der Place de la Concorde und dem Étoile den Vorbeimarsch der Truppen ab, ohne sonstige Demonstrationen von unserer wie von französischer Seite. Unsere Armee dringt bis Dreux vor. Der Franzose verteidigt seinen Rückzug zur Loire. Ostwärts Paris geht unser Stoss über die Seine bei Nogent in Richtung Burgund, um den Nordosten Frankreichs mit der Maginotlinie abzuschneiden, die gleichzeitig bei Saarbrücken und Colmar durchbrochen wird.

Man sieht und hört das Abendland brennen und in Trümmer sinken. Jede Stunde dieses Krieges zerstört ein Stück europäischer Welt-

herrschaft. Kaum ist man imstande, im Getümmel des Augenblicks diese weltgeschichtliche Stunde zu begreifen. Was bedeutet dieser Tag jenseits der Ereignisse, die offen vor unseren Augen liegen? Für Frankreich, für Europa, für Deutschland?

### *15. Juni 1940*

Stellungswechsel von Elbeuf-en-Bray nach Normanville. Die allein zurückbleibende ungarische Dame d'honneur droht, sich umzubringen, aus Angst vor bösen «Pisangs». Wir berühren Lyons-la-Forêt, Charleval, wo Charles IX. im 16. Jahrhundert Schloss und Garten schuf, beides Meilensteine der europäischen Entwicklung, aber seit langem zerstört. Im Tal der Andelle weiter nach Radepont mit geschichtlich berühmter Schlossruine und Resten der Abtei Fontaine-Guérard. Les Andelys hat schwer gelitten, wie alle wichtigen Übergänge über die Seine. Besonders schade ist es um die zerstörte Kirche Notre Dame – fremdartiges Gemisch von Flamboyant und Renaissance –, wogegen St. Sauveur in Petit-Andelys nichts abbekommen hat. Über der Heimat Poussins thronen die weissen Ruinen von Château Gaillard. Gegenüber in der Ferne liegt Gaillon, die zerstörte Renaissance-Residenz der Erzbischöfe von Rouen. Starker Kolonnenverkehr herrscht auf den Strassen und der provisorischen Seine-Brücke. Nur noch das Brückensprengen verstehen die Franzosen.

Ein hübscher Weg führt am Fluss über Tosny, Heudebouville in St. Cyrda-Vandreuil über die Euve, Pont de l'Arche mit alter Brücke und der Abtei Bonport nach Elbeuf. Der Stadtkern brennt. Ist ein Haus ausgebrannt, ergreifen die Flammen das nächste, und so sinkt zum Leidwesen der Eroberer wie der Besiegten ein Strassenzug nach dem anderen in Asche. Die Bevölkerung ist grösstenteils geflohen, Soldaten zum Löschen sind nicht da. Elbeuf ist erst seit Stunden in unserem Besitz. In der Nachbarschaft wird noch gekämpft. Alte Frauen sehen dem tragischen Schauspiel klagend zu. Andere räumen vorsorglich ihr Appartement. Hier sieht man, wie die entsetzlichen Zerstörungen der Städte gewissermassen von selbst zustande kommen. Wir fahren weiter in die Wälder von Grand-Couronne im Seinebogen südlich Rouen hinauf und nehmen Höhlenwohnungen «moderner Troglodyten» in Orival an der Seine in Augenschein, die den Kriegsturm glücklicher als ihre Volksgenossen in Elbeuf überstanden



haben, nun damit beschäftigt, sich deren Hinterlassenschaft anzueignen. Als wir durch Elbeuf zurückkommen, stehen bereits neue Strassenzüge in Flammen.

Weiter die Fahrt durch Forêt de Louviers. Der Stadtkern von Louviers, ein besonders hübscher Ort im Tal der Euve, ist ebenfalls grauenvoll zerstört und unpassierbar. Aber die Hauptgebäude und Kirchen blieben verschont. Wir umfahren Louviers und folgen der Strasse nach Evreux. Reizvoll ist die Landschaft längs der Euve, zwei Schlösser an der Mündung des Iton. Das Schmerzlichste an Zerstörung – seit Abbeville – ist die alte Bischofsstadt Evreux. Hier hat auch die Kathedrale stark gelitten, die drei Türme verloren ihre Bekrönungen, das Dach brannte ab, Gewölbe stürzten ein, aber noch steht der Bau in der überreichen Pracht seiner Steinarbeit aus verschiedenen Epochen. Über Berge noch glühenden Schutts dringen wir ins Innere. Der Beifried und der erzbischöfliche Palast blieben unversehrt, die Strassen jedoch sind so vollständig in Schutt und Asche gesunken, dass die Leute von Evreux darüber verzweifeln werden. Wer soll das alles wieder aufbauen, und wie barbarisch wird es geschehen! Silberne Rauchwölkchen steigen aus den Trümmern. Eine Irrfahrt auf der Suche nach dem neuen Gefechtsstand führt uns an einem alten Schloss der Bischöfe von Evreux vorbei, Garambouville. Mühsames Vorwärtskommen durch Sperren und verstopfte Strassen. Dann halten wir Einzug in Normanville.

Normanville. Ich fasse vom ersten Augenblick an eine besondere Zuneigung zu diesem Ort, dabei ist das Haus keineswegs angenehm zu bewohnen. Engländer bewarfen es heute früh mit Bomben, alle Fensterscheiben platzten, es zieht überall. Wir arbeiten im Entresol; ich bewohne ein schmutziges Bedientenzimmer unter dem Dach, aber aus dem Fenster blickt man in die längste und mächtigste aller Schlossavenuen der Normandie.

Ich ruhe nicht, das letzte Licht dieser langen Tage zu benutzen, um die Anlage zu ergründen, die in der heutigen Form aus den Tagen Ludwigs XIV. stammt und in 3,5 km Länge das Tal des Iton ausfüllt. Der Fluss wurde in einen Kanal gezwungen, der die lange Anfahrtsallee «du côte d'Evreux» in schnurgerader Richtung zu begleiten hat. Vor dem Einfahrtstor teilt er sich und umfließt das Rechteck des Parks, um in der Mittelachse von Schloss und Allee nach Nor-

den weiterzufließen. Das Schloss von damals, grösser und prächtiger als das heutige, wurde in der Revolution zerstört. Die Besitzer, Marquis de Champigny, emigrierten damals, kauften den Besitz nach der «restauration» 1815 zurück und bauten 1817 ein neues Schloss, das dem grandiosen Wurf des Ganzen gegenüber nicht schwungvoll genug wirkt.

Vor beiden Fronten Gartenparterres, von Alleen und Bosketts flankiert, das nördliche im Landschaftsstil aufgelockert. Ein Torbau vom mittelalterlichen Schloss blieb erhalten. An der Ostseite stilvolle alte Communs, einstöckig mit Steildächern, in der Basse-Cour ein dicker runder Colombier. Vor dem östlichen Haupttor auf dem Friedhof steht die mittelalterliche Dorfkirche mit schönen Glasfenstern.

Westwärts erstreckt sich, ebenfalls im Rechteck vom Iton umflossen, ein Parkwald, durch gerade Alleen gegliedert, darin der Gemüsegarten, den ich entdeckte und der uns langentbehrte Vegetarierfreunden bereitet. Die Hauptallee in der Querachse des Schlosses setzt sich in einer langen Avenue von grosser Breite, mit vier Reihen von Rüstern bepflanzt, nach Westen fort in Wälder hinein und erklimmt in der Ferne einen Höhenzug. Auch andere Achsen des Gartens strahlen als Alleen in das Land hinaus und gliedern das Tal. Wälder und kahle Weideflächen, mit Wacholder und Ginster bewachsen, ziehen sich an den Talhängen hin. Auf den Koppeln ringsum uralte, prachtvoll gewachsene Eichen und Platanen, wie es sie nur in der Normandie gibt. Über den breiten, schnellfliessenden Wasserläufen im Park schliessen sich Baumkronen wie Dome zusammen. In einem der Blicke aus den Fenstern bildet der Iton eine breite natürliche Kaskade.

Der Iton gleicht der Vivonne von Combray bis Guermantes bei Proust. Die alten Bäume lässt man ruhig zu Ruinen werden und absterben. Efeu überwuchert die morschen Überreste, und so gleichen die Gärten und Avenuen von Normanville Hubert Roberts Parkbildern von Versailles aus der Zeit um das Ende des Königtums. Uns sind solche Bilder unbekannt, wir dürfen sie nicht dulden, aber der Franzose bejaht ihren Zauber: «Goutter de repos des choses finies».

### *16. Juni 1940*

Bei dem klaren Mondschein war es gestern schwer, ins Bett zu finden. Ich hatte in meinem geliebten Frankreich des 18. Jahrhunderts Anker

geworfen, und so bin ich zeitig wieder aufgestanden, um auf neue Entdeckungsreisen zu gehen. Dies Normanville erfüllt meine Vorstellung mit kühnsten Raumbildern und die Seele mit wunschlosem Gleichgewicht. Regungsloser silberner Himmel liegt heute darüber. Anlagen wie diese zeigen deutlicher als die aller Welt bekannten, was die Idee jener Zeiten gewesen ist, die Lebensluft des alten Frankreich, die wir im Mosaik der Literatur und bildenden Künste nur noch bruchstückweise entdecken. Draussen begegne ich Bauern mit blauen Augen, blauen Kitteln und grossen Strohhüten. Im Gespräch über das «Haus» gaben sie erstaunliche Bruchstücke von geschichtlicher und ästhetischer Bildung zu erkennen.

Ich ersteige den Nordhang des Tals auf einem Pfad durch Ginster und Wacholder. Vom Höhenrand sieht man die Gesamtanlage von Normanville das Tal ausfüllen. Am Fuss des Berges umrauscht der Iton in breiten, stark fliessenden Armen eine einstige Wassermühle, die ich auf dem Rückweg aufsuche. Ein Pariser Architekt hat sie sich reizend ausgebaut, ein paar Offiziere haben sich darin niedergelassen und ihr Herz daran gehängt. Alles, was Frankreich an Landschaftszauber und Ruinenpoesie aufbringt, vereinigt sich hier.

Die Bewohner des Schlosses sind geflohen. Besitzer ist ein Graf Josson, dessen Frau die Erbin der Champignys war. In der Halle, in der wir essen, steht noch prachtvolles Empiresilber; drei Salons mit mächtigen Fenstern, die abends durch schwere Vorhänge geschlossen werden, sind mit allem eingerichtet, was das 18. Jahrhundert an Gutem und Kostbarem zurückliess, Gemälden, Bronzen, Möbeln, Tapiseriebezügen, Gobelins, Aubussontepichen, bei aller Pracht brauchbar und wohnlich, ohne Museumscharakter. Kamine, Spiegel und Boiserie der ersten Kaiserzeit bestimmen die Haltung. Sonst ist das Haus mangelhaft ausgerüstet und scheint schlecht gehalten. Anscheinend hat die Frauenhand gefehlt; der Eindruck ergibt sich, dass ein etwas spinnender Mann einsame Tage, malend und laszive Bücher verschlingend, hier verbracht hat.

Der «Hohe Rat» drängt vorwärts, ich bringe Conde-sur-Iton, das mir als berühmtes Beispiel wiederhergestellter Gärten bekannt ist, als neuen Gefechtsstand in Vorschlag. Die Armeeführung wird mit hin aus dem einzigen Grunde dorthin verlegt, um meinem Affen Zucker zu geben.

Da diese Gegend noch nicht feindfrei ist, starte ich erst mittags zur Erkundung. Ein Panzerspähwagen ist meiner kleinen Kohorte zur Dekoration und Sicherung beigegeben. Irrfahrt durch das allenthalben durch Trümmer versperrte Evreux, durch eine herrliche Platanenallee westwärts hinaus, an den Resten von Navarra vorüber, einer Duche-Pairie, von Napoleon 1810 der Kaiserin Josephine verehrt. Das Palais wurde 1689 vom Hause Bouillon-Navarra gebaut und 1834 zerstört. Im Tal des Iton die Abtei Noe und in Glisolles die ausgebrannte Ruine eines Schlosses des 18. Jahrhunderts auf einer Anhöhe über weitem Park und malerischer Flusslandschaft. Es gehört der Herzogin von Clermont-Tonnerre, der ich in Paris begegnet bin und die sehr bildhafte Lebenserinnerungen veröffentlicht hat.

Kurz vor Conches entdecken wir am Ende einer Avenue ein verlassenes weisses Schloss auf Terrassen über dem Flüsschen Rouloir. Es kommt als Ausweichquartier in Frage. Der nette Gärtner lässt uns dieses adlige Demeure von oben bis unten besichtigen. Das Städtchen selbst liegt auf Felsen, durch die Schlucht des Rouloir ringsum isoliert, am Steilhang der mit Glasfenstern von Aldegrever geschmückte Chor der Flamboyantkirche Sainte-Foy. Von hier ab haben die Einwohner grösstenteils ihre Heimat nicht verlassen, der Krieg zog schnell und ohne Spuren der Vernichtung vorüber.

Von Conches bis Breteuil fährt der Panzerspähwagen martialisch voraus, da es unbekannt ist, ob die Wälder bereits in unserer Hand sind, und wirklich winkt das Volk am Markt von Breteuil unseren Fahrzeugen, die einen Weg westwärts einschlagen wollen, energisch ab, da es dort noch nicht sicher ist.

## Condé-sur-Iton

Dicht bei Breteuil liegt Condé-sur-Iton, Herrschaft der Rohan-Chabots, vom Comte de Jarnac bewohnt. Wir öffnen, von der Kirche herkommend, das Gartenportal und fahren durch den wundervollen, trotz des Krieges noch in bester Pflege stehenden Park zum Schloss. Der allein zurückgebliebene Diener öffnet Tür und Fenster. Das Haus ist vom Krieg ganz unberührt, mit allem erdenklichen Luxus eingerichtet, das bestgehaltene, das wir im Lauf des Feldzuges vorgefunden haben. Vier deutsche Soldaten sind vorbeigekommen, «on a eu

grand' peur, savez-vous», das ist alles, was Condé vom Kriege gesehen hat.

Nach diesem Befund fahren wir schnell zurück. Ich erkunde in der Nachbarschaft, ebenfalls an den Ufern des Iton, noch Schloss Chambray, einen malerischen Bau vom Ende des Mittelalters mit Mauern, Gräben, Türmen, Kapelle und geheimnisvollen Umgebungen, von majestätischen Alleen umgeben. Hier haben die Chambrays achthundert Jahre gesessen. Flüchtlinge bevölkern die Basse Cour. Jenseits Damville am Wege nach Evreux liegt verlockend das Château de Coulonges.

In Evreux sehen wir, wie eine Frau, schwachsinnig geworden, aus dem Keller gezogen wird, in dem sie sich seit der Katastrophe versteckt hielt. Der Bahnhof bietet eines der schrecklichsten Zerstörungsbilder. Hier haben Flieger das von allen Seiten zusammengefahrne Waggonmaterial, Anlagen und Gebäude vollständig vernichtet.

*17. Juni 1940*

### **Condé-sur-Iton**

Ein grosser Tag: Metz ergibt sich, die französische Regierung bittet um Waffenstillstand. Die Verhandlungen werden sofort eingeleitet, der Abschluss wird jedoch von den Italienern abhängig gemacht, die, erst vor wenigen Tagen in den Krieg eingetreten, sich nun noch ein bisschen auszeichnen müssen, um nicht lediglich als Leichenfledder zu wirken. Auch unsere Führung wünscht das weitere Vorgehen, da der Feind überall in vollem Weichen ist.

Mit Condé ernte ich begeisterte Zustimmung. Derart glanzvolle Quartiere sind selten. Zwei Schlösser liegen im Park, ein altes, einst Sommersitz der Bischöfe von Evreux, und ein neues von 1890. Das alte, eine Wasserburg mit Remtern und Rundtürmen, romanisch «verschönt», aber mit milderndem Efeu bewachsen, dient als Mannschaftsquartier. Der neue Palast auf der Anhöhe gegenüber ist im Äusseren ganz und gar unerfreulich. Das Innere dafür umfängt uns mit allen Vorzügen französischer Wohnkultur der grossen Jahrhunderte im Verein mit jedem Komfort der jüngsten Zeit. Bedeutete Normanville echtes altes Frankreich, so zeigt sich in Condé «plutokratische» Urbanität.

Unten die Halle und Treppenhaus im Stil Louis XIV., in Sandstein mit Marmorfliesen, als Schmuck eine Diana, vielleicht von Coustou, und ein Portrait des Kardinal Rohan, des Helden der Halsbandgeschichte. In der Mitte ein grosser ovaler Salon (unser Ic Geschäftszimmer) mit drei hohen Bogenfenstern, das schöne Gitter davor aus Navarra bei Evreux. Braune Boiserien, Louis XV., Brokat-Panneaux, Deckenbild, Régence-Sessel. Rechts davon ein boisierter Salon mit Familienbildern, in dem unsere Schreiber und Zeichner wirken. Hier auf ein heller Esssaal mit zart bemalten Wandfeldern. Vom Mittelsalon folgt ein kleinerer Raum mit in die Vertäfelung eingelassenen niederländischen Architekturstücken. Anschliessend die Bibliothek, ein Eckraum, über dem Kamin ein Rohan in Uniform neben seinem Pferd stehend, vom Baron Gros hervorragend gemalt. Ein Kabinett verbindet die Bibliothek mit dem prunkvollen Schlafzimmer des Hausherrn, in dem Kluge und der Chef arbeiten. Diese sämtlichen Zimmer haben alle Marmorkamine, hohe Spiegel, Aubusson-Tepiche und mit alter Gobelinstickerei bezogene, zumeist aus seltenen Einzelmöbeln bestehende Einrichtungen Louis XV. Die Fensterläden sind innen (im Rahmen einer Sprossenteilung) mit Spiegeln verkleidet. Schliesst man sie abends, so tritt eine unglaubliche optische Raumerweiterung ein. Die Verbindung mit Eleganz und Wohnlichkeit in der Verteilung der Möbel ist nicht zu übertreffen.

Darüber zwei Stockwerke mit Schlafzimmern, ein jedes begleitet vom Cabinet de toilette und Bad, mit Alkoven oder Himmelbetten, im Übrigen als Boudoir mit allem Luxus ausgestattet. Stofftapeten, Boiserien, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Stiche, der ganze Rohansche Ahnenkult, eine Flut von galanten Darstellungen der Zeit Fragonards und der «Liaisons». Diese Seite des französischen Daseins herrscht in Condé absolut. An den Flurwänden die von Jesuiten für den chinesischen Kaiser Chien Lung gestochenen Blätter, Jagdtrophäen, Ansichten und Pläne Rohanscher Schlösser, ein riesiges Vogelschaubild von Paris aus der Zeit Richelieus.

Das Tal des vorüberfliessenden Iton hat man zur Anlage eines Wasserparterres benutzt, eine Neuschöpfung von 1890 im Stil des 17. Jahrhunderts, alt sind dagegen die sternförmig aufgeteilten, von geraden Alleen durchzogenen und von meilenlangen Mauern umschlossenen Wälder ringsum.

Vor der Ostfront des Hauses liegt von geschnittenen Linden-Alleen flankiert ein leicht ansteigendes Broderieparterre. Vor der Westfassade senken sich Terrassen zu einer «Pièce d'eau», am Ende eine immer rauschende Kaskade, rechts und links vier riesige «Galerien» von gestutzten Linden. Dies ist das Mittelstück. Ein Boskett dahinter versteckt das nahe Dorf. Dem «Grande Canal», der nach halblinks ausstrahlt und das Tal ausfüllt, entspricht halbrechts ein malerischer Stausee mit Insel, inmitten einer älteren Anlage im englischen Stil. Das sind die drei Hauptmotive vom Schloss gesehen. Der Iton verbindet diese Wasserflächen und speist auch die Gräben des alten Schlosses, das in der Komposition mitwirkt. Alleén, Statuenreihen, Boulingrins, abgezielte Rasenflächen, Treppen, Balustraden, kunstvoll bepflanzte Terrassen umrahmen das Wasserparterre, das ursprünglich noch ausgedehnter geplant war. Dazu kommen allerlei «Communs» und der Zwinger für eine Meute von irisch-bretonischen Settern, die uns im Augenblick Ernährungsorgen machen.

Mit Kunst ist hier eine alte einfache Anlage bereichert worden. Das alte langgestreckte Schloss, das man 1890 abbrach, wie auf Bildern zu sehen ist, über dem Wiesental, den der Iton in natürlichem Lauf durchfloss. Trotz allen Reichtums war der Eindruck des einzigen gewaltigen Motivs in Normanville stärker als der dieses ideenreichen, wundervoll gepflegten Parks von arkadischer Schönheit. Badende, rudernde, fischende Soldaten bilden dazu die Staffage.

### *18. Juni 1940*

Park und Wald im Mondlicht und unter Frühnebeln. Als nächsten Gefechtsstand habe ich, da die Quartiersprüche plötzlich steile Aufwärtskurven zeigen, Bonnetable in Vorschlag gebracht. Die vorgehende Truppe erhält Befehl, das Schloss im Fall, dass es noch bewohnbar ist, zu besetzen, bis das Vorkommando des A.O.K. 4 erscheint. An sich strebte der «Hohe Rat» in die Gegend von Alençon.

Siegesmeldungen überstürzen sich: Unsere Armee erobert Cherbourg, erreicht Rennes und Le Mans. Die Front verläuft über Orleans, Nevers, Le Creusoi, Dijon, Pontarlier, Belfort. Colmar wurde genommen, die gesamte französische Armee, die die Maginotlinie besetzt hielt, ist abgeschnitten und gefangen.

In der Bibliothek in Condé gibt es viel historische und genealo-

gische Literatur, die wichtigsten historischen Memoiren, die ganze Geschichte Frankreichs. Im Gästebuch von Condé findet man die bekannten Namen beider Hemisphären. Man unterhielt sich mit Jagden, Maskenfesten, Aufführungen. Die Fülle von Titeln und Namen, die einer Familie wie den Rohan zustehen, wurde erst unter der «restauration» nach englischem Vorbild eingeführt. Leichtsinn und Schwung sind mit dem Begriff «Rohan» verbunden, Condé bestätigt das. Die Gestalten dieses Familienkreises waren der grossen Meister wert, von denen sie gemalt worden sind.

Ich entdeckte immer neue Schönheiten des Parks und seiner Aussenbezirke. Am Ende des Sees fällt der Iton über ein Wehr und verschwindet, Trümmer einer Mühle umschäumend, im Urwald.

*19. Juni 1940*

Wir verlassen morgens Condé. Der Weg führt über Verneuil, eine kleine normannische Stadt. Der Hauptturm der Madeleine-Kirche, ähnlich der Tour de Beuvre, der Kathedrale von Rouen, überragt als Wahrzeichen mit spätgotischem Filigranwerk die grauen Dächer. Enge Gassen, Holzhäuser, merkwürdige Fassaden. Flussarme kreuzen und umschlingen die Stadt, Mauern und baumbestandene Wälle.

Evreux war der letzte zerstörte Ort, von dort ab ist unsere Armee so schnell vorgegangen, dass der Feind sich bis zur Loire nicht mehr zum Widerstande sammeln konnte. So ist der Sturm spurlos über Land und Ortschaften dahingebraust. Die Bevölkerung ist auf Befehl ihrer Regierung zu Hause geblieben, aber über alle Strassen breitet sich das Elend der zurückkehrenden Flüchtlinge aus.

Das weite, ruhevollere Land, das wir durchfahren, wirkt fremdartig. Oft glaubt man, tief in Afrika zu sein. Kein Mensch, kein Tier, keine Behausung, nur irgendwo verfallende Hütten, nur tiefes Grün, Bäume, Hecken, Weiden, soweit das Auge reicht. In grossen Kurven passt sich die einsame breite Landstrasse den Hügelwellen an. Auch der Baumschlag ist sonderbar. Kein Wunder, dass das Hauptkloster der Trappisten in dieser Einöde liegt. Die wenigen Ortschaften am Weg zeigen von Rosen verschwenderisch überblühten Verfall. In jedem Dorf sinkt ein Teil der Gebäude in Ruinen.



## Bonnetable

In Bonnetable lösen wir das Generalkommando XXXVIII. A. K. (Manstein) ab. Es ist eine kleine Stadt, in der Mitte eine mittelalterliche Wasserburg, deren Graben vom Flüsschen Tripoulin bewässert wird, an der Front vier starke Rundtürme und eine Zugbrücke, dahinter mit spiegelnder Wasserfläche ein englischer Park. Das Schloss ist 1880 allzu stark restauriert und im Innern neugotisch ausgebaut worden, viel bewundert in einer Zeit doktrinären Geschmacks. An die engen, mit Oberlicht beleuchteten Flure, die überladene Neugotik der Gesellschaftsräume, strotzend von Vergoldungen, Wappen, Kronen, Devisen in Schablonenmalerei auf allen Wänden, Türen und Decken muss man sich zunächst gewöhnen. Glücklicherweise hat diese historisierende Verschönerungswut, die wir nur zu gut von unseren deutschen Häusern her kennen, die vielen Privatgemächer und Gastzimmer verschont, oder man hat sie bereits wieder ins Menschliche zurückrestauriert, denn sie haben den Charme und die elegante Bequemlichkeit älterer französischer Wohnräume, wenn auch nicht das künstlerische Raffinement wie in Condé, was Bonnetable wiederum durch das Cachet des Alten, historisch Gewordenen ausgleicht. Wie viele runde Turmzimmer mit dicken Mauern, tiefen Fensternischen und Tapetentüren in stoffbespannten Wänden sind dabei, die zu geheimen Treppen, Kabinetten und Garderoben führen! Die Zahl der Räume ist so gross, dass hier zum ersten Male jeder Offizier ein schönes Zimmer mit Bett bekommt, auch die Mannschaften sind ausgezeichnet untergebracht.

Das Schloss wurde im 15. Jahrhundert von den Harcourt gebaut, ungefähr wie es heute steht. Nur der Südflügel mit den Sälen stammt von der Gräfin von Soissons, der Grossmutter Prinz Eugens und des «Türkenlouis», also aus der Zeit Ludwigs XIII., der 1620 hier zu Gast war. Die Urbesitzer von Bonnetable, vor den Harcourt, waren die Rotron-Rochefort. Der Besitz ist immer durch Heirat weiter vererbt worden. Von den Bourbon-Némours kam er im 17. Jahrhundert an das Haus Luynes-Chevreuse und durch die Herzogin von Montmorency, geborene Luynes, die Grossmutter des jetzigen Besitzers, an die La Rochefoucauld. Zu Bonnetable gehören noch 3500 ha, davon 1500 ha Wald. Der Herzog von Doudeauville ist jetzt etwa siebzig

Jahre alt, Maire von Bonnetable, Deputierter der Sarthe Provinz, und veröffentlicht historische und selbstbiographische Schriften. Die Herzogin Louise ist eine Radziwill, ihr gehört Ermenonville, das sie von ihrem Bruder geerbt hat. Das berühmte Hôtel Doudeauville in Paris, Rue de Varennes 47, «entre grande cour et immense jardin», wurde vor etwa drei Jahren mit Teilen der Einrichtung und den für die Riesenräume einstmals gewebten und anderswo kaum verwendbaren Teppichen verkauft und ist seitdem italienische Botschaft. Man bewohnt nun ein kleineres Palais in der Rue de Babylone.

Der älteste Sohn lebt verheiratet, der jüngere Armand, der der Familie nach Andeutungen des Personals viel Geld kostet, als Junggeselle in Paris. Die älteste Tochter Hedwige ist Witwe des Prinzen Sixtus von Bourbon, der 1934 starb, und hat eine kaum erwachsene Tochter Isabelle, mit der sie von Paris nach Bordeaux geflüchtet ist. Isabelle wurde hier getauft und konfirmiert und ist der Liebling von ganz Bonnetable, wie die bourbonische Allianz der ganze Stolz des Städtchens ist. Marie, die jüngste Tochter der Doudeauville, heiratete den Herzog von Mouchy.

Während die Getreuen die grandeur, grave und simplicité der bourbonischen Damen nicht genug zu rühmen wissen, heisst es von der Duchesse de Mouchy, sie sei «sans aucune apparence». Mr. le Duc (de Doudeauville) sei «de droiture et justice extraordinaire, d'une noblesse sans reproche». «Elle», so heisst die allgewaltige und scheinbar gefürchtete Hausfrau von Bonnetable in aller Munde, «est extrêmement soigneuse et sévère.» Bedauern erfüllt die Bedienten, dass die Mutter der Herzogin eine Blanc aus der Spielhöhlenbesitzerfamilie in Monte Carlo gewesen ist, «de qui diminue un peu la valeur du bel arbre généalogique». Solche Gesichtspunkte herrschen in der Küche von Bonnetable.

Mehr als alles Übrige sprechen Kultur und Gesinnung der zurückgebliebenen Dienerschaft für das Haus. Die Doudeauville sind kurz vor unserer Ankunft von hier aus auf einen Besitz nicht weit von den Pyrenäen geflohen.

Dass wenigstens bis vor einiger Zeit dieses Haus sich nur mit einem engen Kreise gleichartiger Geschlechter verband, beweist ein grosses Familientableau, das den alten Herzog von Doudeauville, der mit einer Ligne verheiratet war, im Kreise seiner Nachkommen zeigt.

Ausschliesslich sind die grössten Namen Frankreichs vertreten: La Rochefoucauld, Luynes, Noailles, Uzès, La Frémoille, Polignac, Rohan, Ligne, Clermont. Die Dargestellten und ihre heutigen Nachkommen sassen und sitzen auf den schönsten Schlössern des Landes, wenn auch heute Louis Blanc und die Veuve Cliquot zu ihren Ahnen zählen.

Aus der Tordurchfahrt steigt man hinauf in die Salle des gardes, mit Balkendecke, riesigem Kamin und flämischen Gobelins. Dies ist der Hauptwohnraum, darin bequeme Sitzmöbel, englisch aufgestellt, Büchertische, revue des deux mondes, l'illustration, lokale Geschichtsblätter. Hier arbeiten unsere Ordonnanzoffiziere vom Ic. An der Galerie, die die Salle des gardes mit dem Grand Salon im Südflügel verbindet, liegt der gotische Esssaal, im Stil von Blois. Den Hauptschmuck dieser drei Räume bildet eine Gobelinserie des 16. Jahrhunderts, die «Abenteuer der Psyche». Im Grand Salon, in dem sich der «Hohe Rat» niederliess, mit seinen mächtigen Raumverhältnissen und Riesenfenstern nach drei Seiten, überdecken Prunkmöbel und Chinavasen wohnlich die zerebrale goldene Gotik der Dekoration. Hier hängt das beste Bildnis des Hauses, Colbert von Rigaud gemalt, und gegenüber Lise Radziwill, Duchesse de Doudeauville, das Prachtwerk eines Modemalers von 1900. Im anschliessenden runden Eckturm ist die durch zwei Geschosse reichende Bibliothek geborgen und zum Studieren einladen. Aus den tiefen Fenstern Blick über den Schlossgraben in den Park.

Über zwei Treppentürme mit feiner Steinarbeit an Portalen und Wappen erreicht man die oberen Stockwerke. Reichlich oft erscheint in der Dekoration die Fee Melusine, die Ahnfrau der La Rochefoucauld, nebst Salamandern, Drachen und Schildkröten. Die beiden Hallen im ersten Stock, von denen die Korridore ausgehen, sind Ahnengalerien. Dort hängt das Reiterbildnis einer Duchesse de Luynes aus der Zeit Marie Antoinettes, der Kardinal de La Rochefoucauld, Erzbischof von Rouen, in der Zeit der Revolution, in Hoftracht der erste Duc de Doudeauville, Paladin der zurückgekehrten Bourbonen, dem der erneuerte Wohlstand zu verdanken ist.

In der weihrauchduftenden, dunklen Schlosskapelle kniet man auf sammetgepolsterten Betschemeln. Das ganze Haus ist ein einziges historisches Museum.

Jeder Raum illustriert in seinem Bildschmuck eine andere Epoche. Vieles ist rückständig und verwohnt, man findet es nicht nötig, jeder Mode zu folgen. Die meisten von uns geben Bonnetable mit seiner mittelalterlich-fürstlichen Atmosphäre vor Condé den Vorzug.

Bis zum späten Abend sitzen eine Reihe von französischen Heerführern und Admiralen, darunter General Altmayer, Führer der io. Armee, die in der Bretagne gefangen wurden, im Garten und müssen auf den Weitertransport warten, in aller Verzweiflung ruhig und gefasst. Die Armee erobert Brest und Nantes. Die Front setzt sich ostwärts fort über Tours, Nevers, Lyon, Pontarlier. Strassburg und Belfort fallen. In Compiègne beginnen die Waffenstillstandsverhandlungen.

### *19. Juni 1940*

Ich werde zur Erkundung eines neuen Gefechtsstandes mit Panzerspähwagen westwärts vorgeschickt. Ich sehe und lerne viel an diesem Tag, den ich «Tag der Marquisen» taufe, denn seit Bonnetable findet man die in Frage kommenden Châteaux von ihren Besitzern nicht mehr verlassen, sondern im Gegenteil mit geflüchteten Verwandten und Freunden bis unters Dach gefüllt, so dass man gezwungen ist, alles auszusiedeln, wenn man solche Häuser beziehen muss. Die ganze Gegend Maine und Anjou ist besonders reich an Schlössern. Fast alle werden noch von vornehmen Familien bewohnt, keineswegs nur von kleinen «Hobereaux», sondern eines neben dem andern von Marquis, die es trotz der Revolution wie Sand am Meere gibt.

Da die Männer meist tot oder im Felde sind, treten vorwiegend Damen in Erscheinung, daher «Tag der Marquisen».

Erster Stop in Le Mans, wo der weite Platz unter der Kathedrale von Militärfahrzeugen und Flüchtlingszügen erfüllt ist. Wiederbegegnung mit dem herrlichen Südportal, wie Chartres-West 12. Jahrhundert. Die Herausnahme der Glasfenster stört den Raumeindruck.

Das Leben der vor Zerstörung verschont gebliebenen Stadt kehrt langsam zurück. Onkel Constantin Alvensleben schlug die Franzosen im Januar 1871 in den Kämpfen um Le Mans mit seinem III. Korps und hatte hier monatelang sein Hauptquartier. Auf der Fahrt westwärts kreuzen wir mehrmals die Sarthe und fahren zur Benediktinerabtei Solesmes, dem französischen Mutterkloster des Ordens. In der

Abteikirche sehe ich berühmte Skulpturen, die «Sainte de Solesmes». In Sablé-sur-Sarthe einen Palast des 18. Jahrhunderts auf steilem Fels über dem Fluss.

Vom Château-Contier folgen wir dem Tal der Mayenne südwärts bis zum Schloss Magnannes, das sich wie die meisten dieser Herrenhäuser für unsere Zwecke als zu klein erweist. Es ist ein würdevoller Bau der Zeit Ludwigs XIV. in herrlicher Lage über dem Mayennetal mit verwildertem Ehrenhof, und statt stampfender Rosse stehen im Marstall Kühe. Nur die Zimmer sind noch in vollem Glanz der Erbauungszeit.

Der Besitzer, Baron Creuzé de Lesser, wie ein alter Kavallerieoffizier aussehend, erscheint in der Tür mit seiner «nordisch» sympathischen Frau. Wir sind die ersten Deutschen hier. Er zögert einen Augenblick, dann ergreift er mit Tränen in den Augen meine Hand und sagt, er sei zwar leidenschaftlicher Nationalist und über die Niederlage verzweifelt, aber er könne nicht anders, als mich zu unserem unerhörten Siege zu beglückwünschen.

Auch auf Chémazé, nicht weit davon, ein profanes Meisterwerk der spätesten Gotik, müssen wir verzichten. An Feinheit allen Loire-schlössern überlegen, inmitten eines Rosenparadieses, Besitz des Grafen des Sezes. Ein elegantes, bildhübsches Mädchen öffnet das Portal und macht entgegenkommend die honneurs.

Nicht ganz so liebenswürdig gestaltet sich der Empfang auf Château de Craon. Die Marquise d'Andigné, eine pompöse ältere Dame, rauscht, gefolgt von einem ganzen Stabe, ihrem «Regisseur», einem Haushofmeister, Gesellschafterin und Kammerfrau in die Halle, nicht gesonnen, sich die Butter vom Brote nehmen zu lassen. Ihr Mann war Präsident du Conceil Municipal de Paris, sie selbst Erbin von Craon, das zu den Perlen des Anjou gehört. Ihrem Auftreten nach blies sie in Paris eine beachtliche Flöte. Energisch gebietet sie gelegentlichen Einwürfen ihrer Getreuen Schweigen und verhandelt selbst. In solchen Ländern sollte man die Landesverteidigung den Damen überlassen. Das feine Louis-Seize-Schlösschen liegt auf Terrassen über der Stadt, die Innenräume mit ihrer unberührten ursprünglichen Ausstattung stehen dem Petit Trianon nicht nach, aber es fehlt hier für uns an Platz.

Das Schloss Pouancé erweist sich als mit Flüchtlingen unter geist-

licher Obhut überfüllt. Ich spreche die Insassen eines von braven dicken Pferden gezogenen Leiterwagens an. Die Leute sind im Begriff, nach Arras, das viele Hunderte von Kilometern entfernt ist, zurückzufahren, und frohlocken, als sie von mir erfahren, dass gerade die Gegend ihres Hauses unversehrt blieb.

Auf dem Wege nach Château briant, um die Burg der Herzöge von der Bretagne, ist noch viel Kriegsgetümmel. Ein Renaissanceflügel mit Arkaden und offenem Treppenhaus im Schlosshof begeistert mich und lässt mich an den Verfasser der «Mémoires d'outre tombe» denken.

Unser entferntestes Ziel ist Château de Lucinière an der Erdre, in einer sonnenverbrannten, unfruchtbaren einsam-romantischen Landschaft, mittelalterlich mit Türmen, alleinstehender Kapelle und grossartigen Alleen. Auch hier erscheinen wir als erster böser Feind. Die Gräfin La Guales de Mézaubran bricht vor Schmerz über die Demütigung Frankreichs in Tränen aus, als sie uns durchs Haus führt.

Saint-Mars-la Jaille erweist sich endlich als das ungefähr Geeignete. Es ist eine schöne Anlage in dem bekannten fürstlich-geometrischen Stil. Merkwürdigerweise fehlt das Haupthaus zwischen Garten und Ehrenhof, und die bewohnten Seitengebäude sind neu, das Ganze muss also einmal abgebrannt oder abgerissen worden sein. Hier empfängt mich die Marquise de la Ferronnays, die aus dem bretonischen Hause der Kerjégu stammt, dunkel, elegant, sicher und liebenswürdig. Stilvoll bebrillt, in hellem Sommerkleide noch jugendlich, sitzt sie im Salon in einem Kreise distinguirter Damen. Das ganze Haus ist voll geflüchteter Verwandter, jeder Gegenstand ist reizvoll, das Ganze «soignement entretenu». Der Marquis ist Maire und zugleich Vizepräsident des Conseil général de la Loire Inférieure. Suche ihn auf der Mairie auf. Diese ansehnliche Familie bewohnt normalerweise ein Palais in Paris.

Ich lasse den Panzerspähtrupp hier zurück, um das Schloss für das A.O.K. besetzt zu halten.

Der Ort St. Mars-la Jaille ist eine kleine, kahle, schon ganz südfranzösische Landstadt mit Häusern aus Bruchstein und flachen Dächern. Auf einer so weiten Fahrt wechselt der landschaftliche Charakter oft. Maine und Anjou gehören zu den begnadeteren Landstrichen, schlösserreich, von der Üppigkeit eines Gartens. Nach der

Bretagne zu wird das Land ärmer, spärlicher die Behausungen, unansehnlicher der Baumwuchs. Hohe Hecken begleiten die Strassen. Alte Pinien mit breiten Kronen und Zypressen künden hier um St. Mars, zugleich mit der Bauweise, den Süden an.

Bei Freigné noch ein Schloss aus dem Mittelalter, verfallen, aber bewohnt. Durch eine alte Pinienallee brausen wir in den riesigen Mauerbezirk ein und schrecken eine Dornröschenwelt aus Träumen auf. Wir besehen noch eine Reihe anderer, im Guide bleu empfohlener Châteaux, deren Aufzählung ermüden würde, obwohl es sich in allen Fällen um eindrucksvolle alte Gebäude und Parkanlagen handelt, mit netten, die Dinge sehr selbstverständlich nehmenden Bewohnern. Aus einem Schlosstor in Candé quillt eine ausserordentlich tüchterreiche Familie, die aufrichtig bedauert, dass wir nicht bleiben.

Da wir Auftrag haben, alles am Wege Liegende zu erkunden, setzen wir unser Geschäft fort. In Segré kredenzt uns eine geflüchtete junge Pariserin, deren Mutter Deutsche ist, einen Anjou rosé. Als wir in den Ehrenhof des Schlosses La Lorie einfahren, steht der Marquis de Saint Génys schon vor der Tür, ein gebrechlicher Greis, am Arm seiner Tochter Antoinette, Duchesse d'Audiffret, einer Brünhild, die dann auch gleich das Pourparler beginnt und mit mir zu einer zeremoniösen Besichtigung des Schlosses schreitet. Es ist ein grossartig angelegter, wunderschöner Besitz, der unter Ludwig XIV. seine jetzige Fassung bekam. Das prunkvolle Innere wird mit breiter Unbekümmertheit von einer grossen Familie bewohnt. Halle, Treppenhaus, ein riesiger Salon durch zwei Stockwerke von venezianischer Pracht mit Marmor verkleidet, mit vielen Spiegeln und Leuchtern, boisierte Salons, mit eingelassenen Gemälden, die köstlichen Möbel über die Massen bequem und einladend zwischen enormen Blumenvasen, und alle Türen rings zu den Terrassen auf.

Auch hier ist das ganze Haus voll geflüchteter Verwandter; in einem Nebengebäude Hunderte von Pariser Kindern, die Krach machen, wie eine riesige Voliere. Die Duchesse d'Audiffret residiert sonst auf Château de Sassy (Orne) in der Normandie, respektive in Paris. Sie ist mit ihren Kindern ihrem alten Vater zu Hilfe geeilt und regiert nun das in La Lorie zusammengeströmte Völkchen. Sie erinnert an die Bernstorffs der vorigen Generation in ihrer Kombination von Lebenswürdigkeit und Majestät.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass ich in fast allen Häusern nach meinem Namen gefragt wurde und dass sofort eine Beruhigung eintrat, sobald man ihn erfuhr, als hätte man damit den Rest von irgendetwas Verbindendem in Geisteshaltung und Lebensgrundlagen vor sich, von etwas Konkretem, mit dem sich im Ozean dieser Zeiten noch ein Rest von Vorstellung verbinden lässt.

Am Abend in Bonnetable, auf der Terrasse am Grand Salon, überreicht mir Kluge mit gütigen Worten die Spange zum Eisernen Kreuz.

## *20. Juni 1940*

Unsere kriegerischen Erfolge strömen, trotz immer noch harten Feindwiderstandes, in den Argonnen und Vogesen ins Uferlose. Die französische Bevölkerung findet sich freundlich und erfreut darüber, dass der Höllensturm vorübergehend, mit unserer Anwesenheit ab. Das Verhältnis ist besser und einfacher, als es im letzten Krieg gewesen ist.

War es gestern der Raum bis Nantes, so ist es heute die Gegend von Laval bis Rennes, in der ich einen möglichen Gefechtsstand für das A.O.K. erkunden soll.

Über Le Mans nehmen wir Kurs auf Silly-le-Guillaume, mit stattlicher Burg an den Collines de Coévrans. In Evron eine grosse, alte Kirche. Von hier zwei Abstecher nach dem kleinen Bergstädtchen Sainte Suzanne mit alten Befestigungen und weiter Aussicht, sowie nach dem feinen Renaissanceschloss le Rocher-Mézanger, in dem einer unserer Korpsstäbe liegt. In Montsurs ist die Burg André de Laval, der Jeanne d'Arc auf ihren Feldzügen begleitete.

Laval selbst berühren wir auf der Hinfahrt nur kurz, besehen mehrere Landsitze bei St. Bertherin. Die Strasse nach Vitré führt über baumreiches Höhengelände mit unendlichem Horizont. Wir biegen ab, Schloss Argentré-du-Plessis ist voller Flüchtlinge, die von Nonnen betreut werden.

Château Les Rochers, nahe dabei, hat es als einstiger Sitz der Madame de Sévigné zu Weltruhm gebracht und wird im Frieden viel besucht. Dieser Ruf gründet sich darauf, dass vor Jahrhunderten eine elegante Frau fein empfundene und ganz ungekünstelte Briefe – wenn man will ziemlich alltäglichen Inhalts – an ihre Tochter und ein paar Freunde geschrieben hat. Diese lange nach ihrem Tode veröffentlichten Briefe bilden seitdem Frankreichs Stolz und eines der solidesten



Fundamente der internationalen Wertschätzung französischer Kultur. So etwa erkläre ich die Sache meinen für jeden Bildungszuwachs empfänglichen Mannschaften, die ganz erstaunt darüber sind, auf wie verschiedene Art Ruhm zu erwerben ist.

Madame de Ternay, die gegenwärtige Hausfrau, eine Nachfahrin Madame de Sévigné, führt mich durch die Räume, ein unscheinbares Wesen in dürrtigen, abgetragenen Kleidern. Im Salon hängen stolze Familienbildnisse der Sévigné-Zeit, 1654 bis 1690. Das Kabinett der grossen Vorfahrin birgt manche Erinnerungen an sie, es ist noch ganz dasselbe, aus dem späten Mittelalter stammende Haus, doch arm-selig und heruntergekommen. Das Schönste sind die Terrassengärten, die Le Nôtre für Madame de Sévigné geschaffen haben soll, und kein Mensch soll mir sagen, dass der Entwurf in diesem Fall nicht vom Meister selber stammt. Wenn irgendetwas von Le Nôtre entworfen ist, so ist es diese auf ein einziges gewaltiges Motiv gebrachte Anlage. Seine persönlichen Schöpfungen heben sich durch Einfachheit, Grossheit und Konzentration aller Wirkungen so sehr aus allen Werken seiner Schule heraus, dass ich sie mir (worin die wissenschaftliche Literatur sehr unsicher ist) in jedem Fall herauszufinden getraue. Mächtige Zedern überschatten heute das Parterre, von dem der Blick über das sonnenverbrannte Bergland schweift, ein gewiss seltener Anblick, denn in der Bretagne regnet es gewöhnlich. Durch die Alleen des angrenzenden «Grand parc» möchte man einmal an einem stillen Herbsttag wandern. Die runde Kapelle hat der Abbé de Coulanges, Madame de Sévigné Onkel und geliebter Erzieher, gebaut.

In Vitré steht eine Riesenburg mit einem Diadem von Türmen, innen ist sie Museum. Die Stadt ist eng und spukhaft, alte Häuser mit vorgekragten Stockwerken, wenig Leben. Die einstige Prosperität, die auf Heimindustrien beruhte, hat Rennes an sich gezogen, erklärt der Museumsleiter, der mir viele Fragen beantwortet.

Der Wiederaufbau von Rennes, nach einem Brande im 18. Jahrhundert, ist Fragment geblieben, aber was davon steht, Plätze, Rathaus, Justizpalast, Kathedrale, Theater und einheitliche Strassenzüge, ist imponierend genug. Sonst ist es eine grosse, im Übrigen formlos hässliche Stadt mit Industrie und missglückten baulichen Modernismen.

Die Stadt ist von Truppen überfüllt. Wir machen Mittagspause,

tanken, tätigen Einkäufe, ich besehe Kirchen und die Säle des Justizpalastes, die von Lebosses, dem Architekten des Pariser Luxembourg-Palais sind.

Wir fahren weiter in afrikanischer Sonnenglut den Milaineffluss abwärts bis Schloss Blossac, einem Schloss mit grosser Geschichte aus dem 18. Jahrhundert, von den Wassern des Men und der Vilaine umflossen, in blühender Parklandschaft mit mächtigen Alleen. Voll hochgespannter Erwartungen fährt man vor, aber wie in Frankreich häufig setzt es sonderbare Enttäuschungen. Es gibt zwar viele Salons voll guter Ahnenbilder, eine grosse Bibliothek und eine Kapelle mit Marmordenkmälern, aber weder elektrisches Licht noch Wasserleitung. Die englische Einquartierung hat das Haus sehr verwüstet. Mit stoischem Gleichmut führt die ebenfalls reduziert aussehende Besitzerin, Madame de Bourdonnet, die hier einsam residiert, mich herum und macht keinen Hehl daraus, dass hier eine verführerische Fassade bittere Armut deckt.

Château de la Prévalaye, nahe Rennes, vom Besitzer, einem Comte, verlassen, ist ebenfalls von den Engländern verwüstet worden, obwohl sie nur ihre Messe im Hause hatten und im Übrigen in Baracken daneben lagen, die jetzt von Flüchtlingen bezogen sind. Den Engländern sind die meisten Franzosen und ihre Behausungen zu schmutzig, sie verschmähen Bürgerquartiere und bauen sich lieber Baracken. Französinen erzählen uns vorwurfsvoll, dass die Engländer, obwohl sie nichts zu tun hatten, in langen Monaten keinen Finger für sie gerührt hätten, wenn sie selbst die Arbeit ihrer eingezogenen Männer hätten verrichten müssen, während unsere Soldaten alles für sie täten. Der alte Kastellan schliesst mir Räume auf, in denen noch Gobelins hängen. Das Schösschen stammt aus gotischer Zeit und hat während der Revolution 1795 eine Rolle gespielt. Davor eine «Demilune», von der majestätische Alleen ausgehen.

Wieder nach Rennes zurück, wo ich mich dem Kommandanten, General Graf von Rothkirch präsentiere. Weiter Fougères, ein bretonisches Carcassone, Mauern und Türme, die in grosser Ausdehnung Stadt und Berg umringen und bekrönen, von oben herrliche Aussicht zum Meer hin, zur Bucht von Mont Saint Michel. Zu Füssen der Burg breitgelagert eine alte Kirche.

Laval ist eine blühende Stadt an der Mayenne. Auf hohem West-

ufer steht eine Montmorencyburg, halb in Ruinen, dazu gehörend auf Terrassen ein feiner Renaissancepalast, Jetzt Palais de Justice. Mehrere interessante Kirchen, insbesondere die Kathedrale und Notre Dame d'Avenieres, mit romanischem Chor, vielen Apsiden und Vierungsturm. Schöner Blick gegen Abend vom hochgelegenen Jardin public auf den Lauf der Mayenne in der Tiefe und die zu beiden Seiten malerisch gelagerte Stadt, eingebettet in eine baumreiche Landschaft.

Hier beschliesse ich diesen «Tag der Armut» und strebe über Le Mans nach Bonnetable zurück, wo sich unter den Gobelins in der Halle bei brennendem Kamin kriegerisches Lagerleben entwickelt. Es wird gearbeitet und telefoniert, getrunken und Karten gespielt; Kluge sitzt gern allein auf der Terrasse, von der man in der roten Abenddämmerung Soldaten im Kahn über den Teich staken sieht. Unter Baumgruppen sitzen Mannschaften und singen. Im Bett hört man noch das Rauschen der Kaskade, die in den Burggraben fällt, und den Schlag der Turmuhr der nahen Stadtkirche, der schon anfängt, etwas Heimatliches zu bekommen.

### *21. Juni 1940*

Ich muss von Bonnetable als Kurier nach Berlin. Ich fliege mit dem «Storch» zunächst eine Runde über der Forteresse der La Rochefoucauld, Park und Forst, dann über La Ferté Bernard, Nogent-le-Rotrou auf Chartres. Auf allen Strassen unter uns streben endlose Flüchtlingskolonnen wieder heimwärts. Das Land wirkt leer, kaum bevölkert. Zerfallende Höfe und Hütten, Dörfer mit Friedensruinen. Die Natur ist im Begriff, sie zu überwuchern. Vor uns steht dunkel ein Gewitter mitten im sonnenbeglänzten Land. Wir überfliegen unter Blitzen die Kathedrale von Chartres. Riesenhaft überragt sie das Gebiet, noch lange bleibt sie gegen den fernen Sonnenstreifen der Zonen hinter uns sichtbar. Bis Maintenon folgen wir dem Lauf der Eure, sehen die alte Noailles-Residenz, Wasserparterre, quer über das Tal spannt sich der Aquädukt Ludwigs XIV. Majestätische Paradiese sind die Parks von Rambouillet, Voisins und Dampierre, regentriefende, geheimnisvolle Bosketts um silberspiegelnde Le Notre-Kanäle und Bassins, sternförmige Alleensysteme, alle Verführungen französischer Gartenkunst. Daneben stilvolle kleine alte Landsitze.

Über den grauen Komplex von Saint Cyr nehmen wir Kurs auf die königlichen Gärten von Versailles. Inmitten der riesigen rings ummauerten Laubmassen liegt der abgelassene Grand Canal, die Trianons, in unwahrscheinlicher Grösse und Ausdehnung das Schloss, eine Fassade für die ganze Stadt, ein Gesamtanblick, der nur mit Peking vergleichbar ist. Den Rahmen bilden die Parks von Marly, St. Germain, St. Cloud, Meudon und den Hintergrund Mont-Valérien, Montmartre, Eiffelturm, das Meer der grauen Monumente von Paris. Wir umkreisen Versailles mehrmals, bis wir den Landeplatz entdecken, wobei mir die Einzelheiten der Anlage bis ins Letzte deutlich werden.

Dieser Anblick seiner Schöpfung ist das einzige, was dem Sonnenkönig versagt blieb. Dafür erlebten jene Generationen das Vogel-schaubild um so intensiver in der Imagination.

Während dieses Fluges wird im Walde von Compiègne der Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich in Gegenwart Hitlers geschlossen.

Ich stosse, nach Versailles hineinwandernd, auf einen Stab, der in den luxuriösen Appartements der Lady Mendl bereits am Nachmittag ein Fest mit brennenden Lichterpyramiden feiert. Lady Mendl und die Herzogin von Windsor waren bis jetzt die Spitzen des «social life» in Versailles.

Ich lasse mich zur Heeresgruppe Bock in die Präfektur fahren, die mich im Trianon Palais einquartiert. Mehrere Männer kommen von den Verhandlungen in Compiègne. Die Gespräche der französischen Delegation mit ihrer Regierung in Bordeaux wurden abgehört, auf Wachsplatten übernommen, übersetzt und bildeten die Grundlage der Antworten Hitlers, dessen Haltung dem Besiegten gegenüber als würdig geschildert wird. Mit Rücksicht auf die Instinkte der Massen aller Völker wird für symbolische Szenerie gesorgt, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Salonwagen (in dem 1918 und jetzt wieder der Waffenstillstand geschlossen wurde) und der Denkstein von Rethondes sind bereits unterwegs nach Berlin.

Ich gehe ins Schloss. Furchtbar tritt mir die Erniedrigung der Nation ins Bewusstsein. Durch weitaufstehende Türen dringe ich allein über Treppen in die verödeten Grands Appartements, aus denen alles Bewegbare herausgerissen wurde, während man die Glanzstücke immobilier Dekoration mit Gipsmassen umkleisterte. In diesen Zonen

hoher Harmonie herrscht ein widerwärtiges Chaos, über dem die Deckenfresken ein strahlend sinnloses Eigenleben führen.

Erst in der Galerie des Glaces stosse ich auf unsere siegreichen Legionen unter dem Tableau Le Bruns: «Le Roi gouverne par lui-même». Nur die von mir so verehrte Kapelle bewahrt, wenn auch ohne Sakrament, ihre Würde. Im Licht des Sommertages liegen die verwilderten Parterres ohne Statuen und Bronzen, wasserlose Bassins, überwucherte Wege, meterhohes Gras, kein lebendes Wesen, der Garten ist um Jahrhunderte gealtert, vom Grauen bewohnt, eine schauerliche Vision schnellen Verfalls.

Vor dem Schloss ziehen ohne Unterlass die Flüchtlinge vorbei, auf einrädri gen Karren, beladen mit Menschen und armseligem Gepäck, von guten dicken Gäulen gezogen. Hier tritt mir unmittelbar schreckensvoll ins Bewusstsein, was dieser stolzen Nation widerfahren ist, die den Umfang ihres Unglücks noch nicht ahnt. In der letzten Dämmerung dieser langen Tage gehe ich allein zu den Trianons. Gespräch mit dem Gardien.

## *22. Juni 1940*

Sonnenaufgang, Bad, Frühstück auf der Terrasse. Noch einmal nach Trianon und Hameau durch geisterhafte Verwilderung. Statt der Blumenparterres stehen mannshohe Disteln und Brennesseln. Im Auto weiter über Paris zum Flughafen Le Bourget. An der Stadtgrenze ist strenge Kontrolle für alle Wehrmichtsangehörigen. Wir fahren an der Seine entlang, Passy, Concorde, Rivoli, Louvre, Notre Dame, Hotel de Ville, Sébastopol. Die tief gedemütigte Stadt hat allen Glanz verloren. Keine Fahrzeuge, fast keine Menschen. Über die Concorde reitet einsam ein Fähnlein deutscher Reiter. Am Pavillon de Marsan kreuzen wir den Wagen Hitlers, der, von Albert Speer begleitet, heute zum ersten Mal in Paris ist. Diese zufällige Begegnung gibt dem tragischen Wiedersehen Bedeutung: durch Hitler wurde das alles bewirkt. Kühe werden über die Champs Elysées getrieben, die Züge der Flüchtlingskarren reissen nicht ab, es sind dieselben Karren, auf denen einst die Revolutionsopfer zur Guillotine geführt wurden. Eine Welt von Vorstellungen, aber auch von Vorahnungen bestürmt mich bei dieser schmerzlichen Triumphfahrt.

Die Hallen von Le Bourget sind durch Bomben zerstört. Unsere

Ju 52. erhebt sich über dem Flugplatz, schlägt einen Bogen über Paris und fliegt nordostwärts davon. Der Fluss, die Brücken, die grossen Achsen und Monumente ordnen die graue enggeschichtete Masse dieser einstigen Hauptstadt Europas, deren geistige Herrschaft den Erdteil ein volles Jahrtausend lang überschattet hat. Aus hässlichen Arbeitervorstädten heben sich Hochhausbauten. Wir überfliegen Crépy-en-Valois, Villers-Cotterêts, Soissons, das Tal der Aisne und Coucy-le Château, Prémontré, die Kathedrale von Laon.

Ich verbringe den Abend beim Stabe des Generals Halder, der in kleinen, von der Bevölkerung geräumten Dörfern der Umgebung von Chimay untergebracht ist. Hitlers Hauptquartier liegt in der Nähe, gute Baracken und Unterstände an einer Waldwiese. Als Stabskasino muss höchst unerfreulicherweise eine alte Kapelle dienen. Görings parfümierter Hofzug mit rohseidenen Gardinen steht an der Maas bei Dinant.

### *23. Juni 1940*

Wir starten 9.30 Uhr in Chimay und überfliegen das Maastal und das schöne Tal der Semois, Bouillon, die Ardennen, Luxemburg, die Mosel, Maginotlinie, Siegfriedlinie, Saarbrücken (Zwischenlandung), Saar, Pfälzerwald und den Rhein bei Mainz. Deutschland wird sofort durch höhere Prosperität und solide Bauart kenntlich. Auf dem Flugplatz Wiesbaden gibt es einen Teller Linsensuppe, dann geht es in der voll beladenen Ju weiter über Taunus, Wetterau, Vogelsberg, Fulda, Hersfeld, Thüringen, Harz, Stolberg, Ballenstedt, wobei Quedlinburg, Falkenstein und Degenershausen gut zu sehen sind, über die Felder von Floym, auf denen ich 1919 mit Ochsen pflügte, Hecklingen, Neugattersleben, das sehr schön aus der Luft aussieht, bei Barby über die Elbe. Von fern der Dom und die Kirchen von Magdeburg. Rechts und links stehen Gewitter, Blitze zucken aus blauschwarzem Gewölk. Potsdam, die Schlösser, Gärten und Seen, die Havel voll blinkender Segel. Unübersehbar, ungeformt, von Wäldern und Seen umkränzt – Berlin.

Wir landen 15.30 Uhr in Staaken, fahren zur Heeresleitung. 1.30 Uhr nachts tritt der Waffenstillstand in Kraft. Der Krieg mit Frankreich ist zu Ende.

#### *24. Juni 1940*

Berlin ist im Flaggenschmuck, alle Glocken läuten, aber man spürt keinerlei äusserlich sichtbare Bewegung in der Bevölkerung.

#### *25. Juni 1940*

Schmieden besucht mich. Er schreibt Weissbücher. Man sucht geschichtliche Unterlagen für künftige Grenzziehung im Westen und konsultiert Autoritäten. Die Streitfrage ist Burgund.

Ich verbringe einen interessanten Abend bei Graf Schwerin von Krosigk (Finanzminister). Es ist ihm gelungen, die Reichsfinanzen über einen Abgrund bis zu diesem Sieg hinzusteuern, der uns wieder festen Boden unter die Füsse gibt. Wir sprechen eingehend darüber: das Vabanquespiel einer Finanzpolitik, die nur durch einen gewonnenen Krieg vor schweren Erschütterungen gerettet werden kann.

Über die Friedensbedingungen bestehen noch Unklarheiten. Holland soll seines Kolonialreichs wegen möglichst erhalten bleiben. Die Oranische Dynastie aber wird ihrer Haltung wegen als erledigt betrachtet. Der belgische König dagegen geniesst hier hohes Ansehen. Doch scheint ein Fortbestehen Belgiens fraglich. Vielleicht werden belgisch- und französisch-Flandern vereinigt und die Wallonie mit einem Teil Nordfrankreichs unter verschiedenen politischen Formen dem Reich angegliedert. Hitler ist bereit, England unter günstigen Bedingungen den Frieden anzubieten. Er will das Weltreich, zu dessen Übernahme wir nicht in der Lage wären, möglichst erhalten und erstrebt für Deutschland ein mittelafrikanisches Kolonialreich von Kamerun bis Deutsch-Ost mit dem Kongo als Zentrum.

#### *26. Juni 1940*

##### **Chimay**

Ich nehme, da die Flugverbindungen unsicher sind, mein Kofferchen unter den Arm, fahre nach Staaken, pilgere zum Lufthafen, wo ich mich bei Hauptmann von Marschall anmelde, und entschwebe bereits 20 Minuten später in Richtung Frankreich. Wir fliegen über Potsdam, Wiesenburg, Leitzkau, Randau auf Magdeburg.

Von hier in scharfem Kurs südwärts über Sülldorf, Hecklingen, Walbeck, Klosterode, Beichlingen auf Weimar, wo gelandet wird.

Alle Orte sind mit ihrer landschaftlichen Umgebung klarstens zu erkennen. Von Weimar geht es durch bis Chimay.

Längs des Thüringer Waldes Erfurt, Gotha, Wartburg, das hessische Bergland, Marburg, der Westerwald. Die starke Bewaldung Deutschlands, die Schönheit unserer Mittelgebirge fällt auf. Bei Godesberg überfliegen wir unter Gewittern den von vielen Fahrzeugen belebten Rhein. Stromaufwärts ruinenbekrönte Gebirge, abwärts die nieder-rheinische Ebene, im Vordergrund Bonn mit Schlössern und dem Münster, in der Ferne riesenhaft der Kölner Dom. Von Neuem die Einsamkeit deutscher Waldgebirge, die Eifel, Wachendorf, Veynau, Ordensburg Vogelsang an der Urfttalsperre, Bauten und Hindernisse des Westwalls.

Lange brausen die Motoren über die Moorflächen des hohen Venns, Malmédy-Stavelot, Amblève und Ourthe. Teilnahmsvoll beugt man sich über diese Flusstäler, um die unsere militärische Phantasie während der Kölner Monate unablässig gekreist ist.

Linciaux, Residenz der Gräfin d'Oultremont, Leignon, Château d'Ardenne, einstiger Sommersitz Leopolds II, tauchen mit verführerischen Umgebungen aus der Parklandschaft der Ardennen auf. Auf steilem Fels, über dem Tal der Liesse liegt Schloss Walzin. Wir überfliegen bei Hastière die Maas, deren tiefeingeschnittener, gewundener Lauf von Dinant bis Givet zu verfolgen ist.

Ich habe mir in den Kopf gesetzt, heute noch Paris zu erreichen, und starte, da in Chimay keine Gelegenheit ist weiterzukommen, sofort mit einer Maschine nach Brüssel.

Bald taucht jenseits der Sambre über dem Walde von Soignes die Hauptstadt auf. Brüssel ist durch dominierende Bauten und monumentale Strassenzüge grossartig akzentuiert. Amerikanische Wohnblocks stehen an den Stadträndern. Das Herz aber ist Sainte Gudule. Stärker noch als der wunderschöne Anblick sprechen die starken Erinnerungen an diese Stadt. Drüben im Schloss Laeken, dessen Säulenfront über sommerliche Rasenflächen blickt, residiert König Leopold III. im Schutz unserer Garden.

Da auch von Brüssel keine sichere Verbindung nach Paris besteht, fliege ich mit dem Kurierflugzeug der Heeresleitung weiter über Amsterdam, wo ich noch einmal versuche, nach Paris weiterzukommen.

Über Mechelen sind Brüssel und Antwerpen gleichzeitig zu sehen.



Unten dicht gedrängt die alten Häuser und Kirchen, Marktplatz, Beghinenhof und der riesige Turm von St. Romuald, dessen Glockenspiel ich in einer Sommernacht 1930 zum letzten Mal hörte. Die Kämpfe um die weithin sichtbare Dylesteilung haben die Stadt verschont.

Welch Wiedersehen mit Antwerpen! Der Hafen ist tot. Von der Sonne beglänzt zieht die Schelde im Bogen an der turmreichen Stadt vorüber. Von fern blitzt das Meer. Ich sehe die Kathedrale, Markt, Place Verte-Tête de Flandre. Einige Zerstörungen. Die Forts von Antwerpen sind von Gräben umgeben, durch funkelnde Wasserlinien miteinander verbunden. Hier mündet der Albertkanal in die Schelde. Der Anblick des dreifach befestigten Kanalsystems zum Schutz der belgischen Nordgrenze und des «Reduit national» zwischen Antwerpen und Brügge erfüllt mich mit Staunen über die Schnelligkeit, mit der diese stark verteidigten Hindernisse auf unserm Vormarsch überwunden wurden. Längs der Land- und Wasserstrassen verbrannte Dörfer und Kirchen, doch abseits im Grün der Parks, Alleen und Knicks blicken unversehrte Schlösser, meist mit geschlossenen Läden. Bis zur Maas ist dies Flachland wasserarm, aber reizvoll bebaut und unterteilt, mit alten unberührten Ortschaften.

Dann folgt jenseits der breiten Strommündungen um Hollandsch-Diep das Wassernetz der Polderlandschaft. Fern liegen die Inseln Zeelands im leuchtenden Meer. Die alten Bauten Dordrechts ragen aus einem blitzenden Geflecht von Kanälen. Die furchtbaren Zerstörungen Rotterdams ahnt man mehr, als dass man sie im einzelnen unterscheidet. Die Kirchen von Delft, Den Haag, das ehrwürdige Stadtbild von Leyden, das noch wie ein Reflex vergangener Zeiten im Ring seiner Wälle und Wassergräben ruht, tauchen auf. Die kleinen Städte an den Ufern des Oude Rhyn und der älteren Kanäle und Flussläufe, die Mühlen, Ziehbrücken und Gartenkulturen, die Treibhäuser von Aalsmeer, die hellen Dünen längs der See, alles eingetaucht in das goldene Licht Vermeers. Überraschend schnell erscheint nordwärts das blaue Riesenbecken der Zuydersee und wie ein kostbares Verschlussstück daran mit Häfen und Schleusen, von venezianischen Wasserstrassen köstlich durchbrochen, das Spinnennetz von Amsterdam.

Auf dem Flugplatz spürt man den Krieg. Er wird von englischen

Bombern regelmässig heimgesucht. Eine solche Gelegenheit benutzte der Mob, die Kantinen zu berauben und zu zerstören. Der betroffene Kantinier zeigt sie uns empört. Von Amsterdam geht kein Flugzeug nach Paris. Ich muss nach Chimay zurück.

Wir starten wieder. Die Meere ringsum erheben sich. Auf meinen Wunsch überfliegen wir ganz Amsterdam und überblicken alle Einzelheiten, Kirchen, Grachten und Amstel, Parks und neue Wohnviertel, die sauber abgezirkelt die Altstadt umgürten und vor den grünen Poldern plötzlich haltmachen, ohne wie überall sonst formlos auszufließen.

Man sollte die ganze Welt vom Flugzeug aus sehen!

Über der «Zeegenpralenden Vecht» mit stilvollen Landhäusern und Gärten an ihren Ufern fliegen wir bis nah an Utrecht heran, das mit seinen hohen Türmen in der Abendsonne herrlich glänzt, drehen über den Parterres von Castel Haarzuilen auf Gouda ab, überqueren Rhein, Maas und die berühmten Überschwemmungslinien, deren laufende Veränderungen ich in Köln zu überwachen hatte. Sie decken sich genau mit unseren Vorstellungen, sind aber schon im Zurückgehen und lassen auf weiten Strecken schwarze Moraste zurück. Diese Hindernisse hätten uns Kopfzerbrechen und grosse Opfer gekostet, wäre der Einsatz unserer Luftlandetruppen nicht möglich gewesen und geglückt. Doch man denkt weiter: Hier geht ein glanzvolles Kapitel europäischer Geschichte und Kulturentwicklung zu Ende. Das alte Holland der Seefahrer, Kolonisatoren und Künstler wird kaum wieder erstehen. Diese Insel eines gesicherten Volkswohlstandes und geruhamer Weltbetrachtung sieht sich abgetrieben und in den Strudel ungewisser Völkerschicksale gerissen.

Jenseits Breda, im Heideland, tauchen noch einmal die befestigten Kanallinien auf, die fromme Beghinenstadt Lier mit weissen Häusern, Kirchen und Klöstern, von Wasser umflossen, in der reichen Ebene von Brabant. Unter den vielen Schlössern erkenne ich die kleine Wasserburg Steenockerzeel, bis vor kurzem Refugium der Habsburger. Wir überfliegen die Wasserspiegel und Terrassen des Parks von Tervouren, Rouge Cloitre, Wavre, wo das Befestigungssystem zwischen Namur und Dyle deutlich sichtbar wird, Charleroi und das Industriegebiet. Wir landen nach 1½ Stunden in Chimay, wo ich wieder beim Stabe Halder zu Abend esse und übernachtete.

Ein thüringischer Schmied kocht, putzt Stiefel, macht Betten. Dazu gibts gute Sachen, täglich mit Kuriermaschinen aus allen Hauptstädten Westeuropas importiert, während das Interesse an den grossen «Gesprächsstoffen» langsam erlischt. Tels sont les plaisirs der Obersten Heeresleitung, die über Schlachten und Völkerschicksale gebietet.

*27. Juni 1940*

### **Jahrestag des Friedens von Versailles.**

Über den Wäldern und Wiesen um Chimay liegt triumphierende Stille. Wir starten nach Paris, das Herz wer weiss wie hoch gespannt. Mit Orgelton umbrausen uns die Motoren: «O hätt' ich Jubals Harfe» – und so stürmt unser Sonnenwagen über das im Morgenlicht glänzende Land.

Wir überfliegen in einer knappen Stunde die Kathedrale von Laon, Coucy-le-Château, das Oisetal, Noyon, den Friedhof von Vignemont, auf dem Busso ruht, Compiègne, Pierrefonds, die Abtei Chaalis, Ermenonville und still verborgene Reize der Ile de France, alte Dörfer mit eisgrauen Kirchen und feinen Landhäusern, von reifenden Kornfeldern umgeben. So steuern wir auf die schimmernden Perlenkuppeln von Montmartre zu über die Vorstädte der Pariser Banlieu hin, die heute aussehen, als habe die Heilige von Lisieux ihre «pluie de Roses» über die Erde geschüttet. Mitten darin leuchtet ein Smaragd, das Kupferdach der Abteikirche Saint Denis.

Der Pilot, neben den ich mich gesetzt habe, folgt den Weisungen meines Arms. Wir fliegen die Seine aufwärts über Asnières, Neuilly, behalten den Étoile zur Linken, wenden über dem Bois de Boulogne und steuern über Passy, Champs de Mars, Invalidendom, Notre Dame, Père-la-Chaise auf Le Bourget zu. Paris ist wie auf dem Meeresgrund versunken, die Strassen erscheinen vollkommen menschenleer, und da auch die Industrien Stillliegen, deren Rauch sonst das Häusermeer in grausilberne Schwaden hüllt, erscheint dies vollkommenste aller Stadtgebilde des Abendlandes wie ein Kristall.

Alle Insassen sind hingerissen von der Monumentalität der Anlage, der Plätze und Prachtstrassen, der Bauwerke und ihrer Wirkung im Rahmen des Ganzen, der Schönheit des silbern spiegelnden Flusses und der zahllosen leichtbeschwingten Brücken. Das ganze Panorama des Okzidents wird sichtbar, Tempel und Kuppeln, Triumphbogen

und Ehrensäulen, mittelalterliche Dome und Klöster, Kirchen wie Sand am Meer, Paläste, majestätische Gärten geometrischen Stils mit Statuen und Wasserbecken, Bahnhöfe, Häfen, Fabriken, Theater, enge alte Wohnviertel, in denen Revolutionen und Bartholomäusnächte zu wüten pflegten, Mietskasernen, Markthallen und Baracken.

Am Horizont die einstigen Königsresidenzen, die Parkwälder von Montmorency, Saint Germain, Marly, Versailles, Saint Cloud, Meudon.

Die einzige Stadt, die alles umfasst und sichtbar macht im Scherbenberg der Geschichte Europas, der grosse Nährboden der abendländischen Kunst und Literatur, von Mass und Harmonie beherrscht – die einzig geglückte Weltstadt unseres Kulturbereichs. Da liegt sie unter uns, zerbrochen, halb entseelt. Brennenden Herzens wünscht man ihr Auferstehung zu neuen Zielen.

Das Kurierauto des A.O.K. holt mich ab. Die angesagte Hitlerparade fällt aus. Wir fahren zur Concorde, die Läden sind grösstenteils geschlossen. Die Kästen der Bouquinisten schlummern verschlossen auf den Quais. Auf den Parterres der Tuilleries wachsen Disteln wie in Versailles. Aber der Denkstein für Le Nôtre in Saint Roche ist noch da. Allmählich wird die Stadt ihr Leben wiedergewinnen. Eine Fülle von Erinnerungen folgt mir Schritt für Schritt! Paris spielt eine so grosse Rolle in meinem Dasein, dass ich diesen Augenblick nur als schmerzlich empfinden kann. Wir haben gesiegt – künftig tragen wir die Verantwortung.

Ich wandere dort herum, wo Paris schön ist und zur Phantasie spricht. Die grosse Rose von Notre Dame ist herausgenommen, alle Fenster der Sainte Chapelle. Das Ritz an der Place Vendôme, in das ich nur hineinschaue, um zu ergründen, wie es im Kriege dort aussieht, erweist sich als in eine Art Garnisonskasino verwandelt. Ein paar alte Ausländerinnen, die nicht mehr abreisen konnten, gehen in der feldgrauen Masse unter. Dabei treffe ich Kluge, der zum ersten Mal in Paris ist und mich gleich festhält, damit ich ihm die Stadt vorführe.

Als wir eben Notre Dame verlassen, betritt Hermann Göring, weissgewandet und prunkvoll, mit seinem aus Fliegern und grünen Jägermeistern zusammengesetzten Gefolge die Kathedrale. Grosse Begrüssung unter dem Portal. Kluge bekommt viel Ehrenvolles aus dem Munde des Gewaltigen zu hören. Göring wird natürlich überall er-

kannt, die weibliche Bevölkerung grüsst ihn begeistert mit dem Ruf: «Ermann», was unserem Marschall nicht übel gefällt.

Paris meinem Oberbefehlshaber zu zeigen, macht Vergnügen, denn wie ein Junge begeistert er sich an allem, was der Begeisterung würdig ist, am Invalidendom, zu dem alle Krieger wallfahren, am Champs de Mars und dem Triumphbogen. Trotz aller Bestrebungen, die Armee, die natürlich wie ein Fliegenschwarm den geistigen und materiellen Reizen der Lichtstadt zustrebt, von Paris fernzuhalten, wimmelte es von Feldgrauen. Das neue durch Hitler geweckte Interesse für grosse uniforme Architektur findet hier Nahrung, und so begegnet das, was an Paris das Beste ist, bei unseren Männern vorbereitetem Verständnis und ehrfürchtiger Bewunderung, wie sie überhaupt klar unterscheiden, worin die Franzosen uns unterlegen und worin sie unsere Meister sind.

Über den Bois de Boulogne, Auteuil, Saint Cloud (mit Aufenthalt im Park), Versailles, Rambouillet und Chartres geht es nach Bonnetable zurück. Die Kathedrale von Chartres überragt das Land, als stünde sie allein auf der Welt. Auf einem der Plätze in der Stadt ist eine riesige Burg von Flüchtlingsfahrzeugen zusammengefahren, die hier gemeinsam die Nacht verbringen und morgen die Heimreise fortsetzen. Man tankt, füttert die Pferde, holt Wasser und Vorräte für die Abendmahlzeit.

In Nogent-le-Rotrou beherrscht der wuchtige Donjon einer einstigen Königsfeste enge Strassen, feine alte Häuser. Ein Juwel ist die Stadt La Ferté Bernard mit Torbrücke über der Huisne und einer wunderschönen Kirche. Die Landschaft in ihrer Breite, ihrer Fülle, ihrem Frieden empfängt mich wie einen verlorenen Sohn, und abends brennt wieder der Kamin in der Salle des Gardes.

Der Feldzug ist vorläufig beendet. Erst jetzt spüren wir, in welcher Hochspannung uns die vergangenen Wochen gehalten haben.

*2. Juli 1940*

### **Bonnetable**

Sobald Kluge, der in der Bibliothek arbeitet, den geheiligten Raum verlässt, beziehe ich darin meinen Fensterplatz und vertiefe mich in die eigenartige Bildungswelt, die sie umschliesst. Der Bücherbestand

ist weder besonders vielseitig, umfangreich, noch vollständig, enthält aber Dinge, die man sonst nicht bekommt. Da liegt unverschlossen, mit prunkvollem Deckel ein mit Miniaturen geschmücktes Stundenbuch, das ein Cardinal La Rochefoucauld 1624 vom Papst erhielt. In schönen Einbänden sind Briefe Ludwigs XV. und der Madame de Maintenon (nur um Beispiele zu nennen) an die Vorfahren. Es gibt eine Sammlung von Miniaturen und porträtbesetzten Tabatieren in kostbarster Fassung, jedes Stück mit einer langen Schrifttafel versehen, aus der hervorgeht, wie es von der dargestellten Persönlichkeit, über viele Generationen und Wechselfälle verschenkt und vererbt, schliesslich auf den Duc de Doudeauville gekommen ist. Diese Sammlung, die in offenem Schreibtisch lag, wurde sofort versiegelt und dem Regisseur übergeben. Das ganze vielfältige Schrifttum über die Familie La Rochefoucauld ist vorhanden, unter anderem neben den berühmten «Maximen» die Biographie des während der Revolution nach Münster emigrierten und dort gestorbenen Erzbischofs von Rouen und vom Hausherrn selbst verfasst: «Une politique française au 19<sup>e</sup> siècle, Paris 1927», worin das Leben des Ambroise de La Rochefoucauld, Duc de Doudeauville (1765 bis 1841), des Hausministers unter der Restauration, dargestellt ist mit vorzüglicher Einleitung über «l'état des esprits à la fin du 18<sup>e</sup> siècle.» Ferner reichliche Literatur über Polen und die Polen in Frankreich aufgrund der Verschwägerung mit den Radziwill, viel über Gärten und Schlösser. In der Schlosskapelle die Mess- und Gebetbücher, mit vielen Eintragungen und Erinnerungszeichen der Familie an Todesfälle von Freunden und Verwandten. Das ganze Leben des Hauses ist darin enthalten, die Beziehungen und wichtigen Ereignisse.

Die Gästebücher von Bonnetable und Ermenonville (hier in der Bücherei) sind noch exklusiver als die von Condé-sur-Iton und mit gekrönten Häuptern reicher dekoriert. Die grossen Höfe Europas, die Habsburger aus Österreich und die Bourbonen aus Spanien, fanden nach ihrer Entthronung ihr erstes Asyl bei den Doudeauville, die damals noch ihr Palais Rue de Varennes bewohnten. Der alte Koch, der sich zeitlebens über den Verkauf dieses Palais nicht beruhigen wird, ermüdet nicht, von dem grossartigen, nicht wiederkehrenden Stil, der darin herrschte, zu erzählen.

Noch heute sind in Bonnetable ein Haushofmeister, sieben Diener

und vier Mann in der Küche beschäftigt, ausser dem weiblichen und dem im Stall, Garage und für Jagdzwecke angestellten Personal. Es ist genau vorgeschrieben, wieviel Lakaien aufwarten, wenn der Herzog allein speist oder wenn die Herzogin zu Tisch sitzt, und bei welchen Gelegenheiten die Dienerschaft in Escarpins und gepuderter Perücke erscheint.

Das Studium der geschichtlichen Literatur Frankreichs ist, obwohl einzelne Gipfelleistungen, wie wir sie haben, vielleicht fehlen, viel entwickelter als die deutsche und lehrt uns, dass wir weit aufrichtiger zu unserer Geschichte stehen müssten, die heute noch von jeder politischen Strömung nach Willkür umgefälscht wird.

### *3. Juli 1940*

Ich gehe abends mit Meier-Welcker durch den Park. Wir sprechen über die Ursachen der französischen Niederlage und deren innere Gründe. Vom Geist her wird Frankreich bestimmt im Neuaufbau Europas künftig wieder eine Rolle zufallen.

Ich spreche auch mit der Mutter des «Regisseurs», der ich im Gemüsegarten begegne, in dem alles Symmetrie und sorgsamste Pflege ist. Diese alte Frau ist voll Pessimismus im Hinblick auf den französischen Menschen. Es sei kein Wille, etwas zu leisten und sich hochzurappeln. Arbeitslosigkeit und verantwortungslose Genussucht hätten die jüngere Generation heruntergebracht.

Entscheidend für den schnellen Zerfall der inneren Widerstandskraft war die Einstellung des französischen Volks zum Krieg. Die letzte grosse soldatische Leistung Frankreichs war sein opfervolles Durchhalten im Ersten Weltkrieg. Danach gab es nur ein Festhaltenwollen des Gewonnenen und militärische Beschränkung auf die Sicherung der Existenz.

Die geistige und soziale Bewegung, die die Geschlossenheit des französischen Volks- und Staatswesens in Frage stellte, hat den Gang der kriegerischen Ereignisse längst vorbereitet.

### *5. Juli 1940*

Mit Meier-Welcker zum A.O.K. 7 nach Tours.

Tours hat unter den Kämpfen schwer gelitten, die Loire-Front und das ganze Zentrum mit den wichtigsten Geschäftsstrassen und Ge-  
128

bäuden sind verbrannt. Darunter die Bibliothek mit unersetzlichen Werten. Wir erledigen einen Auftrag beim A.O.K. 7, besuchen die glücklicherweise gerettete Kathedrale und den schönen Garten des bischöflichen Palastes. Ununterbrochen marschieren Truppen durch die Stadt, die Bevölkerung steht bewundernd Spalier. Eine Verkäuferin äussert sich mit Emphase: «Vous êtes grandes, vous êtes forts, vous êtes nombreux, oh la la, c'est magnifique!»

In Villandry, wo wir Mr. Carvalhos Gärten besehen wollen und alle Tore verschlossen finden, rufe ich energisch: «Ouvrez immédiatement», was sofort zum Erfolg führt. Ohne mich auch nur zu erkundigen, ob jemand zu Hause sei, stürme ich, da wenig Zeit ist, mit Meier-Welcker sofort auf die Terrassen. Rührenderweise kommt die Baronne de la Bouillerie, Mr. Carvalhos Tochter, von einer reizenden kleinen Ungarin begleitet, ohne etwas Übelzunehmen, hinter uns her, um diese willkommene Unterbrechung eines augenblicklich recht langweiligen Daseins zu geniessen. Mit sprühendem Charme schildert sie, wie die deutschen Truppen über die Loire gesetzt sind und zwei Tage und eine Mondnacht lang dicht vor dem Schloss am Ufer des Cher gelegen und geschossen haben, bis plötzlich alles vorüber und Villandry gerettet war. Sie haben neugierig zugesehen. Ausserdem erklärt sie reizvoll gewisse erotische Motive in den Parterremustern, was in deutscher Sprache durchaus unmöglich wäre, und knüpft daran träumerische Betrachtungen über die ihr liebsten Arten der Amour.

«Alvensleben, celà me dit quelque chose», erklärt sie, «c'est une famille polonaise, en relation aux Radziwills...» «Pas tout à fait», lehne ich ab. Es macht nichts, wie ein Wasserfall strömt die Suada weiter, die geistreiche Hispano – Französin zieht alle Register weiblicher Koketterie. Wir müssen noch ins Schloss, um die Bildergalerie zu sehen. Nach Regengüssen strahlt jetzt die Sonne über der farben-glühenden, feuchtglänzenden Landschaft, dem Schloss und den schönen Gärten von Villandry, die ich allen in der Touraine vorziehe. Wir werden mit Bildern beschenkt, zur Wiederholung unseres Besuches aufgefordert und von den lebenswürdigen Damen zum Wagen geleitet.

Schade, dass es vorbei ist, denken wir und kürzen den Besuch von Azay le Rideau, wo Flüchtlinge das Château bevölkern, etwas ab. Auf



Chinon bin ich, wie überhaupt auf die vielen Jeanne d'Arc-Stätten, zu denen uns der Feldzug führt, durch die Sackville-West gut vorbereitet. Von der Burg blickt man in das lebendige Herz Frankreichs hinab. Paradiesisches Licht liegt über der Landschaft. Auf Rat von Madame de Bouillierie sehen wir uns in der Stadt die Rue Voltaire an, an der seit dem Ende des Mittelalters noch nichts ersetzt oder restauriert wurde.

Wir folgen der Vienne bis zu ihrer Mündung in die Loire.

In einem Seitental liegt die Abtei Fontevrault. Der deutschsprechende Gefängnisdirektor führt uns durch das zum Zuchthaus degradierte Kloster, in dem wir, bezeichnend für diesen Krieg, sorglos ohne Waffen umherwandeln. Das Innere der Tour d'Evrault, die einstige Konventskirche, ein Zentralbau mit orientalischer Raumwirkung, lässt mich seither nicht schlafen. Kein Zeitalter hat es an innerer Majestät und geistigem Schwergewicht mit dem romanischen wieder aufgenommen.

Die Abteikirche Grand-Montier, vom Westportal gegen den Chor gesehen, überwältigt nicht minder. Unter der Vierung stehen die schönen Sarkophage englischer Könige, darunter der des Richard Löwenherz, mit feinen Farbresten. Nichts stört den herrlichen von Kuppeln überwölbten Raum, Kapitelsaal, Refektorium, Renaissancekreuzgang, Barockpalast der Äbtissinnen, die fast immer Glieder des königlichen Hauses waren, und ausserhalb der Pforte der Pavillon Bourbon, den die Töchter Ludwigs XV., die hier erzogen wurden, bewohnten. Vieles ist zerstört, anderes mit Treue wiederhergestellt. Voll Bewunderung verlassen wir Fontevrault.

In Saumur, das bis 1682 eine Hochburg des Protestantismus war und nach Aufhebung des Edikts von Nantes sehr herunterkam, haben mehrere unserer Vorfahren studiert. Schloss, Stadt und Brücken haben sehr gelitten. Da es schon spät ist, steuern wir, ohne Saumur zu besichtigen, über die Notbrücke nordwärts und brausen über Bauge mit Burg, La Fleche und Le Mans heimwärts.

*7. Juli 1940*

Mit lauter passionierten Kavalleristen geht es in die Normandie, um Gestüte zu besuchen, eines von Mr. Volterra in Bois Roussel bei Essay ostwärts Alençon, dem Besitz einer Gräfin Rochefort, das

andere Harras de Coquenue, nordöstlich Sees, dem Aga Khan gehörend, beide mit ausgezeichneten Pferden und englischem Personal in schönster Hügellandschaft mit alten Bäumen, Hecken und fernen blauen Höfen.

Als Anlage schiesst das Staatsgestüt Le Pin du Harras den Vogel ab, von Ludwig XIV. begründet und von Mansart aufgebaut. Auf einer Anhöhe, die Ställe um einen Ehrenhof angeordnet, steht ein Château für den Gestütsleiter als Mittelpunkt, mit einem Terrassengarten und einem Blick nach Süden über 40 km weit auf die Kathedrale von Sées und die Berge von Alençon. Von der Majestät solcher Anlagen macht man sich keinen Begriff.

Auf der Rückfahrt sehen wir Château d'O bei Mortrée, eines der berühmten, überall abgebildeten normannischen Wasserschlösser, unglaublich pittoresk, aber leer und verfallen, im Augenblick von unserer «Soldateska» besiedelt.

#### *9. Juli 1940*

Es wird zum Aufbruch nach La Baule geblasen, der immer wieder hinausgeschoben wurde.

Mit der Durchsicht der Bibliothek in Bonnetable bin ich so weit, dass nun ein Studium im Einzelnen beginnen könnte. Ich fühle mich hier so angewurzelt, dass mir der Abschied schwer wird.

#### *10. Juli 1940*

Es geht über Orleans die Loire abwärts bis Nantes, nach La Baule.

Vendôme ist im Stadtkern schauderhaft zerstört. Es ist ein Jammer um die schöne alte Stadt, die die Loire in mehreren Armen durchströmt.

Auch in Orleans ist das Stadtzentrum verbrannt, besonders die Stadtteile, die im 18. Jahrhundert mit künstlerischem Elan neu aufgebaut waren. Orléans ist ein grosser Name, bietet aber trotz der Fülle seiner Monumente und der Schönheit des Stadtbildes, über die Loire gesehen, nicht viel, was haftet. Dicht vor der Kathedrale sind riesige Bombentrichter, aber sie selbst ist intakt. In all diesen Städten kämpften die Stadtoberhäupter, die sich ergeben sollten, mit den Militärbefehlshabern, die verteidigen wollten. So kam kein rechtzeitiger Entschluss zustande, das Resultat sind diese Zerstörungen!

Kurz vor Blois besuchen wir Menars, den einstigen Sitz der Marquise de Pompadour und später ihres Bruders, des Marquis de Marigny. Schloss und Garten mit Terrassen und Grotten sind in schönster Lage über der Loire von Gabriel und Soufflot angelegt. Klassische silbergraue Fronten umrahmen den Ehrenhof. Jenseits des Stromes werden in Wäldern die Türme von Chambord sichtbar. Heute ist es Eigentum eines Industrieunternehmens.

Schloss Blois ist mit Mühe beim Stadtbrand, dem auch hier wieder das Zentrum zum Opfer fiel, durch Sprengungen isoliert und gerettet worden. Historisch betrachtet, rangiert Blois mit an erster Stelle unter den französischen Königsschlössern, und als Bau ist es ein kostbares Dokument. Soldaten ohne Zahl besichtigen die Räume. Wir beschränken uns auf das Studium der Fassaden, den Aufruf einiger geschichtlicher Begebnisse und den Blick von der Mauer auf Kirchen, Unterstadt und Stromlandschaft.

Es folgen Chaumont und das leider wie die Stadt stark in Mitleidenschaft gezogene Schloss Amboise, das wir, da alle Brücken zerstört und eine Notbrücke hier noch nicht vorhanden ist, nur vom anderen Flussufer sehen können. Von Blois ab fahren wir auf den Deichen der Loire am Nordufer bis Angers; eine wundervolle Strecke an dem breiten, friedlichen, von Sandbänken durchsetzten Strom mit üppiger wilder Vegetation und Weinbergen an den Ufern. Die schönsten und berühmtesten Orte haben am meisten gelitten. Der Anblick dieser Ruine prägt sich unauslöschlich ein.

### *12. Juli 1940*

Drei Tage am Ozean. Das A.O.K. liegt im Grand Hotel Hermitage, das 300 Zimmer mit Bädern hat, unten das prunkvolle Kasino, im 1. und 2. Stock die Geschäftszimmer, darüber die Schlafräume. Eine kleine Anzahl von Offizieren der Führungsstaffel, darunter auch ich, sind in dem kleinen Castel Marie Louise in der Nähe untergebracht, wo man vom Grossbetrieb etwas abgesetzt ist und gemütlicher baden kann, was ich morgens und am Tage bei Flut noch einmal tue. Herrlich ist der immer wechselnde Anblick der See und des Meereshimmels. Man kann reiten, in netten Buchläden kramen und in der «Mariza» Hummer essen, was ich gleich mit Meier-Welcker getan habe. Die eleganten Flüchtlinge fangen an, sich zurückzuziehen. Die  
132

dienstliche Arbeit spielt sich auf Besatzungsarmee ein, ob Feldzug oder Ruhe, das Quantum ändert sich wenig.

*14. Juli 1940*

Ohne es vorher zu wissen, begegnen einem die grossen Heiligtümer der Menschheit. Eine Dienstfahrt führt uns am Südufer der Bretagne bis zur Halbinsel Quiberon. Wir durchqueren Salzsümpfe, die von Balzac gefeierten Stadtmauern von Guérande, das düstere Städtchen La Roche Bernard, wo die Strasse auf hohem Viadukt den Fjord der Vilainemündung überschreitet. Hier ist die Sprachgrenze des Bretonischen und Französischen. Die Landschaft ist einsam und öde, Felsen, Kiefern, Ginster, wenig bebautes Land.

Kurz vor unserm Ziel, nahe der Küste, fahren wir an merkwürdig geschichteten Findlingen, einer Ecke der berühmten Menhirs von Carnac vorüber, dann steigt, noch seltsamer, vor dem Hintergrund der See, ein Grabhügel auf, der eine winzige Kapelle trägt. Über dem Portal der Kirche von Carnac steht eine primitive Gruppe, Saint Cornely, der die Kinder segnet. Diese alljährliche Kindersegnung in Carnac ist eine letzte Erinnerung an die bei den grossen Totenfeiern geopfert Tiere in vorchristlicher Zeit.

Beim Stabe in Carnac Plage, an einem wilden Pinienstrand, bringen wir in Erfahrung, dass hier die wichtigsten unter den prähistorischen Denkmälern der Bretagne liegen. Wir besteigen den Tumulus, der jene Sankt Michael geweihte Kapelle trägt, die wir sahen, und unter dem ein vorgeschichtlicher Herrscher in der Grabkammer beigesetzt ist. Von hier überblickt man weithin die zerrissene Felsenküste mit ihren Buchten und Halbinseln und das ganze Gebiet der Megalithreihen, der Druidensteine, Grabhügel, der Menhire, Dolmen und Cromlechs – so nennt man die Opferstätten, die die Steinalleen im Westen und Osten beschliessen, dieser gewaltigsten Totenkultstätte der Vorzeit im Abendland, die 6'000 Jahre alt sein soll.

Nie hat mir Prähistorisches solchen Eindruck gemacht wie diese mit kurzen Unterbrechungen sich über acht oder zehn Kilometer hin-streckenden Alleen von vier Reihen bis zu vier Metern hoher Steine, die auf Opferstätten zuführen, Vorhof einer jenseitigen Welt, an der sturmgepeitschten, von Nebeln verhangenen Sonnenuntergangsküste des Kontinents, in einer unheimlichen Umgebung von Felsen, Kiefern,

Meer und vereinzelt eisgrauen Bauernhäusern. Der schwermütige Tag und die Kriegseinsamkeit gehören zu dieser dunklen Begegnung.

Zwei kleine Jungen tauchen auf, sie bitten, uns die «legende» der Steine von Carnac vorzutragen zu dürfen, und in einer Art kirchlichen Wechselgesangs psalmodieren sie mit hellen Stimmen eingelernte archäologische Weisheit und fromme Legenden, die das Volk um das Geheimnis dieser Steine gewoben hat, wobei jeder atemlos den Augenblick seines Einsatzes erwartet. Eine kleine Zeremonie, wie aus der Situation geboren. Es ist, als hätten die ragenden Blöcke wie Memnonsäulen ihre Stimmen erhoben. Merkwürdig, dass dieser Ort Carnac heisst, wie die ägyptische Tempelstadt auf der Stätte des hunderttorigen Theben. Dieser Tag öffnet mir die Augen für die Bretagne, deren Menschen und deren Erde das Zeichen hohen Alters tragen, Ursprung und Schauplatz grosser Heldenmythen, dies Land, dessen Erinnerungen unendlich weiter reichen als die anderer abendländischer Reiche und das uns Anfang wie Ende vor Augen führt.

Man findet solche Menhire überall längs der Völkerwanderungsstrassen von Asien her, aber nirgends häufen sich diese Monumente zu Tausenden wie hier. Es ist die grösste uns bekannte Nekropole aus vorgeschichtlicher Zeit. Ur, Mykenae, Troja, Memphis hat man datieren können, nur Carnac nicht! Die hier gefundenen Bronzewaffen und Goldkleinodien sind kaum älter als 4'000 Jahre, aber nichts spricht dagegen, dass deren Besitzer sich in weit älteren Grabstätten beisetzen liessen.

Man hat in diesen Denkmälern Gräber der Atlantiskultur, 10'000 bis 20'000 Jahre alt, erblicken wollen, andere Hypothesen haben sie aufgrund von Texten Hesiods mit der frühgriechischen Zivilisation in Verbindung gebracht. In Wirklichkeit hat hier bestimmt ein religiöses Zentrum bestanden, dem man die sterblichen Überreste militärischer und religiöser Führer von fern her zur Bestattung zuführte, daneben ein geistiger Mittelpunkt, ein wichtiger Handelsplatz für Völker verschiedenster Artung und Kultur, der sich an den Tagen der kultischen Feste im November und Februar, im Mai und August mit Leben füllte.

*15. Juli 1940*

Längs der «Côte d'amour», wie dies Stück bretonischer Küste ge-

nannt wird, über Saint Marc nach Saint Nazaire und Nantes, wo mir nach Erledigung eines Auftrags Zeit zur Besichtigung bleibt. Es gibt viel zu sehen, in der Kathedrale das Grabmal Franz II, des letzten Herzogs der Bretagne, und der Margarethe de Foix, von Michel Colome (1502-1507), den imposanten Pallas im Schlosshof mit gotischen Loggien in der Höhe, Präfektur, Palais des Archives, Sainte Croix, Hotel de Rosmadek (Louis XIV.) mit Treppenhaus und schönen Räumen, den wundervoll einheitlichen Cours Cambronne, die prächtigen Plätze um Theater, Börse und Place Royale, die klassisch uniformen Häuserfronten an Loire, Erdre und um die Ile Feydeau, Manoir Johanns V. und der hübsche, belebte Jardin des Plantes.

Ganz unbeschreiblich hat Nantes durch die Zuschüttung der Flussläufe verloren, zu der man sich gezwungen glaubte, um sowohl Wassergefahren wie auch der Enge des alten Strassennetzes zu entgehen. Inseln sind zum Festland geworden, alle schönen Brücken sind verschwunden, und über den entstandenen Sandwüsten trauern lange Reihen feingliedriger Fassaden ihrem verschwundenen Spiegelbild nach. Nantes wird als rastlose, enge Geschäftsstadt wenig geschätzt, mir bietet es eine Fülle des Interessanten.

### *17. Juli 1940*

Es regnet reichlich, neben dem Dienst lese ich viel, bade und wandere nach dem Hafen von Le Poulignen. Fahrt zu den Fischerorten Batz und Le Croisic. Abends bekomme ich den Befehl, dass ich morgen früh 5 Uhr mit Kluges Auto heimwärts fahren soll, während er mit dem Flugzeug zur Führerbesprechung nach Berlin eskortiert wird. Meier-Welcker leistet mir beim Packen Gesellschaft.

### *18. Juli 1940*

In stockdunkler Nacht stürze ich mich ins Unwetter hinaus. Der Wagen knirscht behutsam auf dem Kies vor der «Maria Louise», und leise summend rollt er über die Quais von La Baule und die Boulevards von Saint Nazaire am düster empörten Ozean entlang, um kometenhaft auf leeren, durchnässten Strassen landeinwärts zu rasen. Bei Morgengrauen passieren wir Nantes und nehmen diesmal den schöneren Weg am Südufer der Loire bis Ancenis.

Da ich noch nicht gefrühstückt und Hunger habe, fahre ich in Ser-raut bei der Heeresgruppe Bock vor, wo in einem Gobelinsaal ein gutes Frühstück auf die Herren wartet, die noch nicht aufgestanden sind. Ich setze mich einfach hin, speise und bestelle schöne Grüsse. Dann lockt es mich, auch noch die anderen Räume zu besichtigen, in der eine Schar freundlicher Kammermädchen mit dem nettoyage beschäftigt ist, was sie nicht davon abhält, mir alle Bilder, Stil und Wert der Möbel, Familien- und Vermögensverhältnisse des Hauses zu erklären, soweit der Takt es erlaubt. Eine eigentümlich überwölbte Steintreppe führt hinauf. Das Ganze ist ein Hufeisen, zwei dicke runde Kuppeltürme an den Ecken, südwärts nach der Loire zu führt eine Brücke über den Schlossgraben. Das Schloss, ein Prachtbau der Renaissancezeit, ist, obwohl kein grosser Besitz, eine der wichtigen Pairien Frankreichs; die Trémouilles waren die ältesten Vasallen der Krone. Der gegenwärtige Duc ist noch jung, die Regierung besorgt die Duchesse douairière, seine Mutter.

In Angers wird einiges rekapituliert, dann geht es auf Deichen die Loire entlang bis Tours, noch einmal gleiten die gesegneten und geliebten Landschaften mit den verwundeten Städten vorüber. Über Vendôme, dem schönen Tal des Loir mit Burgruinen und alten Ortschaften folgend, nach Châteaudun, wo ich mein hochverehrtes Schloss zum ersten Mal gut zu sehen bekomme. Alles daran ist von übermenschlichem Mass, die Unterbauten, auf denen der Pallas über dem Loir-Fluss ruht, die offene Treppe, der runde, efeuumrankte Hauptturm, für den die gotische Kapelle zu seinen Füssen erst den Massstab gibt. Was für ein Stolz! Welch wundervolle Einzelheiten!

Weiter durch flaches, fruchtbares Land. Von fern taucht riesenhaft die Kathedrale von Chartres auf. Alle Portale sind verbarrikadiert, der Engel mit der Sonnenuhr allein steht frei auf seinem Mauersprung. Kaltes Marienglas knattert im Wind anstelle der herausgenommenen Glasfenster. Das erbarmungslos einströmende Tageslicht erzeugt die Illusion, man sei in einer Ruine. Es ist kein Raum mehr. Ist dies wirklich Chartres, die Akropolis des christlichen Abendlandes, seit Rodin das Wallfahrtsziel aller nach den Sternen begehrenden Menschheit, die Stätte, der ich selbst die grössten Stunden meines Lebens und nie versiegende Inspiration verdanke? Soldaten und Flüchtlinge irren an leeren Altären vorüber. Das Leben stockt. Es ist,

als sei mir bestimmt, diese Stätten in ihrem tiefsten Fall wiederzusehen, um ihr Schicksal mit ihnen zu tragen.

Doch das Herz ist voll leidenschaftlichen Danks darüber, dass dieses Hohelied aller Künste vor dem Untergang bewahrt blieb, und so steht auch diese Stunde von Chartres im Zeichen der Gnade.

Um zu tanken, denn in Chartres gab es zu wenig Brennstoff, biegen wir kurz vor Rambouillet in eine Parkeinfahrt ein, in die das Schild einer Flak-Brigade weist. Eine unwirkliche Landschaft tut sich auf: Voisins, Besitz des Grafen Fels, mit seinen nach alten Vorbildern neu angelegten, mit Pracht und Sorgfalt unterhaltenen Gärten, die ich neulich schon aus der Luft bewunderte. So etwas hat kein anderes Land. Der freundliche Oberst, des eintönigen Daseins in diesem goldenen Käfig schon überdrüssig, behält den Fahrer und mich zu Tisch. Das Château mit seinen Marmorsälen ist neu, allzu prächtig, ohne rechtes Cachet, aber einzelne Stücke darin, die Bibliothek, der Reiz des Wohnens und die Blicke in den Park werden mich im Traum verfolgen. Comte des Fels ist als Kunstförderer bekannt. Draussen Terrassen, Blumenparterres, Bildwerke, Seen, Bassins, geschnittene Alleen und Hecken, mitten in den Wäldern der Ile de France.

Wiedersehen mit Rambouillet. Ich werfe einen Blick auf das Schloss, von dem es heisst, dass Göring dort seine Kriegsresidenz aufschlagen will, und in den Park mit seinen dunklen steingefassten Wasserflächen, zu denen breite Treppen hinabführen. Der mir verbleibende Eindruck ist schmerzlich stark. Wieviel intensiver müsste man solche Anlagen erleben.

Wir rasen an Versailles vorüber, über Saint Cloud zum Trocadéro. Über die Champs Elysées zum Palais Royal. Unter dem Sturm wirrer Eindrücke und Gefühle geht es durch graue Strassen nach Vignemont hinaus. Schnell ist Paris hinter uns versunken.

Der Wagen rast über die Schlachtfelder des vorigen Krieges. Überall sind Soldaten, vielfach auch Gefangenentransporte zu sehen. Ressons-sur-Matz, Couchy-le-Plessier, Tilloloy, Roye vollständig und grässlich zerstört, nachdem es seit 1918 von Grund aus neu aufgebaut war. Cambrai grüsst mich vertraut. Die Orte bis Valenciennes tragen teilweise Spuren schwerer Kämpfe. Überall Fabriken, Halden, Arbeiterkolonien. Valenciennes, die Stadt des Watteau und unserer ersten Begegnung mit Krieg und Hunger 1914, Stadt liebenswürdiger und



schöner Erinnerungen – was schön war an Valenciennes, ist ein Trümmerhaufen, das spanische Rathaus, alle Häuser und Strassen um den Markt. Eine einzige Trümmerspür von der Loire bis zur belgischen Grenze!

*19. Juli 1940*

Wir starten bei Sonnenaufgang, fahren durch das Industriegebiet von Charleroi. In Namur sehe ich den Brunnen mit dem goldenen Engel wieder, den ich im Februar 1918 vor dem Fenster hatte. Durch die Täler von Sambre und Maas, alle Brücken sind gesprengt, sonst nur vereinzelte Zerstörungen. Schöne Steilufer bei Marche-les-Dames, Votivkapelle für König Albert, Dom, Brücke und Zitadelle von Huy. Das ganze Tal ist durch Industrie verdorben, Lüttich bestechend durch seine grossartige Lage, seinen Reichtum an mittelalterlichen Kirchen, imposanten Quais und Brücken.

Ich unternehme einen Abstecher nach Maastricht, um zu sehen, wie sich der Krieg in diesem holländischen Frontabschnitt, der zu meinem Kölner Interessenbereich gehörte, abgespielt hat. Ich entdecke das gelobte Land, in dem noch Milch und Honig fliesst, was sich von den übrigen besetzten Gebieten, die von der Armee restlos ausgekauft sind, kaum noch sagen lässt. Auch hier ist nichts als die Maasbrücken zerstört. Es wäre ein Jammer gewesen, denn Maastricht ist ebenso ehrwürdig wie blühend und der eigentümlichen politischen Lage wegen ganz unbekannt. Kirchen aller Epochen seit der Karolingerzeit, die gleich in Bündeln nebeneinander stehen, Kreuzgänge, enge Strassen, dafür ein sehr stattlicher Marktplatz mit dem berühmten Rathaus von Pitter Post, von Bäumen und Patrizierhäusern eingefasst. Alte wie neuere Gebäude sind in bestem Zustand. So viel Sauberkeit, Wohlstand, munteren Marktbetrieb, nette Menschen und Daseinsfreude, so köstliche Auslagen von allem, was nahrhaft, wohl-schmeckend und angenehm ist, findet man nur in Holland. Von der Katastrophe ist äusserlich nichts zu spüren. Bis zur Grenze die herrlichen Strassen und gepflegten Alleen, alte Schlösser und geistliche Anstalten, Gärten und Parks. Die vielen Sperren sind schon fortgeräumt.

Von Holland kommend wirkt Deutschland nüchterner, ärmer, ungepflegter. Das Aachener Münster innen bei Morgensonne und Orgelspiel. Jenseits von Düsseldorf kommen wir auf die Autobahn. In

vorgetäuschter Einsamkeit geht es durch die rheinisch-westfälische Industrielandschaft, mit einer Pause in Herne, wo der nette Fahrer zu Hause ist. In drei Stunden sind wir in Erleben, wohin es mich immer am meisten zieht. Schöne Strecke durch Westfalen, an Burg Rheda vorüber, durch den Teutoburger Wald, über die Weserberge, und der grösste Clou: das Stadtbild von Magdeburg im Nachmittagslicht von der Höhe des noch im Bau begriffenen Börde-Rasthauses gesehen.

Der Wagen bringt mich bis Wittenmoor und muss gleich weiter nach Berlin, wo Kluge mit anderen Armeeführern zusammen abends von Hitler zum Feldmarschall gemacht wird. 1918 standen Mutter und das Hauspersonal, «Lobe den Herrn» singend, bei meinem Einzug aus dem verlorenen Krieg vor der Tür, diesmal empfangen mich die Geister des Hauses unsichtbar. Welch andere Rückkehr nach diesem siegreichen Feldzug!

## Warschau im Herbst 1940

*12. bis 16. September 1940*

Fünf Tage in der Bretagne vor dem Aufbruch nach Polen, in der Nachbarschaft der Cromlechs, Menhire, der Allignements. Gebadet. Hummer gegessen, Buchläden durchpirscht. Wechselndes Wetter, klare Herbstsonne, Sturm und Regen oder Schwüle mit feinem Sprühregen. Müde, einförmig schlagen die Wellen gegen den Strand. Auf Himmel und Meer das ewig wechselnde Schauspiel des Lichts. Die Fenstertüren stehen weit offen während der Dienststunden. Melancholische Tanzmusik kommt einschläfernd durchs Radio, schwarz und streng duftend stehen Pinienwälder um die herbstliche Bucht.

*16. bis 21. September 1940*

### **Transport von La Baule nach Warschau.**

Am 21. September laufen wir 13.30 Uhr eine Verladerrampe vor Warschau an.

Die Fahrt durch Polen ist eintönig. Sandiges Flachland ohne jede Erhebung, strohgedeckte Holzhäuser, Lehmhütten mit Papp- und Wellblechdächern, hin und wieder ein Gut. Die Herbstbestellung macht guten Eindruck. Vor Warschau bettelnde Kinder, kümmerliche Notwohnungen.

Die ganze Stadt ist mit Ruinen durchsetzt. Obwohl kaum die Hälfte der Häuser bewohnbar ist, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung von etwa 1'200'000 Menschen um 400'000 Flüchtlinge vermehrt. Angeblich werden die Hungernden aus 250 öffentlichen Küchen gespeist. Die 400'000 Juden, an weissen Armbinden mit dem Zionsstern kenntlich, sind für rechtlos erklärt.

Warschau ist mir unheimlich: Grossstadt mit Musikkapellen, Hotels, Läden, Lokalen aller Art, Autos, Strassenbahnen, Palais und Kirchen, sauber nach aussen, aber alles mit vermauerten Ruinen durchsetzt und hinter den Kulissen entsetzliches Elend, das künstlich unsichtbar gemacht wird. Man lebt nur auf Metern davon getrennt. Die Strassen sind blitzsauber, die Anlagen gepflegt, im Sächsischen

Garten blühen Herbstblumenrabatten. Aber im Untergrund brodelt es gefährlich. Soldaten und Polizeibeamte werden ermordet.

### *23. September 1940*

Man hat sich vorgenommen, nur herzstärkende Briefe zu schreiben. Jede innere Schwäche weist man als Mangel an echtem Gottvertrauen von sich, aber es gibt doch Tage, an denen anstelle dieses löblichen Widerstandes einfach gar nichts mehr da ist und man herumwandelt und handelt, als wäre man nicht mehr vorhanden. Man kommt nicht dazu, auch nur das Geringste aus sich selbst zu tun, während das Leben mich bis jetzt darin immer so glücklich geführt hat, dass es mir zu allem die Freiheit liess. Zum Glück habe ich sie benutzt, aber wieviel bewusster werde ich das später wieder tun.

### *24. September 1940*

Warschau ergeht sich in den herbstlichen Tuilleries. Das Grab des Unbekannten Soldaten unter der Kolonnade ist mit Blumen bedeckt, abends mit vielen Kerzen erleuchtet und von betenden Menschen umlagert. Ausgebrannt sind das Königsschloss (Zamek), das grosse Theater, Polenbank und Finanzministerium (klassische Bauten Alexanders I.), die evangelische Kuppelkirche Stanislaw Poniatowskis, das Palais Czapski, das Palais des Primas von Polen (zuletzt Landwirtschaftsministerium), die Universität.

Das Krasinski-Palais, wohl der beste Barockbau Warschaus, ist kaum beschädigt. Erbauer ist der Niederländer Pyllmann van Gammere, genannt 11 Camerino. Das Treppenhaus ist dem des Palazzo Mafama in Turin ähnlich, aber älter.

Das Palais Zancoyski, von August dem Starken einst für seine illegitime Tochter, Gräfin Orczelska, gebaut, ist verbrannt. Lazienkipark, «Weisses Haus», Myewice-Palais, Orangerie. Die Warschauer Parks und ihr Baumbestand haben durch das Bombardement ziemlich gelitten, das Lazienki-Palais blieb intakt. Warschau stand, zur Zeit der Teilung Polens eine der schönsten Städte Europas, im Zenit einer hohen künstlerischen Kultur, die seit Johann Sobieskie von allen Königen gepflegt war. Ich entdeckte das verstümmelte Schloss Ujazdow, das ich bisher für verschwunden hielt.

Im Lazienki-Palais empfängt uns ein hoher Parteifunktionär und

führt uns herum. Generalgouverneur Frank, der seine Hauptresidenz auf dem Wawel in Krakau hat und sich das Potockischloss Krzesowicze mit über hundert Zimmern als Sommersitz umbauen liess, hat sich für Besuche in Warschau die einstige tschechische Gesandtschaft als Winterresidenz reservieren und einrichten lassen und für den Sommer das Schönste, was es hier gibt: das Lazienski-Palais. Es hatte beim Bombardement gelitten, doch Schäden sind nicht mehr zu sehen. Die Gemäldegalerie, die nach der Niederlage der Russen 1920 aus Leningrad hierher zurückgekommen war, wurde von uns wieder entfernt. Die schönen unteren Festräume Stanislaws August Ponjatoskis und die «Badezimmer» der Lubomirski mit alten Wandfliesen und Stukkaturen wurden nicht verändert. Oben in den Privatgemächern der polnischen Könige und später der Zaren hat sich die Familie Frank, unsicher im Geschmack, neu eingerichtet. Das königliche Paradebett in goldenem Louis-Seize mit blauer Seide wurde für den Generalgouverneur neu angefertigt! Die niedrigen Stuben mit ihren tiefen, auf den Park gehenden Fenstern stammen aus einer Zeit höchster Raumkultur. Im mittleren Salon hinter der Kolonnade ist rings an der Wand ein Rokokoprospekt von Canton, vorn darauf der Perlstrom, für Stanislaw August auf Leinwand gemalt.

Dieser Clou von Warschau ist sonst unzugänglich.

### *27. September 1940*

Nach Wilandw, 9 km südlich Warschau. Erbaut für Johann Sobieski, den Türkenbesieger, ist es heute im Besitz der Branicki, die den Südflügel bewohnen. Das Ganze sieht noch genau so aus, wie auf Bellottos Veduten, nur die Terrassen sind weniger reich. Ein venezianisch-niederländisch-polnisches Gemisch. Überfülle an Zierat. Durch polnische Granaten, aus Warschau heraus, wurde das Schloss im September 1939 leicht beschädigt. Grosser Vorhof, Nebengebäude Ende 18. Jahrhundert, geometrischer Garten, begrenzt durch einen alten Weichselarm, hohe Hecken. Das ganze liegt flach in reizloser Gegend. Weisse Kuppelkirche, gotisches Grabmal einer Gräfin Potocka neben der Einfahrt.

Ich entdecke in Wilanow einen entfernten Teil des Parks, den Graf Jan Potocki um 1780 nach seiner Rückkehr aus China nach dem Vorbild der Kaisergärten in Peking anlegen liess. Unter den vielen Nach-

ahmungen chinesischer Gärten in aller Welt kenne ich keine gelungenem als diese. Die flache öde Landschaft der Weichselniederung mit alten Pappeln und Weiden, ein schmaler Damm zwischen dem einstigen Flussarm und einem künstlichen See, an den Ufern flache Hügel, eine geschwungene Brücke, ein verfallener Pavillon, dazu der klare kalte Herbsttag, genau wie in China um diese Jahreszeit!

Der italienische Palast Johann Sobieskis, die Rokokoterrasse Augusts des Starken, der chinesische Garten, die russische Kuppelkirche – ein merkwürdiges Ensemble.

Auf Umwegen nach Natolin, einem unbewohnten Schlösschen in ehemaliger Fasanerie von Wilanow, das noch den Branicki gehört. Wir gehen das letzte Stück zu Fuss, da die Strasse aufhört und ein grundloser Landweg beginnt. Der alte Parkwald ist mit künstlichen Ruinen durchsetzt. Das Schloss liegt auf einer Terrasse über dem Steilhang zum Weichseltal, in der Niederung sind Teiche, alte Eichen, in der Mitte ein Durchblick zum Strom. Die wenigen Räume innen sind wohnlich mit schönem Stuck und englischen Stichen. Erinnerungen an die Lubomirski und Sanguszko. Ein passionierender Ort.

Abends in Café Lardelli nahe Zbawiciella-Platz, wo das Orchester der zerstörten Oper mehrmals in der Woche Konzerte gibt. Berühmte Sänger und Sängerinnen tragen Arien italienischer Opern vor. Duette in Italienisch und Polnisch zugleich, herrliche Stimmen. Gutes polnisches Publikum. Schauspielerinnen bedienen als Kellnerinnen.

#### *1. Oktober 1940*

Mit Kameraden in den verbrannten Zamek. Ein Fünfeck, im Hof gotische Reste und Barockfassaden. Unten Gewölbe auf starken Mittelsäulen ruhend. Bibliothek Stanislaws Augusts. Die Prunksäle des Hauptgeschosses sind ganz zerstört. Die Polen hatten alles sorgfältig restauriert. Wir dringen wegen Einsturzgefahr vorsichtig durch die ganze Flucht, man erkennt die Räume an Resten der Dekoration.

#### *4. Oktober 1940*

Mittagsdienst, Nachtdienst, Kurierfahrten. Für den Abend gibt es manchmal deutsches Theater, mehrere Kinos, Variétés, Kabarettts, Cafés, alle mit ausgezeichnete Musik, fast ausschliesslich von Uniformierten besucht.

*7. Oktober 1940*

Ich muss zur 1. Kavallerie-Division über Minsk-Masowiecki-Siedlce nach Miedzyrzec, 130 km auf der Strasse nach Brest-Litowsk, die jenseit Minsk ziemlich schlecht wird, durch eintöniges Flachland, dem Herbstlaub und Beleuchtung gewissen Reiz geben. Armer Boden, armselige Ortschaften, hölzerne Hütten mit verfallenen Strohdächern. Wenig Vieh, aber viele Menschen in den schmutzigen Städten. Kiefernwälder mit Birken und Wacholder, Pappeln und Weiden, an Wegen und Feldrainen Kreuze, Kapellen, ab und zu eine weisse Wallfahrtskirche.

In Siedlce ein paar interessante Bauten aus den Zeiten der Sachsenkönige und Kaiser Alexanders I. Auf den Landstrassen begegnet man vielen langen, niedrigen Leiterwagen, die zu Markte fahren. Stumpfe Melancholie liegt darüber, die Trübsal von 1'000 Jahren polnischer Geschichte, die so gut wie nichts hervorgebracht haben. Auf der ganzen Strecke nur zwei Güter mit grossen Herrenhäusern. Und Heerscharen von Frauen mit bunten Kopftüchern bei der Kartoffelernte.

Der Stab der 1. Kavallerie-Division liegt in Miedzyrzec, einem 1930 neuerbauten Schloss des Grafen Anton Potocki, zu dem 80'000 Morgen Land gehören. Graf Potocki ist in russischer Gefangenschaft und soll noch leben, die Gräfin floh mit den Kindern nach Jugoslawien. Von der Kultur des einstigen Warschauer Palais ist nur noch wenig zu spüren. Vor und hinter dem Hause grosse regelmässige Parterres, von Kastanienalleen im Viereck umgeben, Blick auf Wälder, verschilfte Teiche, Obstgärten, Buchenhecken. Die kleinen Städte sind das Schlimmste von Polen. Die Dörfer haben wenigstens den Reiz vorgeschichtlicher Siedlungen, wenn man nicht gerade darin einquartiert wird, aber die strotzende Gesundheit der jüngeren Bevölkerung liefert den Beweis, dass das Leben darin bekömmlich sein muss.

Jenseits Biala-Podlaska bei Terespol, vor Brest-Litowsk, liegen wir uns mit den Russen am Bug gegenüber. Den Grenzschutz haben Wachregimenter, die dem Militärgouverneur direkt unterstehen. Hier werden die aus Russland kommenden und dorthin bestimmten Waren umgeladen. Die Eisenbahnbrücke ist intakt, die Strassenbrücke zerstört.

### *9. Oktober 1940*

Bei warmer Herbstsonne zum Truppenlager und Übungsplatz Rembertow am östlichen Stadtrand mit prunkvollen Gebäuden und russischen Baracken, Schauplatz wechselvoller Geschicke in den letzten dreissig Jahren. Russen, Deutsche, Polen und wieder deutsche Truppen haben einander hier abgelöst. Quer durch Heidegebiet läuft eine Verteidigungslinie, die Warschau gegen Osten schützt. Die Vorstädte und näheren Umgebungen der Stadt wirken trostlos.

Jenseits Kaluszyn, das aus Ruinen und Friedhöfen besteht, katholische und jüdische getrennt, verlassen wir die Hauptstrasse nach Brest und fahren über Wegrow und Sokoldw nach Frankopol am Bug. Zwei Arten von Kirchen sieht man in grösseren Ortschaften: den älteren Typ der reformierten Barockkirche mit weisser Doppelturmfassade aus älterer Zeit und den jüngeren der ebenfalls zweitürmigen Kirche in Neugotik aus dem 19. Jahrhundert, beide in ihrer anspruchsvollen Klobigkeit inmitten hölzerner strohgedeckter Hütten gleich unangenehm. Sonst überall das gleiche Bild, armer Boden, Sümpfe, unregulierte Wasserläufe, ruppige Waldstücke. Hier ist alle Kulturarbeit noch zu leisten, mit einer unverbrauchten Bevölkerung kann aus dem Vollen geschaffen werden.

Gegen den Bug zu gewinnt das Land an Bewegung, scheinbar auch an Wohlhabenheit. Jenseits des Grenzflusses wird eine russische Reiter-Patrouille sichtbar, junge Kerle auf guten Pferden. In klaren Herbstfarben weithin das schweigende Land, tiefblau der Himmel und der Fluss, weiss-schimmernd über dem Steilhang, auf unserer Seite das Kloster Wirow und drüben bei den Russen die fernen Kirchen der Stadt Drohiczyn.

Friedlich bestellen Bauern ihre Äcker, Vieh weidet, Kinder spielen.

Auf dem Rückweg in Repki noch nahe am Bug ein alter Herrnsitz. Das Haus ein einstöckiges Hufeisen mit plumper Kolonnade davor, an der Gartenseite zwei winzige Eckpavillons, einer davon ist die Schlosskapelle, alles ist puppenhaft klein und primitiv, mit Schindeldächern – die Karikatur einer Schlossanlage. Das Grossartige daran aber ist die vorn und hinten viele Kilometer weit durchgeführte, mit Alleen besetzte Mittelachse und der in gepflegten Mischwald übergehende Park.



10. Oktober 1940

## Wilanow

Die Rabatten auf den Terrassen und die gestutzten Baumreihen leuchten herbstbunt. Der Drang, Kunst in einer Überfülle von Dekorationen zu entfalten und mit Bildung zu prunken, hat an dem Sanssouci Johann Sobieskis etwas Kindliches. Die Verherrlichung der eigenen Heldentaten in Reliefs, wo sie sich nur anbringen liessen, die Fresken aus der Odyssee an den Aussenwänden, die unzähligen Statuen, Imperatoren und Philosophenbüsten, Putten, Vasen und Hermen und Säulen, die plastisch modellierten Sonnenuhren, Weltkarten und Globen, die Uranus, aus einer Kartusche hervorlugend, mit Sense und Sanduhr balanciert, die Reiterdenkmäler des Bauherrn, vollplastisch, Türken zerstampfend, oder als Stuckrelief im Bilderbogenstil über eine Fassade hinsprengend – das ist bei aller italienischen Attitüde naives polnisches Panoptikum. Es passt zu dem Kaufhaus Marieville (Marywil), das die Königin Maria Casimira Sobieska in Warschau gründete und in der Gestalt orientalischer Karawansereien bauen liess, um dort ihren persönlichen Geschäftsgeist zu betätigen und in das sie später sogar ihren Witwensitz verlegte.

11. Oktober 1940

Czersk, 35 km oberhalb Warschaws an der Weichsel. Dort liegt die majestätische Ruine einer Burg der Herzöge von Masovien, die 1244 nach dem Vorbild einer Ordensfeste gegründet wurde. Beherrschend liegt sie auf einem nach drei Seiten zur Weichselniederung abfallenden kahlen Hügel mit einem Blickfeld von asiatischer Weite. Erhalten sind drei hohe Türme von gleicher Höhe, ein quadratischer Torturm und zwei runde Wehrtürme im Zuge der verbindenden Ringmauern aus Backstein auf Fundamenten von Findlingen und Grundmauern einiger Burgebäude. Das Gesamtbild ist kühn, herb, wuchtig, Denkmal starker Zeiten, in Verbindung mit dem Hintergrund der herbstlichen, von toten Weichselarmen und dem breiten versandeten Strom durchgezogenen Niederung unter einer noch stark wärmenden Sonne.

Czersk war das Ur-Warschau, ursprünglich die Hauptresidenz des grossen Herzogtums Masovien, das sich um Warschau ausbreitete. Für Polen also ein historisches Wahrzeichen. Von Czersk wurde der

Herzogssitz in den Warschauer Zamek verlegt, um den die Hauptstadt entstand, bis die polnischen Könige sich schliesslich an die Stelle ihrer Vasallen setzten.

## Jablona

Von der Terrasse des Schlösschens, das Joseph Poniatowski und später Anna Potocka-Tyszkiewicz bewohnten, sieht man über Park und Deiche die Weichsel schimmern. Was hat man alles in diesen Garten gezaubert: antike Triumphbögen, künstliche Ruinen, chinesische Teehäuser, Tempel, Orangerien! Die ursprüngliche Schlossanlage, die ein grosser Park am Weichselufer umgibt, besteht aus einem Mittelgebäude und zwei quadratischen Pavillons rechts und links. Die jetzigen Besitzer, Potocki, bewohnen einen Seitenflügel. Der Hauptbau scheint innen noch im Zustand der Poniatowski-Zeit, mit viel Plastiken und Kronleuchtern darin. Da Göring Protektor ist, spürt man nichts vom Kriege.

### *12. Oktober 1940*

Das wüstenhafte Polen gibt an solch klaren Herbsttagen die Illusion, in Asien zu sein.

Durch die Ruinen des verbrannten Palais Zamoyski und den verwüsteten Garten, der still in der Morgensonne zwischen Antonskloster und Ogrod Saski liegt. Die Zamoyski bauten zum Empfang Alexanders I. eine Rampe zum oberen Stockwerk, ihre kostbaren Fussböden waren berühmt. Ich ergründe das Palais der Radziwill-Nieborow.

Frühstück bei Simon und Stecki an der Krakauer Vorstadt, das ausschliesslich von Polen besucht wird, mit vielen Séparées. «Ein bisschen europäisch, mein Lokal», erklärt, ein Kompliment heischend, der Wirt, das wir jedoch nicht spenden können. Das grosse polnische Publikum bei Simon und Stecki behält bei schäbiger Eleganz eine Attitüde von Grandezza. Unnachahmlich ist das Verlassen der Fiaker, die Entree, der pompöse Habitus der Damen. Dass zum Essen Musikkapellen gehören, hat Polen mit Deutschland gemein.

Unter dunklem Himmel letzte Herbstblumen.

Über Lardelli liesse sich ein Roman schreiben, das Lokal, das Publi-

kum, die Selbsthilfe der Künstler, deren musikalischer Traum sie vor einem Zerschlagen an der Aussenwelt schützt. Mit Leidenschaft wird hier Musik gemacht und aufgenommen. Der unmögliche Rahmen dieses mit Palmen dekorierten Etablissements am Stadtrand, das zusammengewürfelte Volk, Boheme und Boulevard. Keiner ist dabei, den nicht die Passion für grosse Musik in diesen Tempel führte. Hier gibt Polen sein Bestes, und, unbeschadet aller «imperialen Haltung», steuern wir Soldaten zu den stürmischen Ovationen bei.

Inzwischen wirds Nacht. Bettelungen singen mit schriller Stimme traurige Lieder.

### 20. Oktober 1940

Mit Kluge nach Wilanow, wo wir angemeldet sind. Graf Branicki lässt sich nicht sehen, aber die Gräfin, geborene Potocka, empfängt uns mit einer Gesellschafterin, einer entfernten Verwandten, deren Bruder deutscher See-Offizier ist. Die Gräfin, gutmütig, phlegmatisch, unelegant, aber doch Grande Dame, bewirbt den etwas widerstrebenden Feldmarschall, der keinen Besuch, sondern nur eine schnelle Besichtigung geplant hatte, im grossen Salon des Südflügels mit Kuchen und Wein und benutzt die Gelegenheit, ihn über ihr Missgeschick zu orientieren. Das ganze Haus ist voll geflüchteter Verwandter. Sie haben genug zu leben. Der Wirtschaftsbetrieb ist in Ordnung. Die Hauptgüter der Branicki um Bialystock (wo einst die berühmte Gräfin Branicka, Schwester Stanislaws Poniatowskis, residiert hat) fielen in die Hände der Russen. Das Malheur ist nun, dass ein SS-Standartenführer und Staatssekretär, der als Beauftragter Hitlers in allen besetzten Gebieten Kunstwerke «organisiert», gekommen ist und die besten Inventarstücke in Kisten verpackt hat, um sie in «Verwahrung» zu nehmen. Die Gräfin zeigt Fotos, es sind weltbekannte Dinge – darunter die besten Bilder der Galerie, Ehrengeschenke Johann Sobieskis, der Ebenholzsekretär, den ihm Kaiser Leopold I., und die Silberschale, die ihm die Stadt Wien zum Dank für den Sieg über die Türken verlieh, ein berühmtes Türkenzelt, die sächsischen Porzellane, die August der Starke hier zurückliess, Pariser Möbel, die Johann Sobieski für Wilanow anfertigen und mit demselben italienischen Samt bespannen liess, der noch heute an den Wänden ist, und vieles andere mehr. Dramatisch wird geschildert,

wie die Damen die Kisten mit ihrem Leibe unter so wüsten Szenen geschützt haben, dass an jenem Tage der Abtransport nicht möglich war und seither auch noch nicht erfolgt ist. Die Kisten stehen noch immer in den kahlen Prunkräumen, Kluge, dem es peinlich ist, sich dieser ihn überraschenden Situation gegenüber zu sehen, zieht sich verlegen aus der Affaire und überlässt es mir, die Gräfin zu beruhigen.

Die grossen polnischen Häuser haben es verstanden, ihre Beziehungen anzuspannen. Ein jedes steht unter irgendeinem «Protektorat». In Jablona übt Göring, als einstiger Jagdgast, die Schutzherrschaft aus, in Lancut angeblich Ribbentrop. Hier in Wilanów sind es das verwandte italienische Königshaus und der Heilige Stuhl zugleich. So hat manche Familie den ersten Ansturm überstanden.

Wir treten in der Morgensonne auf das Parterre hinaus und lustwandeln mit den Damen zwischen Statuen und Buchsbaumhecken. Die Privaträume im Südflügel sind der eigentlich lebendige Teil, ein elegantes Sammelsurium von alten, etwas ramponierten Möbeln, meist französischer Herkunft, an den Wänden die ausgezeichneten Bildnisse des uns aus so vielen Memoirenwerken vertrauten Lebenskreises, besonders dem der Anna Potocka-Tyszkiewicz, die einst hier Hausfrau war. Ich stelle fest, dass ich von den meisten der Dargestellten Charakter und Lebensgeschichte ungefähr kenne, auch fast alle Anekdoten, die Gräfin Branicka über sie erzählt. Unvergesslich ist das grosse Reiterbildnis Stanislaw Potockis in Hemdsärmeln, ein Hauptwerk Jacques Louis Davids, wie der Louvre keines besitzt. Schöne Porträts von Graff, Grassi, Lampi, den Tischbeins, Angelica Kauffmanns führen den Hof der Poniatowski vor, den Glanz des polnischen Niedergangs, Ende des 18. Jahrhunderts. Grosse und kleine Kabinette, mit Pastellen behängt und immer noch mit Kostbarkeiten gefüllt, Porzellankammern und Paradeschlafzimmer mit seidenen Himmelbetten in Alkoven.

Sobieski hat nur das Mittelstück des Schlosses gebaut, das meiste stammt von August dem Starken. Schlüter hat an den Bildwerken mitgearbeitet. Ich trage mich zum Abschied für Kluge, der dies vermeidet, auf Bitte der Hausfrau in das Gästebuch ein.

Besuch und Besichtigung dauerten fast drei Stunden. Kluge ist noch nicht müde. Ich erkläre ihm, während wir Warschau durchfahren, die Palais mit Bauzeit und Besitzerfolge. Warschau ist mir in diesen

Wochen sehr vertraut geworden. Die Stadt lebt von einer Katastrophe zur anderen. Was hier im Lauf der Zeiten immer wieder durch Krieg, Brände und Unverstand zugrunde ging, erscheint wie durch einen Fluch zerstört, der offenbar über der unglücklichen Geschichte Polens ruht. Auf einem Stich des 17. Jahrhunderts sieht man Warschau längs der Weichsel von einer Kette von Renaissancepalästen überragt, von denen keiner mehr existiert. Fast alles, was die Jagiellonen und die Wasa geschaffen haben, ging zugrunde. Aus der Sobieskizeit steht noch der Krasinski-Palast und die schöne Votivkirche der Sakramentinerinnen. Unter den sächsischen Königen entstand das aristokratische Warschau, das noch nach 1800 als eine der schönsten Städte Europas galt. Der Hauptteil der Stadt bestand damals aus Kirchen, Klöstern und Adelshöfen, deren es einige sechzig gab und die, weitläufig wie grosse Landsitze angelegt, sich aneinanderreiheten, als hätte man die schönsten Barockschlösser des Landes in der Hauptstadt nebeneinander gesetzt, zwischen Hütten und ungepflasterten Strassen. Im Gegensatz zu den Palästen von Wien, Paris, Dresden, Münster und Kopenhagen hinderte hier keine beengende Umwallung den gemüthlichen Ausdehnungstrieb, und so blieb durch riesige Vorhöfe und Nebengebäude der ländliche Charakter bewahrt. Leider ist davon wenig übrig geblieben, davon noch vieles übel verstümmelt, die Zerstörungen des Herbstes 1939 haben weiter aufgeräumt, aber das Vorhandene und alte Abbildungen geben noch einen deutlichen Begriff. Von den beteiligten polnischen Familien, deren oft mehrere Zweige ihre eigenen Höfe in Warschau besaßen, habe ich zweiundzwanzig aus Stadtplänen und Literatur in Erfahrung gebracht: die drei «königlichen» Häuser Sobieski, Leszynski und Poniatowski, ferner die grössten Grundherrn Radziwill, Potocki, Czartoryski, Lubomirski, Zamoyski und Branicki, endlich die Krasinski, Tyckiewicz, Raczynski, Sanguscko, Orginski, Sapieha, Sulkowski, Mniczek, Rzewuski, Bielinski, Wielopolski, Czapski, Przebendowski, doch es sind bedeutend mehr. In Geschichts- und Memoirenwerken kann man nachlesen, was zu den Zeiten der verschiedenen Dynastien an Aufregendem in diesen Häusern passiert ist, die oft ihre Besitzer und ihre Bauformen wechselten, ein Tummelplatz internationaler, in der Kunst vorwiegend deutscher und italienischer, in den Lebensformen französischer Einflüsse, ein sehr okzidentales Gebilde, auf das das sla-

wische Reis aufgepfropft wurde, das Werk einer trotz ihrer Schwächen und Masslosigkeiten opernhaft schillernden, in ganz Europa gefeierten Gesellschaft. Die Sachsenkönige schufen ein Fundament, auf dem sich die letzte Blüte nationaler Kultur in der Poniatowski-Zeit entfaltet hat, deren Hauptdenkmal, das Innere des Schlosses, jetzt durch Brand zugrunde ging. Von Interesse sind die kurzen Episoden preussisch-hohenzollernscher Herrschaft, die Napoleons und das Herzogtums Warschau. Zar Alexander I. führte den schweren russischen Klassizismus ein mit seiner Säulenpracht, die das wertvolle Dresdener Rokoko im Bilde überwucherte. Diese Bauten repräsentieren präzise den Geist der Zarenregierung. Auch von ihnen liegt vieles vom Schönsten in Trümmern.

## Hube und die 16. Panzer-Division

Der Krieg ging ohne Friedenshoffnung hin. Mich verlangte danach, künftig mit der kämpfenden Truppe unmittelbar zu tun zu haben. Der ganze Generalstab beim Armee-Oberkommando Kluge wurde im Lauf dieses Winters (1940/41) ausgewechselt. So knüpften auch mich bald keine stärkeren persönlichen Bande mehr an Warschau. Während eines Arbeitsurlaubs nahm ich mit General Hans Hube, dem Kommandeur der 16. Panzer-Division, Verbindung auf. Er war ein Kamerad von mir aus dem Ersten Weltkrieg. 1915 bis 1918 waren wir im gleichen Regiment gewesen. Hube griff sofort zu. Es bedurfte allerdings langwieriger Bemühungen, bis meine Versetzung zur Panzer-Division erreicht war. Hube lag daran, jemanden zu gewinnen, den er vielseitig verwenden konnte. Auch mochte er hoffen, später eine Darstellung seiner Feldzüge aus meiner Feder zu bekommen. In der gleichen Kombination war bis dahin Professor Werner March, der Erbauer des Berliner Reichssportfeld-Forums, tätig gewesen, der nun als Architekt nach Deutschland zurückberufen worden war. Ich wurde zunächst sein Nachfolger.

Durch Italiens missglückte Invasion in Griechenland war der Krieg auf den Balkan getragen worden. Da Rumänien russisches Interessengebiet war, erfolgte im Oktober 1940 die Verlegung der 16. Panzer-Division als Lehrtruppe zunächst ins rumänische Banat um Arad und Temesvar, dann im Januar 1941 nach Siebenbürgen und mit Teilen ins Ölgebiet von Ploiesti. Offiziell war die deutsche Militärmission mit der Reorganisation des rumänischen Heeres beauftragt. Praktisch handelte es sich um eine militärische Besetzung Rumäniens.

In meiner Stellung war es möglich, einen guten Überblick zu gewinnen. Panzer-Divisionen wurden als Stosstrupps und «Korsettstangen» von Grossangriffen schnell beweglich in allen Brennpunkten eingesetzt. Daraus ergaben sich ständig wechselnde Unterstellungen (unter Korps und Armeen), wie die Berührung mit zahllosen Truppenteilen aller Gattungen.

Bald nach meiner Ankunft konnte ich feststellen, dass die Truppe

der 16. Panzer-Division von einem Geist beseelt war, der dem guten Regimenter im Ersten Weltkrieg nichts nachgab. Einige dem Regime innerlich verpflichtete Offiziere änderten daran nichts. Die Unterbringung der Division in Siebenbürgen und dem Banat war nicht zuletzt der Volksdeutschen wegen erfolgt, welche die deutschen Truppen mit Enthusiasmus empfingen. Hube betrachtete ihr Wohl als eine seiner wichtigsten Aufgaben. Er unterhielt enge Beziehungen zur Obersten Heeresleitung. Aber Hitler schätzte ihn nicht wegen eines Misserfolges in Frankreich (Stonne an der Maas 1940). Dies änderte sich rasch nach Hubes Erfolgen in Russland.

Hube war kein Generalstabsoffizier sondern absoluter Frontsoldat und hatte, wie er oft aussprach, nie damit gerechnet, höhere Grade der militärischen Stufenleiter zu erklimmen. Seine Stärke ist der stürmische Schwung gewesen, mit dem er die Truppen führte und mitriss, an entscheidender Stelle in jedem Fall persönlich eingreifend. Seine Aktionen waren, wenn es dafür Zeit gab, immer sorgfältig, oft sogar zu umständlich, vorbereitet. Seine Generalstabsoffiziere hatten an ihm einen idealen Chef. Er lernte von ihnen, erkannte sie an, liess sie gewähren, half ihnen und blieb doch stets durch Wesensfülle der Überlegene. Bis Stalingrad habe ich Hubes Befehlsgebung ständig miterlebt und bin ihm in guten wie bösen Stunden zur Seite gewesen.

Doch keineswegs waren wir uns immer einig. Er war Nationalsozialist. Oft kam es über grundlegende Dinge zu Konflikten, die ihn anfangs ärgerten, bis er mir eines Tages, sehr viel später, lächelnd gestand, wir hätten beide viel von einander gelernt. Von der Einseitigkeit seiner militärischen Denkweise entwickelte er sich unter dem Druck schwerer Prüfungen bis zu seinem Tode 1944 zu wachsender Vertiefung und Reife.

War es bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges die Kavallerie, so sind es seitdem die technischen Waffen, die tapferen Naturen die Möglichkeit bieten, sich in grossem Stil auszuzeichnen. Panzer-, Flugzeug- und U-Boot-Führer waren jetzt die sichtbarsten Solisten des modernen Krieges. War mir im Ersten Weltkrieg das Geschwader Richthofen menschlich und geschichtlich in diesem Sinne als Vorbild und Höhepunkt erschienen, so war Hubes Panzer-Division von ähnlichem Geist erfüllt. Voran stand das Panzerregiment 2, hervorgegangen aus den Breslauer Kürassieren. Doch wäre es ungerecht, gegenüber den Lei-



stungen des Panzerregimentes, das zwangsläufig den Schwerpunkt bildete, die der anderen Waffen in ihrer Bedeutung zu verkennen. Hier wurde weniger sichtbar mit dem gleichen Einsatz, oft unter weit schwereren Bedingungen und noch ausdauernder gekämpft. Nur im Zusammenspiel aller war ein Erfolg möglich. Die selbstloseste Leistung war die des einfachen Mannes, der wieder wie im Ersten Weltkrieg unbekannt über die Schlachtfelder marschierte und fiel.

Immerhin, das Panzerregiment gab den Ton an. Hube übernahm seinen Stil und übertrug ihn auf seine gesamte Division, die sich grösstenteils aus temperamentvollen Rheinländern und zuverlässigen Westfalen zusammensetzte.

Die Seele des Panzerregimentes war der als «Panzergraf» bekanntgewordene Haya (Hyazinth) Graf Strachwitz, damals Major d. R. und Abteilungskommandeur, später General, Anfang 1941 noch ein unbeschriebenes Blatt, ein vielfältig schillernder Charakter. Was an ihm wirkte, waren sein Charme, sein Schwung, seine souveräne Art, Menschen zu behandeln, mit einer Handbewegung Schwierigkeiten zu meistern, die Lust am Wagnis, seine unvergleichliche «Nase» für die Chancen des Panzerangriffes, das geistreiche, lässige, unpathetische Draufgängertum. Sein Stil war brillant! Auf Offiziere wie Mannschaften wirkte er mitreissend, ohne den Finger zu rühren, ein Vorbild, dem die Truppe begeistert folgte. Vielleicht konnten sich diese Vorzüge nur unter so ausserordentlichen Umständen entfalten; «homme du monde» inmitten eines rauhen Kriegerhaufens, bestimmte er das Niveau. Kein Wunder, dass sich nicht allein die Untergebenen nach diesem Muster stilisierten, soweit sie es vermochten, auch die Vorgesetzten bemühten sich darum, und Grosszügigkeit wurde Gesetz. Wer wollte mit solchen Naturen um Kleinigkeiten rechten! 1941 war Haya 48 Jahre alt. Bis Stalingrad, also zwei Jahre lang, habe ich seinen Aufstieg miterlebt, der ihn zwangsläufig vor Aufgaben stellte, die ohne technische Vorbildung schwer zu lösen sind. Ein glänzender Panzer-Abteilungskommandeur braucht kein Stratege zu sein. Wie über ihn als Führer grösserer Verbände geurteilt wird – gleichviel, mit Ehren ist er nach ungezählten Verwundungen unbeschadet aus dem Krieg herausgekommen.

Die Balkanstaaten standen im Winter 1940/41 mehr oder weniger unter deutschem Druck und waren – mit der einzigen Ausnahme Bul-

gariens – antideutsch eingestellt. Die starken deutschen Minderheiten in Ungarn, Rumänien, Jugoslawien lebten seit Jahrhunderten friedlich in diesen Ländern, wurden aber im Zeichen eines zunehmenden Nationalismus von ihren Gastvölkern mehr oder weniger schlecht, teilweise sehr schlecht behandelt, andererseits wiederum von Berlin aus künstlich aufgehetzt. Es bestanden vage Pläne, diese Minderheiten zu einer deutschen Gürtelzone im Südosten zu vereinigen. Doch alle Planungen solcher Art, die mit den wachsenden, deutschen Erfolgen bis 1942 sich ständig ausweiteten, krankten daran, dass man nicht wusste, in welcher Form die uns als Pflicht zufallende Hegemonie über den Kontinent zu gestalten sei. Wie sicherte man sich Rohstoffe und Energien, ohne Deutschland mit unübersehbaren Protektoraten für künftige Friedenszeiten zu belasten? An den bereits vorhandenen hatte man schon genug; der Gedanke an friedliche Förderationen passte damals nicht in das Bild.

Kompliziert wurden diese Fragen durch die Gegensätze der Nationen untereinander. Voran standen zunächst die der Rumänen und Ungarn, die beide durch gewaltsam ihnen aufgezwungene Verträge in ihrem Territorialbestand stark geschmälert waren und nun hofften, aufgrund wirtschaftlicher oder militärischer Zugeständnisse einer auf Kosten des anderen oder eines Dritten nach ihren Wünschen wiederhergestellt zu werden. Jugoslawien tendierte, obwohl russischen Einflüssen zugänglich, zu den Westmächten, wollte aber einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Deutschland ausweichen. Eben deshalb stürzte England Ende März 1941 durch einen Staatsstreich die Regierung des Prinzregenten Paul. Obwohl das neu eingesetzte Kabinett unter dem kaum erwachsenen König Peter den Krieg zu vermeiden suchte, ergriff Hitler diesen Anlass, in Jugoslawien einzumarschieren. Griechenland hatte, obwohl Garant britischer Interessen, Deutschland gegenüber eine geschicktere Politik getrieben.

Ohne unser Wissen und gegen die deutschen Interessen waren die Italiener von Albanien aus in Griechenland eingefallen und hatten sich zunächst eine Abfuhr geholt. Die Griechen sahen sich, zugleich den Engländern verpflichtet und durch Hitler bedroht, in einem Engpass. Bei Hofe waren die Rollen so verteilt, dass König Georg nach aussen das britische Interesse, Kronprinz Paul dagegen das deutsche vertrat. Griechenland war bereit gewesen, eine deutsche Besatzung

zu dulden. Nun gaben sowohl die Niederlage Italiens wie der Staatsstreich in Belgrad den Anlass zu unserer militärischen Aktion, die wir den «Balkanfeldzug» nannten. Deutsche Divisionen, die teilweise in Rumänien und Bulgarien bereitgestellt waren, überrannten in wenigen Tagen jeden Widerstand in Jugoslawien wie auch in Griechenland, wo britische Truppen zum Einsatz kamen, bis das ganze Unternehmen mit den berühmten Fallschirmlandungen auf Kreta und der Besetzung der Insel seinen Abschluss fand. Der Sieg kam so schnell und vollständig zustande, dass die 16. Panzer-Division nicht zum Einsatz gelangte, bis auf die Panzerabteilung Strachwitz, die von Temeschburg (Temesvar) aus gegen Belgrad in Aktion trat. Praktisch hielt man die Division – wie ursprünglich vorgesehen – für den Russlandfeldzug intakt, dessen Beginn sich durch den Balkankrieg verzögerte, ein Zeitverlust, verhängnisvoll in seinen Konsequenzen.

So war die Lage, in die sich Hube mit seiner 16. Panzer-Division hineingestellt sah. Als ein Faktor, der, wo immer sich die Panzer-Division auch befand, zu respektieren war, lag bei ihm ein beachtlicher Einfluss, wie eine ausserordentliche Verantwortung. Hube sah sich für künftige Friedenszeiten als Militär-Gouverneur im Südosten. Ausschliesslich Soldat, brachte er für den in diesem Fall entscheidenden politischen Teil seiner Aufgabe zwar viel bon sens und Passion, aber weder Schulung noch wirkliche Eignung mit: Gefühlen nachgebend, war er zu offen und vertrauensselig. Man musste ihn bremsen und Fehlzündungen reparieren. Die Methoden, mit denen er es zu tun bekam, blieben seinem geraden vereinfachenden Denken oft unbegreiflich. So verliess er sich nicht immer mit Erfolg auf die Macht allein.

Mit besonderem Eifer nahm Hube sich der Protektion der deutschen Minderheiten an, die ihm ihren Dank auf jede erdenkliche Art bewiesen.

Meine Aufgabe bestand in politischen und militärischen Aufträgen aller Art. Ich begleitete Hube in die Hauptstädte Bukarest, Belgrad, Sofia, Athen, auf Besichtigungsfahrten und Jagdexpeditionen in die Karpaten, das Balkangebirge; gemeinsam stiessen wir auf die Schauplätze des Welttheaters vor. Unerschöpflich war das Gespräch mit diesem lebenssprühenden, tatkräftigen, geistig lebendigen Kameraden. Im Ersten Weltkrieg hatten wir von 1915 bis 1918 beim Infan-

terie-Regiment 26 gemeinsam gekämpft, waren zusammen Leutnants gewesen. Er hatte bereits vor unserer ersten Wiederbegegnung einen Arm verloren und meinte selbst, dass dieser Verlust seine Energien verdoppelt habe. Ein vorzüglicher Reiter und Jäger, fuhr er seinen Wagen, mit einer Hand schaltend und steuernd, während er diese einzige Hand fast ständig grüssend zur Mütze führte. Diese Jongleurallüren schadeten dem Wagen, führten aber niemals zu dem geringsten Unfall.

In Fragen der Religion und des Rechtes waren wir allerdings nie einer Meinung. Hube erlebte immer wieder, was ihm absolut nicht eingehen wollte, dass die tüchtigsten jungen Offiziere auch die religiösesten waren. Ob katholisch oder evangelisch: bei den Leutnants, die er sich als Begleitoffiziere aussuchte, zeigte sich ohne Ausnahme das Gleiche. Das warf seine Vorstellungen von der bestehenden Geisteslage vollständig um. Die Feldgeistlichen beider Konfessionen hatten es anfangs nicht leicht mit ihm. Er schätzte es nicht, dass man engere Beziehungen zu ihnen unterhielt. Aber auch hier musste er sich von der Unhaltbarkeit seines Urteils überzeugen. Der katholische Pfarrer Mohr war ein mitreissender Seelsorger, Vorbild von Schwung und Unerschrockenheit in jeder verzweifeltten Lage. Er wirkte dann in sowjetischer Gefangenschaft als Lichtgestalt. Als Kommandierender General bei Stalingrad hatte Hube einen frommen Katholiken zum Adjutanten, einen Neffen des Bischofs von Münster, dessen Kampfschriften und Hirtenbriefe unter uns ständig im Umlauf waren.

Leutnant Friedrich Radü, lutherischer Geistlicher, hatte die Gewohnheit, im Kampf mit dem Krad an feuernde sowjetische Panzer heranzufahren, eine gezielte Handgranate in den Turm zu werfen und die Besatzung zum Schweigen zu bringen. Dieser Beweis war für Hube unwiderlegbar. Eine Religion, die solche Priester besass, musste doch etwas taugen!

Die militärische Vorbereitung des Russlandfeldzuges hatte bereits im Juli 1940 begonnen. Ein Jahr später war es soweit.

Was dachten wir – das ist die Hauptfrage –, was dachte ich selbst beim Einmarsch in die Sowjetunion? Als Norddeutschem war mir das ursprüngliche Russland nicht durchaus fremd: der slawische Charakter, Sand, Kiefern, Birken, Rohrdächer, Ebene, Weiträumigkeit. Mir

stand der deutsche Anteil am Aufbau des Zarenreiches im 18. und 19. Jahrhundert lebhaft vor Augen, zumal meine mütterliche Familie Glasenapp mit Zivil- und Militär-Gouverneuren, Admiralen und Wissenschaftlern zum Teil an der Eroberung des Kaukasus, der Erschliessung Sibiriens, der Organisation der russischen Flotte und speziell der Handelsschifffahrt auf der Wolga massgebend beteiligt war. In Nikolajew am Schwarzen Meer, in Podolien, in Stalingrad begegnete ich ihren Spuren oder denen von Geschlechtern, die ihr verbunden waren, in Dubnow und Berditschew den Radziwill, um Charkow den Nechljudow. Die Einöden der Ukraine waren, was bei mir stets eine Rolle spielt, mit Reminiszenzen tapeziert: an Chopin, Balzac und Josef Conrad, an Katharinas Taurisfahrt mit Potemkin, Carl Josef de Ligne, an Mazeppa und Sophie Potocka, an Tolstoi und Marie Baschkirtsev. Preussen hat niemals vergessen, dass die Zaren halfen, Napoleon zu vertreiben und das Reich 1871 zu einigen. Nicht nur durch die Schwester des «Alten Kaisers» waren wir mit dem russischen Imperium verbunden.

Die Dinge wandelten sich radikal. Die Sowjetunion war kein grosser Bruder mehr, noch weniger als das panslawistische Zarenreich der letzten Jahrzehnte es gewesen war. Soviel war uns allen im Juni 1941 klar: Wir brachen einen mit Russland geschlossenen Vertrag.

Jedenfalls blieb unser seit dem Einmarsch in Prag 1939 verletztes Rechtsbewusstsein in dauerndem Kampf. Erklärt wurde, es handle sich um einen Präventivkrieg mit dem Zweck, einer Sowjet-Invasion zuvorzukommen. Sicher ist, dass der Russe dort, wo wir einmarschierten, wenigstens für den Augenblick überrascht wurde, wenn er auch im Ganzen vorbereitet war.

Alle Warnungen der verantwortlichen Russlandkenner hatten nichts gefruchtet. Ein schneller Siegeszug wurde erwartet, der Zusammenbruch des Sowjet-Systems vorausgesagt. Im Juli schon sollten Moskau und Petersburg erreicht sein. Wirtschaftsstäbe und Experten für die Erschliessung Transkaukasiens folgten der Truppe auf dem Fuss.

Wie standen wir zu alledem? Diese Frage trat ganz zurück. Wir hatten, in dies Unternehmen gestürzt, zu siegen oder unterzugehen. Politische Unterhaltungen bedeuteten einen Stich ins Wespennest, der die unerlässlich gebotene Kameradschaft gefährdete. So diametral

gingen die Ansichten auseinander, von Führenden, die sich auf Ehren und Dotationen spitzten, bis zu Trägern des selbstlosesten Idealismus. Der eine war für, der andere gegen die Regierung. Der Frontsoldat kämpfte nicht für den Rassegedanken, weder für Diktatur, noch für Herrschaftspläne. Da nun einmal Krieg war, schützte er sein Land und sein Volk.

Aber trotz eines Vormarsches von Sieg zu Sieg wurden die Ziele nicht entfernt erreicht. Mit diesem Feldzug, der vom ersten Tage ab etwas Satanisches hatte, begann eine neue Ära des Kriegführens. Die gewohnten Begriffe verloren sich schnell, etwa wo «vorn», wo «hinten» war. Bald in «Inseln» zerrissen, bald zum Stoss wieder vereint trieb uns der Vorwärtsdrang durch ringsum tobende Feindbrandung als Spitze voran. Hube persönlich führte, mit seinem Befehlspanzer immer vorne weg – ob aus Not, ob aus Passion –, Privatkriege. Reihenweise mähte er die umzingelnden Russen hin oder zwang sie, sich zu ergeben. Der Überlegenheit unserer Panzer- und Luftwaffe dankten wir die schnellen Siege, an die wir uns gewöhnt hatten. In Russland wurden wir nun die Lernenden.

Die Sowjets operierten unserer zu starren Führung gegenüber wenig, mit dem Ziel, uns möglichst schwere Verluste zuzufügen, sich überrollen zu lassen, aus den Flanken und vom Rücken her Schaden und Verwirrung zu stiften. Oft standen unsere Opfer in keinem Verhältnis zu den Erfolgen.

Gekämpft wurde chaotisch, immerfort und überall, von deutscher Seite zunächst anständig und diszipliniert, sowohl dem Gegner wie der Bevölkerung gegenüber. Erst nach schlimmen Erfahrungen nahm auch unsere Kampfmethode eine grausame Härte an. Trotz einer früheren Kriegen gegenüber von Grund aus veränderten Kampfweise bestand für mutige Führer und Einzelkämpfer Gelegenheit, sich ritterlich auszuzeichnen und menschliche Grösse zu entwickeln. Obwohl die Todesarten jetzt viel entsetzlicher als einst, die Einzelheiten grauenvoller waren, als man sich vorzustellen vermag, ging es doch nicht nur um anonymes Morden und Hingeschlachtetwerden. Gott weiss, dass es kein Vergnügen macht, seine Söhne solchem Fegefeuer ausgesetzt zu sehen, doch war der Opfergeist, der den Wert des Menschen ausmacht, noch lebendig wie je. Wie viele sah man bei steigender Verantwortung im Leiden erfahren, den Kameraden zum

Halt, zum bewunderten Vorbild werden. Etwas Mitreissendes, etwas Strahlendes ging von Einzelnen aus, die über sich selbst hinauswuchsen.

Falsche Feind-Beurteilung kostete uns manchmal unnötig viel Blut. Missstände in der Gefangenenbehandlung traten erst ein, als gleichzeitig Hunderttausende sich gezwungen oder freiwillig ergaben. Die Frage der Verpflegung bildete das trostloseste Kapitel.

Von der Sula aus wurde der Vormarsch in täglichen Panzerschlachten weiter mühsam erkämpft, an Dnjepropetrowsk und Saporoschje vorüber durch die Kosakensteppe in Richtung auf das Asowsche Meer. Nur wer diesen Feldzug in der Front miterlebt hat, vermag sich vorzustellen, was die Truppen in diesen ununterbrochenen Kämpfen gegen einen unberechenbaren Feind, gegen Wetterkatastrophen, Staub und Schlamm, Hitze und Nässe, Entfernungen und infernalische Strassen, gegen Ungeziefer, unter ständigen Blutopfern, Entbehrungen und den fast übermenschlichen Anstrengungen der täglichen Märsche geleistet haben. Wieviele Erfolge konnten nicht ausgenutzt und erweitert werden, weil Sprit und Munition chronisch fehlten!

Hube war durch seine Erfolge 1941 und sein entscheidendes Eingreifen in die Winterkämpfe um das Donezbecken berühmt geworden. Auch in den nun folgenden Schlachten um Charkow im Mai bei Isjum am Donez, im Juni um die Flüsse Burluk und Oskol bei Kupjansk gab sein Eingreifen den Ausschlag. Dann begann im Juli 1942, seit langem erwartet, aus dem Donezbecken hervor, der neue Angriff in der doppelten Absicht, Stalingrad und den Kaukasus zu gewinnen. Diese Zersplitterung der Fernziele, der Verzicht auf die Grundregel der Schwerpunktbildung, in dem hybriden Wunsch der obersten Stelle, alles auf einmal zu schaffen und sämtliche Führungsinstanzen auszuschalten, wurde heftig kritisiert und führte ja auch wirklich in die entscheidende Krise des Zweiten Weltkrieges hinein. Wie über die Vorgänge in der Führung und die Auseinandersetzungen der massgebenden Kräfte, gemeint sind Wehrmacht und Partei einerseits – und die einander bekämpfenden Teile und Machtgewaltigen innerhalb dieser Gruppen andererseits – im Befehlswagen der 16. Panzer-Division geurteilt wurde, steht in meinen Aufzeichnungen nur angedeutet. Unter ausserordentlich harten Kämpfen (mit Kul-

minationspunkten um die Flüsse Aidar und Tschir) stiessen unsere Panzer durch die Tatarensteppe vor bis zum Don, der in der Nacht vom 22. zum 23. August 1942 unterhalb Kalatsch überschritten wurde, und in einer glänzend geführten Aktion, von der Luftwaffe in grossem Stil unterstützt, noch am gleichen Tage weiter bis zur Wolga am Nordrande von Stalingrad. Allein, ohne Anschlüsse meilenweit entfernt, stärkster Feindaktivität ausgesetzt, blieben unsere Panzer und motorisierten Teile dort von den Sowjets eingekesselt liegen, bis nach etwa zehn Tagen durch nachrückende Infanterie die Verbindung hergestellt wurde. Hubes Vorschlag, uns von der Wolga wieder abzusetzen, lehnte Hitler ab.

Der Scheitelpunkt des Krieges war erreicht: etwas Ungeheures überbot das in kühnsten Träumen für möglich Gehaltene. Nordkap, Pyrenäen, Sahara und Wolga bezeichneten die Grenzen eines über Nacht geschaffenen Machtbereiches. Gewiss, es gab grössere Imperien, aber dieses umfasste Europa mit seinen Nationen. Es war ein tolles Stück, im Dienste des Mars bald auf der Akropolis, in Narvik, in der Normandie, bald in Stalingrad oder am Golf von Salerno zu stehen, wie es mir beschieden gewesen ist. Aber es bestand kein Anlass zur Freude. Man wusste, was den Völkern, was uns selbst bevorstand, da das Missverhältnis der Kräfte zu offenkundig war. Auch war in die soldatische Genugtuung immer Düsternis vor den Zielen gemischt, in deren Dienst das erreicht wurde. Bis Stalingrad war jeder Fussbreit russischen Bodens in härtestem Ringen erobert worden. Trotz aller Opfer und Anstrengungen gelang es nicht, die Riesenstadt vollständig in Besitz zu nehmen. Gleichzeitig suchten die Sowjets mit allen Mitteln, unseren bis zur Wolga vorgetriebenen Keil abzuschneiden, zunächst ohne Erfolg. General von Wietersheim stellte Hitler damals mutig die richtige Prognose für das Schicksal der 6. Armee und wurde zur allgemeinen Empörung sofort verabschiedet. Hube übernahm als sein Nachfolger die Führung des XIV. Panzer-Armee-Korps. Damit fand die Glanzzeit der 16. Panzer-Division unwiderruflich ihr Ende.

Ein Arbeitsurlaub, der mir Anfang November erteilt wurde, in einem Zeitraum scheinbarer Entspannung, bevor es vom 19. November ab zur Einkesselung kam, rettete mich vor dem Schicksal meiner Division und der gesamten Armee, im Kessel von Stalingrad unter-

162



zugehen oder in Gefangenschaft zu geraten. Wir, die Überlebenden, verloren auf einmal unsere sämtlichen Kameraden, mit denen wir zwei Jahre lang Leiden und Freuden des Krieges geteilt hatten. Nur wenige von ihnen kehrten nach langer Zeit in die Heimat zurück.

Wenn die Kämpfe der 16. Panzer-Division in den Jahren 1943 bis 1945, am Vormarsch von Stalingrad gemessen, nur noch ein Nachspiel bedeuteten, so leistete sie doch noch Bedeutendes genug. Höhepunkte bildeten ihr Eingreifen angesichts der Landung der Amerikaner bei Salerno im September 1943, die Abwehrkämpfe an der Adria im Schatten der Abbruzzen, die Dezemberschlacht 1943 an der Bérésina, die Rettung der eingekesselten Tscherkassy-Divisionen im Februar 1944, der Ausbruch aus dem Kessel von Proskurow-Tarnopol, der für die gesamte 1. Panzer-Armee, damals unter Hubes Führung, ein zweites Stalingrad zu werden drohte. Hier zeigte Hube unmittelbar vor seinem Tode sein ganzes, durch schrecklichste Erfahrungen erworbenes Können und die Macht seiner Persönlichkeit. Blinder Gehorsam der Führenden gegen Hitlers Befehl hatte das Schicksal einer Armee von 300'000 Mann auf dem Gewissen. Hube sah sich als einer der Hauptschuldigen an, und dieses Bewusstsein verhalf ihm zu einem entscheidenden Durchbruch; es wandelte ihn auch innerlich befreiend von Grund aus. Ein Ruhmesblatt bleibt seine Rückführung der Sizilien-Armee. Sizilien, Tscherkassy, Proskurow: die Rettung von drei Armeen, die wir ihm danken, wäre nicht durchgeführt worden ohne den Blitzstrahl, der ihn an der Wolga getroffen hat.

Hube flog am 20. April 1944 früh bei schlechtem Wetter im «Storch» von Rogatin nach Lemberg. Mit einer Maschine der Heeresgruppe und deren besten Piloten startete er weiter zum Obersalzberg. Er sollte nach dem Besuch bei Hitler (zu dessen Geburtstag am 20. April) nach Berlin fliegen und abends wieder in Rogatin sein. Gewohnt, sich bei Frontflügen durch kein Wetter beirren zu lassen, befahl er auf dem Flugplatz Salzburg nachts um 3 Uhr sofortigen Start trotz des Gegenvorschlags des Piloten, das Morgengrauen abzuwarten, da er die örtlichen Verhältnisse nicht kannte. Das Flugzeug geriet in der Dunkelheit mit der linken Tragfläche gegen Bäume. Hube, der vorn sass, und der Pilot, insgesamt sieben Mann, waren sofort tot, die übrigen kamen mit schweren Verletzungen davon. So ist Hube auf dem Gipfel des Erfolges und des Ruhmes dahingegan-

gen, ohne dass sein Schicksal noch Gegenschläge erfuhr. Für ihn der schönste Tod, für das Heer ein schwerer Verlust. Was blieb von seinen Träumen von Dotation und Gründung einer Dynastie, von seinen politischen und wirtschaftlichen Utopien? Nur ein von Schicksalsschlägen und Erfolgen begleiteter Weg zu äusserem Ruhm und innerem Wachstum.

Hube war freundlich, optimistisch, begrenzt, gütig, rücksichtslos, wissbegierig, kein Menschenkenner, in allem Aussermilitärischen materialistisch denkend, Gegner der christlichen Lehre, ein «moderner General», Nationalsozialist, doch kritisch gegen die Führung bei wachsendem Verstehen und Toleranz.

### *26. April 1944*

Berlin. Reichskanzlei, die vielfach beschädigt ist. Aufbahrung im Mosaiksaal. Bauart und Ausschmückung sind der Hotelkultur entlehnt. Zum Ausreifen künstlerischer Pläne war keine Zeit, auch fehlen Tradition und geschultes Handwerk. Wille zu Strenge und Würde sind dennoch erkennbar.

Um 10 Uhr Beginn der Staatsfeier. Hubes Witwe steht zwischen Hitler und Göring vor dem Sarg. Generale mit Ritterkreuzen halten Ehrenwache. Das gesamte Reichskabinett, eine grosse Zahl von Heerführern, Himmler, Goebbels, Rosenberg, Keitel, Kluge und andere sind anwesend. Ein gewaltiges Aufgebot an Generalen. Trauermusik aus der «Götterdämmerung», die profan wirkt. Kranzniederlegung durch Hitler, der sichtbar ergriffen und sehr gealtert ist, unter den Klängen «Ich hatt einen Kameraden ...». Göring liest eine propagandistische Trauerrede vor, in der Hitler seinen persönlichen Schmerz betonen lässt. Zunächst Hubes Gegner, erkannte Hitler erst allmählich in Hube den volkstümlichen, neuen Typ des Generals, der zugleich Frontsoldat und Nationalsozialist ist. Es endet mit der Nationalhymne.

Unter Beethovens Trauermarsch wird der Sarg auf dem Wilhelmsplatz auf die Lafette gehoben und zum Invalidenfriedhof geführt. Kein Geistlicher assistiert, kein Segen wird über dem Grabe gesprochen. Guderian gedenkt Hubes in kurzen Worten. Ich denke an die Beisetzung Manfred Richthofens an gleicher Stelle, der ein tiefbewegender Trauergottesdienst in der Gnadenkirche voranging. Hin-

denburg, damals Reichspräsident, wohnte der Feier bei und füllte den Raum mit seiner gewaltigen Ausstrahlung, während mir heute die Grossen des Reichs wie Schatten erscheinen. Wie arm und leer ist dieses ganze, mit so ungeheurem Apparat aufgezogene Schauspiel auf den Spuren grosser Vergangenheit inmitten der Ruinen der Hauptstadt!

## Der Balkan im Frühjahr 1941

### Rumänien

*22. März 1941*

Ich fahre erwartungsvoll zur 16. Panzer-Division nach Siebenbürgen. Wir stehen vor dem Einmarsch in Griechenland, wo die Engländer mehrere Divisionen gelandet haben. Rumänien wurde besetzt. Bulgarien lässt unsere Truppen als verbündet einmarschieren. Jugoslawien trat eben dem Dreimächtepakt bei. Im Allgemeinen stockt der Krieg. Im Hintergrund steht das grosse Unternehmen Russland.

*24. März 1941*

Durch Ungarn von Budapest bis Arad. Die Wagen bleiben plombiert. Das Land verhält sich feindlich und macht uns Schwierigkeiten.

Fruchtbares Flachland, Überschwemmungen. Eintönige, charakterlose Bauten. Vereinzelt theresianische Barockkirchen.

Da man die Division für den bevorstehenden Einmarsch in Griechenland nicht mehr braucht, soll sie nach Schlesien abtransportiert werden, um später gegen Russland eingesetzt zu werden.

*25. März 1941*

Siebenbürgen. Verschneites Bergland. Die Panzer-Division ist im Aufbruch. Die Einwohnerschaft der Dörfer steht zum Abschied auf den Strassen. Das gibt Gelegenheit, die Unterschiede in der Bevölkerung zu beobachten. Die Siebenbürger Sachsen, in schönen Trachten, sehen so deutsch wie möglich aus. Die Rumänen dagegen dunkel und zigeunerhaft. Die Männer tragen enganliegende Hosen und Leinenkittel. Die Deutschen bewohnen lange Strassendörfer mit Steinhäusern in theresianischer Bauart, zitronengelb, rosa und reseda-grün gestrichen, mit Stuckverzierungen und schönen Toreinfahrten. Die Rumänen begnügen sich mit baufälligen Hütten.

Die Höhen sind kahl, man sieht Weinberge und schlechten Wald. Von einer Passhöhe zeigt sich Hermannstadt mit Türmen auf einem Hügel, vor dem Hintergrund der im Schnee strahlenden Gipfelkette der Südkarpaten. Auch innerhalb der Mauern das Bild einer süddeut-

schen Stadt, in der allerdings in den letzten Jahren die Peripherie rumänisiert wurde.

Enge, gewundene Strassen mit mittelalterlichen und barocken Häusern, Steigungen, Treppen, Mauertürmen, Barockkirchen, ein gotischer Dom, um den Markt Paläste, Heiligenbilder und Brunnen, bunter Marktbetrieb mit Pferdegespannen, gute Geschäfte, Bürgerfrauen und würdige Honoratioren wie vor 1914.

Mein erster Auftrag führte mich ins Palais Bruckenthal, wo abends General Hansen, Chef der deutschen Heeresmission in Bukarest, in den städtischen Repräsentationsräumen empfangen werden soll. So kommt es, dass mir als erster Siebenbürger der Baron Bruckenthal begegnet, der protestantische Gouverneur von Siebenbürgen unter Maria Theresia, die ihn berief, und Josef II., dem das Land fast alles verdankt, was es an Kulturwerten besitzt, und dessen Name einem überall hier begegnet. Bruckenthal hat Stiftungen und Sammlungen aller Art gegründet, Schulen, Kulturen und den berühmten Hermannstädter Kirchenchor. Sein mächtiges Barockpalais am Markt, das er der Öffentlichkeit mit seinen Festräumen, einer wertvollen Bibliothek, seiner durch einzelne Stücke weltberühmten Gemäldegalerie, Münzsammlungen und dergleichen hinterlassen hat, ist seitdem der kulturelle Mittelpunkt des Landes. Empfänge, Kammerkonzerte, Ausstellungen finden in diesem pompösen Rahmen statt. Alle diese Stiftungen sind so fundiert, dass noch nichts davon abbröckelte, noch nichts an Bedeutung für das lebende Geschlecht verlor. Im Gegenteil, es haben sich neue Werte und Einrichtungen daran kristallisiert. Bruckenthal, der diesen Strom von Kulturschöpfungen des 18. Jahrhunderts hierher an die Peripherie des christlichen Europas gelenkt hat, ging aus dem Bauerntum hervor.

*27. März 1941*

Unerwartet kommt die Nachricht von einem Staatsstreich in Belgrad. Regent Prinz Paul wird von den Rebellen mit Gewalt nach Griechenland gebracht, das Kabinett ist gestürzt, König Peter wird für mündig erklärt. Deutschfeindliche Demonstrationen finden statt. Russland hat seine Hand im Spiel. Das bedeutet für uns eine völlig veränderte Lage. Der Abtransport der Division wird auf allen Bahnhöfen gestoppt, Transporte werden zurückbeordert.

*30. März 1941*

Ich starte früh von Hermannstadt nach Temeschburg (Temesvar). Die Strasse windet sich schön geführt über Vorberge der Karpaten und berührt grosse deutsche Ortschaften, in denen die Leute jedes deutsche Fahrzeug mit Jubel begrüßen.

Abstecher nach Burg Hunyad (deutsch: Eisenmarkt, rumänisch: Hunedoars), von der die Hunyadis abstammen, die mit Matthias Corvinus auf den ungarischen Königsthron kamen. Die Burg auf steilem Fels über einer Bachschlucht vor dem Hintergrund der Südkarpaten ist ein mächtiger, phantastischer Bau, kolossale Türme und Spitzhelme mit bunten Ziegeln gedeckt, in deutschen Formen. Zum Teil ist die Burg Ruine. Ungeschickte Wiederherstellungen haben dem Eindruck des Ganzen wenig anhaben können. Ein Ausbau als Jagdschloss für Kronprinz Rudolf war geplant. Eine lange Holzbrücke führt über die Schlucht zum Haupttor. Wehrgänge, Rittersäle, Fresken, Verliese, tiefe Brunnen, Verfall. Nahe dabei: Eisenbergwerke und viel rumänisches Militär.

Von Arad geht es in die südungarische Ebene, bis Temeschburg durchs Banat. Deutsche Strassendörfer mit grossen römisch-katholischen Kirchen neben kleinen orthodoxen mit dünnen Kuppeln. Die Bevölkerung ist überall begeistert. Die Landschaft ist fruchtbar und eintönig. Quartier in Temeschburg, eine balkanisierte Stadt. Von 100'000 Einwohnern sind 35'000 Deutsche.

*31. März 1941*

### **Temeschburg (Temesvar)**

Besuch beim Gauleiter Peter Anton und dessen Stab. Im Gegensatz zu Siebenbürgen, wo die Vertreter der Sachsen einen biologisch alten, verfeinerten Eindruck machen, sind die Menschen hier kräftiger, primitiver, materieller. Die Banater wanderten erst nach den Siegen Prinz Eugens aus Schwaben ein. Sie waren bisher ausschliesslich Bauern, erst jetzt beginnt sich eine Schicht von Intellektuellen zu bilden. Vor dem Krieg unterdrückte Ungarn mit allen Mitteln und Erfolg das deutsche Volkstum, das sich erst seit 1919 und mehr noch seit 1933 seiner selbst bewusst wird.

Hube, der als erster deutscher Truppenkommandeur hierherkam,

wird als Befreier des Banats gefeiert. Im Augenblick herrscht Spannung. Deutsche Flüchtlinge kommen aus dem jugoslawischen Banat über die rumänische Grenze, die das deutsche Siedlungsgebiet mittendurchschneidet. Komitadschi-Horden und Sokolier-Banden sollen drüben deutsche Dörfer anzünden. Die Rumänen stehen insgeheim auf Seiten der Serben, doch wurde bei dem rumänischen Oberbefehlshaber Dragalina erreicht, dass die Flüchtlinge hier aufgenommen und in Lagern untergebracht wurden. Jeder bangt um Verwandte jenseits der Grenze. Die rumänischen Offiziere sowie 90 Prozent der Intellektuellen gelten als deutschfeindlich. Überall zeigt sich wachsende Feindseligkeit, passiver Widerstand, Hoffnung auf Umschwung. Verständlich, denn Rumänien hat weite Gebiete durch den Wiener Schiedsspruch verloren. Im Fall unserer Niederlage will es über alle Deutschen hergehen.

Temeschburg gehörte mit Arad und Belgrad zu den drei Festungen Prinz Eugens gegen die Türken. Mit der Entfestigung hat die Stadt ihren architektonischen Charakter verloren. Die Altstadt bewahrt noch gerade Strassen und grosse Plätze, eine Kirche Fischer von Erlachs, eine Pestsäule, den Palast Prinz Eugens. Der von ihm eingesetzte Gouverneur, ein Elsässer, Graf Meroy, hat hier durch Flussregulierungen ein grosses Kulturwerk geschaffen. Die Rumänen haben durch den Bau einer moskowitzisch-mongolischen Kathedrale dem Stadtbild einen fremden Akzent gegeben und ein goldüberladenes byzantinisches Theater hingestellt, in dem ich abends vor leerem Hause den «Orpheus» von Gluck höre. Robustes Stimmaterial, ohne Verfeinerung, grobes, leidenschaftliches Spiel.

### *3. April 1941*

Ich erhalte Befehl, zum Divisions-Stab nach Stara Zagora in Bulgarien zurückzukehren.

### *4. April 1941*

Drei Tage nach Bulgarien unterwegs. Ich empfangen um 8 Uhr früh am Bahnhof Arad mit Haya Strachwitz den Feldmarschall Brauchitsch, der im Sonderzug von Sofia kommt und nach Berlin weiterfliegt. Am Flugplatz kurze Besprechung des bevorstehenden Einsatzes. Strachwitz wird einer SS-Division unterstellt, die gegen Belgrad vor-

stösst. Heute wird mit den Kroatenführern verhandelt, die den Serben in den Rücken fallen werden. Der Angriffstag ist daher verschoben. Brauchitsch zu Strachwitz: «Also alles klar?» Antwort: «Nichts ist klar.» «Auch gut» (Lächeln und Marschallstab). Allein weiter nach Deva. Dort Mittagspause. Ins Innere des «Curia Magna», dem Barockpalast der Familie Bethlen. Barockkamine und römische Altertümer, Porträtgalerie ungarischer Magnaten. Die Strassen sind leer, nirgends deutsche Truppen. Dafür ein Petroleum-Transportzug nach dem anderen, da der Schiffahrtsweg ausfällt. Im Waldland und Siebenbürgen blühen rosa Pfirsichbäumchen.

Ich mache einen Abstecher nach Alba Julia, früher Karlsburg genannt. Die römisch-katholische Kathedrale, auf einer Art Akropolis gelegen, ist die älteste des Landes, eine leicht ruinenhafte spätromantische Basilika, die zwei Türme hatte, innen an Magdeburg und Memleben erinnernd. In den Seitenschiffen Grabmäler ungarischer Könige und Königinnen aus den Häusern Hunyadi und Bathory, die später auch die polnische Krone erwarben, verstümmelte Riesengestalten auf Sarkophagen, Portale mit romanischen Skulpturen. Daneben die moderne orthodoxe Krönungskirche der Rumänen mit Königspalast, von Kreuzgängen umgeben. Im hohen weihvollen Inneren dekadente Fresken, König Ferdinand und Königin Maria in Mosaik, er ganz Wilhelm I. auf Menzels Krönungsbild, sie eine moderne Theodora von unvergleichlichem Aplomb, beide auf steilen Thronesseln mit orientalischem Gefolge bei der Krönungs-Zeremonie, die 1922 zum ersten und bisher einzigen Mal stattfand, denn Carol II. hat sich niemals krönen lassen.

Prinz Eugen verwandelte Alba Julias Akropolis in eine Barockfestung, legte monumentale Barocktore und Triumphbögen an. Auf dem einen die Reiterstatue Kaiser Karls VI. Davor eine Terrasse, die auf die Unterstadt herabblickt. Rings spanisch kahle, harte Landschaft unter grauem Himmel, fern die schneebedeckten Karpaten, reissende Bergströme.

Nachts in Hermannstadt.

### *5. April 1941*

Von Hermannstadt geht es am schönsten aller Frühlingmorgen nach Avrig, Bruckenthals Sommersitz, einem Barockpalast mit italie-



nischen Gartenanlagen, Terrassen, kleinen Wasserkünsten und schattigen Alleen, Orangerie und Pavillons, eine siebenbürgische Villa d'Este vor saphirblauen Bergwänden und leuchtenden Schneeriesen im ersten Blütenschmuck.

Deutsche Dörfer und Kirchenburgen, ringsum schäumen Bergströme unter den Brücken hindurch. Die Gipfelkette der Karpaten folgt zur Rechten. Landschaftliche Steigerung der bewaldeten Voralpenlandschaft vor Kronstadt, das von fern sichtbar wird, von verschiedenen Gebirgsstöcken überragt, in die weite Täler hineinführen. Dies ist seit Jahrhunderten das letzte Bollwerk des Deutschtums gegen Moldau und Walachai, im Süden die Törzburg, die Königin Maria von den Kronstädtern geschenkt und phantasievoll hergerichtet bekam.

Am Eingang von Kronstadt lagte eine frühgotische Basilika, die älteste der Stadt. Das Zentrum ist von Bergen eingeschlossen, mit malerischen Befestigungen darauf. Der grosse Markt mit Rathaus und die «Schwarze Kirche» mit ihren Kunstschatzen sind bunt belebt. Überall reiche Geschichte und Kultur.

Die Stadt ganz deutsch gebaut, erst in jüngster Zeit versuchen die Rumänen, den Charakter ins Slawische zu wenden. Das Deutsche ist hier im Zurückweichen, die Stadt liegt zu nah an den grossen rumänischen Zentren.

Zum Predealpass hinauf. Mittelgebirge, Fichten. Ununterbrochen fahren Petroleumzüge von Ploesti ins Reich. Die Bäume sind noch kahl, der Kamm winterlich. Mittagsrast in Sinaia. Der Ort ist für mich als Residenz der rumänischen Königsfamilie mit ihren fesselnden Schicksalen und als Schauplatz vieler, mir gegenwärtiger Episoden von gesteigertem Interesse. Das alte Kloster, in das sich König Carol I. in den ersten Jahren seiner Herrschaft gern zurückzog, eine kleine alte Kuppelkirche von niederem Kreuzgang umgeben, auf Felsen, einst in einsamem Waldtal von Wildbächen umrauscht, heute von Villen und Hotelpalästen erdrückt. Einsam liegt noch heute auf blühenden Waldwiesen, von hochmächtigen Fichtenbeständen beschützt, unter Felsabstürzen, auf denen ein Kreuz ragt, das Schloss Pelesch. Auf dem Hauptturm weht die Königsstandarte, Zeichen der Anwesenheit König Michaels und der Königin-Mutter Helene. Der König ist ein eleganter, etwas passiver, wenig willensstarker Junge,

172

vorzüglicher Jäger und Fahrer. Diktator ist General Antonescu, der sich eng an Hitler angeschlossen hat. Die glänzend aussehende, noch sehr jugendliche Mutter, Kaiser Friedrichs Enkelin, von der grossen Rasse der griechischen Prinzessinnen, den Sternen am Fürstenhimmel des 20. Jahrhunderts, die nach Carols II. Abdankung aus Italien zurückgekehrt ist, gibt Thron, Sohn und Hof als leidenschaftlich verehrte «Regina-Mama» den Stil. Strachwitz, mit ihr befreundet, hat sie in Bukarest besucht und erzählt amüsant, wie sie dem Sohn über den Mund fährt und ihn aus dem Zimmer schickt.

Sinaia ist der Schauplatz von Carmen Sylvas «Penatenwinkel» und des phantastisch wechselvollen Daseins der Königin Maria, Sitz des hervorragenden ersten Hohenzollern auf dem rumänischen Thron und des begabten, aber der Madame Lupescou hörigen, zweiten Carol.

Wunderschön ist das Tal weiter bis Cimpina. Die Strasse führt hoch über der Schlucht, an den Bergwänden grünende Laubwälder. Es beginnt das Gebiet der Ölbohrtürme, Wellblechbaracken, die Walachei, unerhört fruchtbar, aber unterentwickelt und arm. Von Ploiesti bis Bukarest viel Schäden von Erdbeben, gestützte und geborstene Gebäude, besonders Kirchen – kein Wunder bei der Kartenhausarchitektur.

Es folgt Bukarest, eine wild aufschliessende Gründerstadt mit imponierenden Strassenzügen monumentaler Blockhäuser inmitten eines Chaos kümmerlicher älterer Teile und chaotischer Barackenstädte an der Peripherie. Schmutzig, charakterlos, brutal wirkt alles aus krassesten Gegensätzen zusammengesetzt, aber an gewissen Punkten und zu gewissen Zeiten von faszinierendem Leben erfüllt. Winzige byzantinische Kapellen deuten das Alter der griechischen Zivilisation hier an. Sonst viele bauliche Verirrungen der ersten Königszeit, Dokumente der Grossmannssucht. Das Klima ist Tempo, Ausbeutung, Lebengier. Die Entwicklung wird durch den Grossmannsraum des letzten Vierteljahrhunderts beschleunigt, durch Frische und Unausgenutzttheit des Volkstums des südosteuropäischen Lebensraums. Die Gesellschaft dieser bisherigen Hauptstadt der «kleinen Entente» ist überelegant, genussüchtig, kulturlos, vital. Das politische Leben eruptiv. Es herrscht kein Mangel an Köpfen, an Staatsmännern. Frauen spielen in Geist und Gesellschaft eine überragende

Rolle. Anne de Noailles-Brancovan und Marthe Bibescu, die heute in ihrem maurischen Palais Mogosoaia am Rande von Bukarest residiert, machten in Paris «la pluie et le beau temps». Diese beiden und die Lebenserinnerungen der Königin Maria, «The story of my life», haben mit Erfolg in der geistigen Welt für ihr Land geworben.

Die Dynastie ist reinblütig deutsch aus der grossen europäischen Herrscherfamilie gezüchtet, romanhaft in ihren Lebensäusserungen, aber in jeder Generation bisher durch einen führenden Kopf repräsentiert, den alten Carol, die Königin Maria. Diese beiden voll echter Leidenschaft für den Herrscherberuf und das ihnen anvertraute Volk, schliesslich auch Carol II, trotz Missbrauchs seiner Intelligenz. Es gibt grosse Bojarenfamilien, bürgerliche Intelligenz ist noch in der Entwicklung, ein halbzivilisiertes, sehr religiöses Volk mit guten und miserablen Eigenschaften.

Aus der Luft müssen die hellen Wall-Street-Paläste am Boulevard Bratianu gut aussehen. Von der Erde aus ist Bukarest ohne Gesicht. Durch künstlich angelegte und frisch angepflanzte Parks führen breite Alleen auf den Triumphbogen Ferdinands und Marias zu. Pariser Vorbild. Rechts und links scheussliche Villen, unvollendete Monumentalbauten. Weiter stadteinwärts enge, verworrene Strassenschluchten, daran in chaotischem Wechsel Grösstes und Kleinstes, Neuestes und Veraltetes. An einer Abbruchfläche, über der verführerisch das weiss leuchtende San Gimignano der Wolkenkratzer auftaucht, liegt das noch im Ausbau begriffene Königsschloss, von Mutter und Sohn, Maria und Carol, konzipiert, im untadeligen Säulenstil eines erstklassigen Hotels, geschickt gebaut, aber zu profan. Davor das Cäsarendenkmal Carols I. und eine winzige, kostbare Kapelle aus alter Zeit.

Um die Stadtmitte herrscht eine gewisse Weltstadtopulenz. Der Garten Cismigin ist eine schwelgerische Orgie südlichen Frühlings. Eine lange Avenue führt auf Cotroceni zu, einst Kloster, dann Sitz der Bibescus, endlich Residenz Königin Marias, im Innenhof die Palastkirche. Bekannt ist das Schloss durch die orientalischen Interieurs, in denen sich die schöne Herrscherin in ewig wechselndem Phantasiekostüm zeitlebens in grösster Pose der Welt zur Schau stellte. Sie war eine Meisterin der Kunst, sich selbst in Szene zu setzen. Das Bukarester Residenzschloss, das kümmerliche «alte» Palais Carols I.,

ist innen noch ein Provisorium, der Empfangssalon in Cretonne (der fast immer eine Verlegenheitslösung darstellt), sonst alles «Plüsch».

Ich spreche in Hubes Auftrag mit dem la des General Hansen, Chefsi der deutschen Heeresmission. Der Laden läuft auf hohen Touren, da zwölf Stunden später Krieg gegen Jugoslawien ausbrechen soll.

## Bulgarien

*6. April 1941*

Ich verlasse Bukarest schon früh um 7 Uhr über den Boulevard Bratianu. Auf einer Flossbrücke geht es über die breite Donau nach Rustscheck (Ruse) auf das bulgarische Ufer. Auf den ersten Blick ist es ein völlig anderes Volk, eine solidere Bauweise und Atmosphäre. Aber auch die guten rumänischen Strassen hören auf. Ich erfahre hier durch einen deutschen Offizier, dass der deutsche Einmarsch in Jugoslawien seit 6 Uhr früh in Gang ist. Während ich durch Bulgarien rolle, sinkt Belgrad ohne Kriegserklärung unter Bomben in Schutt und Asche, geht zugrunde, was der tatkräftige Ehrgeiz der Serben zustande gebracht hat.

Staubige, schlechte Strassen. Ich halte an einem der vielen Trinkbrunnen. Der erste bulgarische Bauer, den ich anrede, spricht englisch, er war in Amerika.

Vor Tirnowo malerische Felsschlucht mit Kloster am Hang über dem Strom. Tirnowo, die alte Landeshauptstadt, liegt auf steilem Plateau über einer Flussbiegung, noch türkisch bis auf neuere Teile, die unscheinbare Krönungskirche im alten Viertel.

Von Tirnowo ab geht es durch Vorgebirgslandschaft über das «bulgarische Manchester» Gabrowo, den Schipka-Pass über das Balkengebirge. Buchenwälder beginnen zu grünen, Obstbäume blühen. Oben liegen Denkmäler des russisch-türkischen Krieges von 1877. Ein riesiger Rundblick über «Rosenfeld» und auf Srednagora, im Süden die langen Strassen hinab bis zur russischen Votivkirche im Dorf Schipka. In Rasanlik ein Triumphbogen mit Willkommensgruss für die Deutschen. Uralter Baumbestand in Tulowo. Noch ein Pass über den Srednagora vor Stara Zagora. Dort liegt der Stab der 16. Panzer-Division in einer Schule. Die Division sichert die Küste des

Schwarzen Meeres bei Bargaz, an der Grenze Thrakiens gegen die Türken, die starke Kräfte um Kirkilisse und Adrianopel versammelt haben.

*10. April 1941*

Luftlandetruppen überfliegen uns frontwärts. Es schneit. Gründonnerstag.

Agram wird besetzt, Kroatien für selbständig erklärt. Der Vormarsch auf Belgrad von Südosten bringt grosse Gefangenzahlen.

Wir stossen über Saloniki gegen den Olymp vor.

*11. April 1941*

Ich begleite Hube zur II. Abteilung des Panzerregiments nach Kricim an der Mariza. Sie kampiert dort in Zelten.

Unsere Truppen stossen bis zur albanischen Grenze durch. Ein schnelles Kriegsende wird erwartet.

*13. April 1941 (Ostern)*

### **Philippopol (Plovdiv)**

Orthodoxer Palmsonntag. Palmweihe mit griechischem Chorgesang in der Kathedrale. Freundschaftskundgebungen der Bevölkerung hier und in Sofia. Deutsche Soldaten werden von Bulgaren zu Tisch geladen, die, begeistert über unsere Siege, auf Gebietszuwachs in Mazedonien und Thrakien hoffen.

Mittagessen mit Hube und mehreren Herren bei einem bulgarischen Zigarettenfabrikanten. Die Familie ist übereifrig, aber der Situation nicht gewachsen. Der Sohn, Jurist, findet, der Sinn seines Berufes sei «nutzbringende Rechtsverdrehung».

Im Norden liegt fern und schneebedeckt das Balkengebirge, im Süden nah und gewaltig die Rhodopenkette. Durch die Ebene windet sich das blitzende Band der Mariza. «Schäume Mariza» heisst die Nationalhymne der Bulgaren. Die Stadt breitet sich über mehrere Felsenhügel, ihre Geschichte ist in 2500 Jahren wechselvoll verlaufen, aber von den Prachtbauten der mazedonisch-hellenistischen, römischen und byzantinischen Zeit ist nichts mehr zu sehen. Selbst die vormals zahlreichen Moscheen und Bäder sind fast alle verschwun-

den. Als talentierte Gärtner haben die Bulgaren hier über dem Grabe der Vergangenheit Anlagen von südlicher Üppigkeit geschaffen, die eben in Blüte stehen.

#### *14. April 1941*

Mit Hube zum A.O.K. 12 nach Tschamkorta im verschneiten Rilagebirge zu Feldmarschall List.

Die griechische Olympfront ist durchbrochen, die Engländer setzen sich aus Griechenland ab.

In der Nähe liegt hier inmitten mächtiger Fichtenbestände ein Jagdschloss König Ferdinands.

Wir fahren die enge Iskarschlucht abwärts nach Sofia. Einfahrt von Osten auf breiten Avenuen durch Parks an Repräsentationsbauten vorbei. Zur Linken liegt das blaue Massiv des schneebedeckten Witoschagebirges, das im Hintergründe aller Strassen und Plätze Sofias beherrschend auftaucht. Die Stadt wirkt einheitlicher und solider als Bukarest, aber langweiliger und provinzieller. Augenfälligen Luxus gibt es noch nicht, Läden und Fahrzeuge sind einfach. Deutscher Einfluss ist in allen Lebenserscheinungen spürbar, besonders in neuester Architektur.

Der junge Staat hat das Bedürfnis, sich in Monumentalbauten zu dokumentieren, die öffentlichen Gebäude sind daher über den Zweck hinaus prunkvoll. Die Universität, Theater, Justizpalast bezeugen noch barbarische Prachtliebe, die neueren, wie Nationalbank, Landesmuseum und Hotel Bulgaria, schon besseren Geschmack. Die Hauptkirchen, unter König Ferdinand gebaut, sind russisch-byzantinisch. Das «Konak», von Alexander von Battenberg begonnen und von Ferdinand erweitert, verschanzt sich hinter Mauern und dichtem Grün. An den Toren gut aussehende Posten. König Boris, weniger genial als sein Vater, ist beliebt, ein kluger, pflichttreuer Monarch. Königin Giovanna, elegant, stark bemalt, dunkeläugig und von starken, regelmässigen Zügen, gute Katholikin, mit eigener Kapelle und Klerus im Palast, wie es auch Maria Louise von Parma und Grossmutter Clementine Coburg-Bourbon gehabt haben, begleitet aber den König zu orthodoxen Zeremonien. Von dem Volk zärtlich geliebt sind die beiden Kinder, Prinzessin Maria Louise und vor allem der «Fürst von Tirnowo», der kleine Kronprinz Simeon,

dessen strahlendes Köpfcchen als Bild in allen Schulen und öffentlichen Gebäuden Bulgariens zu sehen ist und der schon «in jedem Zoll ein König, ganz wie sein Grossvater Ferdinand» sein soll. Der Hof hält sich viel in den Sommerresidenzen und Jagdhäusern auf, die fast alle schon von König Ferdinand angelegt wurden. Dicht bei Sofia liegt Varna mit grossem Park, Landwirtschaft und Kunstschätzen im Schloss. Am Schwarzen Meer bei Varna Euxinograd ist Ferdinands Lieblingsschöpfung, mit Terrassengärten über der See und einem kitschigen Palast. Gegenüber der Bucht in Balzio, das damals rumänisch war, hatte Königin Maria eine ihrer phantastischen Residenzen aufgeschlagen und ihre mohammedanischen Untertanen dadurch schockiert, dass sie das Minarett als reizvolles Requisit benutzte. Aus ihrem Meereskiosk von Constanza winkte Carmen Sylva bei Sonnenaufgang den ausfahrenden Schiffern mit wehenden Tüchern zu.

Bankdirektor Djamdieff, unser bulgarischer Verbindungsoffizier, führt uns durch die Hauptstadt. Der «Gouverneur» der Nationalbank zeigt uns mit seinem Stab das neue Prachtgebäude der Bank bis zu den Goldbarren des bulgarischen Goldschatzes im unterirdischen Tresor.

Englischer Luftangriff. Das Personal strömt in die Luftschutzkeller. In der letzten Nacht wurden das Bahnhofsviertel und einige Hauptstrassen von Bomben getroffen, Munitionstransporte gerieten in Brand, doch die Schäden wurden sofort beseitigt. Wir fahren durch völlig menschenleere Strassen des Zentrums acht Kilometer hinaus nach Bojana, wo eine byzantinische Kirche, ursprünglich die Kapelle einer verschwundenen Palastanlage mit gut erhaltenen Fresken, am Rand der Witoscha, hoch über dem Weichbild der Hauptstadt liegt, umgeben von einem ummauerten Hain, in dem Lilien und Iris blühen. Hier liegt Königin Eleonore Reuss, König Ferdinands zweite Gemahlin, auf deutsche Art im Freien unter Blumen bestattet. Eine Höhenstrasse mit schönen Aussichten führt an den Bergen entlang, daran reizvolle, moderne Sommerhäuser, in Blüten erstickend.

Wir besichtigen die Alexander Newski-Kathedrale, von russischen Meistern gebaut, der zentrale Kuppelbau innen mit Absiden und Narthex von grosser Wirkung. In der neu-byzantinischen Prachtentfaltung von Marmor und Goldmosaik im Wandbelag und der meisterhaften Kosmatenarbeit des Bodenmosaiks zeigt sich der überein-

stimmende Geschmack König Ferdinands und Kaiser Wilhelms II. Beide Mystiker des Gottesgnadentums, denen die Hagia Sophia das Höchste war. Byzanz war der Traum der gesamten Generation europäischer Fürsten vor dem Ersten Weltkrieg. Vor dem Prunk der königlichen Thronsessel, des Patriarchenstuhls, des goldstrotzenden Hauptaltars mit den Jaspissäulen ihrer Baldachine mag der Kaiser erblasst sein. Sämtliche Flächen sind wie ein biblisches Bilderbuch mit Fresken von primitiver Eindruckskraft naturalistisch bemalt, doch die lebendige Frömmigkeit, die selbst diese Werke der Verfallskunst beseelt, strahlt eine Wirkung aus, der man sich schwer entziehen kann. Der in Lichtfluten kreisende Weltenschöpfer in der Mitteltkuppel ist sogar eine Höchstleistung in der Darstellung des «Numinosen». Geblendet schaut man in eine Offenbarung hinauf.

Nach der nahen Sophienkirche am gleichen Platz heisst die Stadt. Sie ist das älteste Bauwerk, eine byzantinische Basilika der nachkonstantinischen Zeit, aus Backstein, im Innern roh getüncht, mit Resten von Mosaiken.

König Ferdinand, wissenschaftlich und ästhetisch gleich stark für Botanik interessiert, hat das kahle Land, wo es nur möglich war, aufgeforstet und die Flora aller Zonen hier akklimatisiert. Anpflanzungen, Wälder, Parks und Alleen gehen auf seine Passion zurück, Sammlungen und Museen auf seine wissenschaftlichen Interessen. Bulgarien ist mit der coburgischen Dynastie gut gefahren. Das Volk ist fleissig, vernünftig und setzt seine Kräfte planmässig an, «Preussen des Balkans», wie sie sich mit Vorliebe nennen. Sie stammen von der Wolga, sind Slawen, das Russland Alexanders II. hat sie von den Türken befreit, von Russland hing Bulgariens Schicksal lange Zeit ab. Aber den Bolschewismus hassen sie. Mit Deutschland besteht wie im Ersten Weltkrieg eine solide Interessengemeinschaft, beiderseits durch echte Sympathie unterbaut.

*16. April 1941*

Mit Djamdjeff und mehreren Herren zum Bogoroditza-Kloster (Gottesmutter) bei Batschkowo im Rhodopengebirge. Von Assenowgrad folgt die Strasse nach Hanthi einer Schlucht, durch die Wildbäche herabstürzen. Unter grauem Himmel feierliche Osterstimmung. Die Bulgaren feiern Gründonnerstag. Von der Strasse führt ein steiler



Pfad zur Klosterpforte. Der Bau aussen wirkt kasernenartig, innen sind zwei Höfe, in jedem eine Kirche. An den Innenfronten offene Gänge und Fresken. Im Haupthof eine Doppelkirche des n. und des 13. Jahrhunderts, beide mit Backsteinkuppeln wie die der Athos-Klöster, innen Fresken des 16. Jahrhunderts. Düster feierliche Raumwirkungen. Schön sind die niedrigen Vorhallen, der alte Glockenstuhl, die Zypressen im Hof.

Wir begrüßen den langbärtigen, dunklen Abt, der über zwanzig Mönche gebietet. Sie schreiten in schwarzen Talaren mit wallenden Locken, Vollbärten und grossen Kapuzen einher; Laienbrüder tun die niedrigen Dienste. Ein Pferdelaazarett ist im Kloster einquartiert. Wir wandern durch Weinberge aufwärts zu einer Gruftkapelle des 11. Jahrhunderts, darin ein altes Fresko des bulgarischen Zaren Johann Alexander. Darunter die offenen Grüfte. Ringsum gut bestellte Gärten und Weinberge. Wir sehen das Refektorium und die Schatzkammer des Klosters.

Eine Bauernfamilie empfängt gerade in der Kirche priesterlichen Segen.

#### *20. April 1941*

Mit Hube zum königlichen Schloss Kricim. König Ferdinand hat den Park begründet in Anlehnung an einen noch vorhandenen Urwald am Fuss der Rhodopen. König Boris hat das schöne, moderne Herrenhaus gebaut. Vor dem Tor finden hübsche Volkstänze statt. Höflicher Empfang durch die Dienerschaft. Man zeigt uns König Ferdinands seltene Bäume, den hölzernen Jagd-Pavillon, den er bewohnte, Treibhäuser, Volière, Staudenrabatten, die ein Blütenmeer vor dem Gebirgshorizont ausbreiten. Im Wildpark Damwild, Pfauen, Fasanen, wilde Puten und sogar Schildkröten. Im Schloss helle Zimmer ohne Prunk und Tradition, die Möbel mit Kretonne bespannt. Hube verdenkt es dem König etwas, dass er ihn hier nicht wohnen lässt, doch hätte man ihn natürlich besuchen müssen. Wir werden beim Aufbruch von Kindern wie in Indien mit Blumen beworfen.

#### *21. April 1941*

Hube fliegt nach Saloniki zum A.O.K. List. Wir dringen bis zu den Thermopylen vor. Die Griechen lehnen Verhandlungen ab.

*23. April 1941*

Zwei griechische Armeen ergeben sich, eine in Epirus, die andere in Thessalien. Auf dem Olymp weht die deutsche Flagge. Engländer verteidigen die Thermopylen. König Georg flieht mit der griechischen Regierung nach Kreta.

*24. April 1941*

Mit Hube zum Kradschützen-Bataillon nach Pazardzik und Zrant-scha am Rhodope-Gebirge. Römische Tumuli als Meilensteine. Schöne Ufer der Mariza. Viele Gespräche über Sinn und Ziel des gegenwärtigen Geschehens, Auslaugung, Verstärkung, Landflucht, Zivilisation, «Herrenvolk», Polizeistaat Europa, Gefahr des national geeinigten Zentralstaats. Ist es die letzte politische Form vor dem Untergang? Der Gedanke, dass die Dinge trotz der momentanen Siege eine Wendung zum Untergang nehmen, erschreckt derart, dass er kaum angedeutet werden darf.

*27. April 1941*

Einnahme Athens. Die deutsche Flagge weht auf der Akropolis. Mit Hube nach Phissar, an Bergen nordwestlich Philippopol zum Pionierbataillon. Der Ort war einst ein quadratisches römisches Kastrom. Noch sind Reste mächtiger Mauern und vier Tore in Ruinen vorhanden. Heute ist es ein Thermalbad mit Kurhaus und Parkanlagen. Die Vegetation ist in Blüte, Nachtigallen schlagen. Die Ebene wird von den Schneehäuptern des Balkans, der Rhodopen und des Rilagebirges umrahmt.

Die Truppe hat es dort gut.

*29. April 1941*

Rätselraten um unsere Verwendung. Wir besetzen den Peleponnes ohne besonderen Widerstand. Die Griechen kämpfen nicht mehr.

## Griechenland

30. April 1941

### Flug nach Athen.

Mit Hube nach Athen. Die Ju 88 steigt sofort auf 2'000 m Höhe. Wir überfliegen, der Strasse nach Hanthi folgend, das Rhodope-Gebirge. Die Schneehäupter der Rila und Strumagruppen stehen in der Ferne. Das Ägäische Meer erscheint, die Insel Thasos, der Athos. Wir überfliegen das Küstenland Mazedoniens, den Hafen Kavalla, Küste mit Vorgebirgen, Buchten, die fünf Finger der Chalkidike. Die Athos-Halbinsel, alle Klöster sind in ihrer Bauart genau zu erkennen. Wir fliegen hart über den Gipfel (fast 2'000 m), auf dem eine kleine Kapelle steht. Von den Rhodopen ab begleitet uns rechts das Massiv des Olymp, fast bis Athen. Links Lemnos, Imroz, Samothrake. Über die Sporaden geht es auf Euböa zu. Die Gebirge Thessaliens, Ossa Peleon. Das Meer erscheint völlig unbelebt, mit Schaumkronen bedeckt und Brandung an den Inseln. Wir sehen dies alles, während unsere Truppen noch Hellas von Engländern säubern, unsere Luftlandetruppen in Aktion treten, Flieger und U-Boote Transportschiffe versenken und der Gegner sich im Rückzug auf Kreta befindet.

Euböa ist wie ein riesiges Ungeheuer, mit hohen Gebirgen, verkarstet, wenig besiedelt, winzig dazu die Stadt Chalkis. Athen beherrscht mit dem Hafen die Landschaft wie ein Sieger. Hier begreift man die Grösse der weltgeschichtlichen Sendung. Erst seit drei Tagen weht die Reichskriegsflagge auf der Akropolis. Lustig weht die griechische neben der unseren. Ein erfreuliches Novum! Die Griechen werden gut behandelt.

Wir landen südlich Phaleron auf dem Flugplatz am Strand, von dem die griechische Königsfamilie vor mehreren Nächten nach Kreta in englische Gefangenschaft abflog. Hube hatte hohe bewaldete Gebirge als Hintergrund erwartet und ist von der wüstenhaften, geradezu afrikanischen Kahlheit enttäuscht. Wir halten einen Fliegeroffizier an, der uns zur Akropolis führt. Landser, halbnackt, tragen M.G. und Munitionskästen hinauf durch die Propyläen, glitzernder Marmor in der Mittagssonne vor nachtblauem Himmel.

Die Stadt ist für Militär gesperrt wie Paris.

Wir fahren über Phaleron zum Piräus, wo alle Schiffe versenkt oder

verbrannt sind, die Umgebung durch Bomben verwüstet, Privathäuser durch Bemalung getarnt. Auf den Plätzen Athens liegen Haufen griechischer Soldaten herum, die nach Hause streben. Die Bevölkerung ist freundlich, ohne eine Spur von Feindseligkeit, froh, dass der Krieg für sie vorbei ist. Nur auf dem Peloponnes wird noch gekämpft.

Die Welt ist im völligen Umbau. Jede Stunde formt an der Zukunft. Nationale Leidenschaften branden um uns her. Das Klima wechselt. Allerdings weiten sich Aufgaben und Kriegsziele ins Uferlose. Es wird mehr und mehr ein phantastisches Spiel von irrationalen Kräften. Man kommt auf die verwegenen Vergleiche in der Mythologie. Ich hätte nicht geglaubt, dass Leben und Geschichte so plastisch um einen werden könnte. Nietzsche würde seine Wonne an den Einsätzen haben, um die gespielt wird, und an dem, was riskiert wird.

*8. Juni 1941*

## **Berlin**

Gespräch mit Lutz Krosigk. Innerhalb der kommenden vierzehn Tage werden wir in Russland einmarschieren, kämpfend oder kampflös für den Fall, dass der Russe räumen sollte. Eine Notwendigkeit, den Krieg aus materiellen Gründen nach Russland zu tragen, besteht nicht. Die russische Regierung bemüht sich, diesen Krieg um jeden Preis zu vermeiden. Sie ist zu jedem Zugeständnis bereit, selbst Achsenpartner zu werden, Gebiete abzutreten oder die Lieferungen zu verstärken. Aber Hitler will den Krieg. Lutz sähe ihn lieber vermeiden. «Turkestan» sei nicht populär zu machen. Jede Kriegsausweitung wird nicht verstanden werden. Er sagt, auch noch nach dem Belgrader Putsch am 1. April bemühte sich die neu gebildete jugoslawische Regierung um Deutschland. Doch Hitler erklärte: «Nun zerschlage ich sie» und liess den jugoslawischen Gesandten nicht mehr vor.

Die Kriegskosten werden zur Hälfte aus Steueraufkommen gedeckt, zur anderen geborgt. Noch ist das Verhältnis der Notenausgabe zum Gegenwert gesund. Sollten die Ausgaben weiter steigen, werden die Steuern noch erhöht. Wenn das nicht reicht, denkt man

an Vermögensabgaben (die man gern vermeiden würde). «Eine Panne kann nicht eintreten.» Eine grosse Schwierigkeit ist, die «Mehrgewinne», die in ungeheurem Umfang gemacht werden, zu erfassen. Schacht hat mit seiner leichtfertig (in anderem Zusammenhang) geäusserten Theorie «Alles im und aus dem Lande Produzierte koste nichts – nur der Import zähle», grosse Verwirrungen und Verwüstungen angerichtet, besonders bei der Partei und der Armee. «Der unverbildete Landser spürt noch den Zusammenhang der Dinge, der verbildete höhere Führer sorgt dafür, dass der Krieg durch sinnlosen Verbrauch doppelt teuer wird.» Lutz wird Gegenmassnahmen ergreifen. «Ein Staatshaushalt basiert auf genau denselben Grundlagen wie ein privater. Man kann nicht mehr ausgeben, als man verdient. Wenn das Volksvermögen aus der Summe der Arbeitskraft und Leistung des Volkes besteht, so muss beides mindestens entsprechend hoch bewertet und mit Vorsicht und Sparsamkeit bewahrt werden.»

## Der Russlandfeldzug 1941 bis 1942

*17. Juni 1941*

Ich fahre um 6 Uhr morgens bei strömendem Regen mit Hube von Breslau ab zum Aufmarsch nach Polen. Bis zur deutschen Grenze folgen einander grosse Besitze mit allem, was dazu gehört, darunter das königlich sächsische Sibyllenort und das kronprinzlich preussische Oels mit stolzem Renaissanceschloss. In Gross-Wartenberg empfängt uns die verwitwete Prinzessin Biron, geborene de Jaucourt, Trauer tragend, zu Tisch. In der 308 Zimmer umfassenden Tudor-Residenz durchschreitet man 22 Salons mit Damasttapeten, erfüllt von Schätzen des kurländischen Hauses, darunter vielem historischem Porzellan. Drei Kilometer weiter beginnt polnisches Territorium. Wir begrüßen unterwegs Teile der in drei Tagesmärschen von Schlesien bis Ozaröw vormarschierenden Division und durchqueren sandige Waldgebiete, bis wir gegen Abend unser Quartier Malachow, den Sitz des Fürsten Drucki-Lubecki, erreichen. Der Fürst ist ein schlanker, blonder Mann von Haltung und angenehmer Konversation, seine sympathische Frau eine Fürstin Sapieha, Nichte des Erzbischofs von Krakau. Bei Tisch halten beide gut die Mitte zwischen Reserviertheit und der gebotenen Liebenswürdigkeit. In dem stark deutsch verschwägerten Hause wird von dem zahlreichen Personal deutsch gesprochen. Man hat polnische Flüchtlinge aus dem Warthegau aufgenommen, doch das normale Leben hat hier noch keine Unterbrechung erfahren. Von Malachow aus geht es zu den vorgesetzten Dienststellen, dem Generalkommando Wietersheim, der Gruppe Kleist und zur Kommandeurbesprechung der Division nach Ozardw.

*21. Juni 1941*

Es erfolgt der Aufbruch. Ich trete als Verbindungsoffizier zum Stabe Wietersheim nach Rudka, dem Verwaltungszentrum der Zamoyskischen Latifundien. Am Morgen, 3.15 Uhr, beginnt der Krieg gegen Russland.

*12. Juni 1941*

Wir sind seit 1939 gewohnt, es meist mit einem schnell weichenden Feind zu tun zu haben. Jetzt stossen wir zum ersten Mal auf einen Gegner, der härtesten Widerstand leistet. Die 16. Panzer-Division rückt von Ozarow bis Bilgoraj vor. Um den See von Rudka mit dem Inselheiligtum, zu dem ununterbrochen Gläubige über die Brücke pilgern, ist ein Park mit seltenen alten Bäumen, mit Fichten durchbauten Kiefernbeständen und grossen Wasserflächen. In dem gewohnten Tohuwabohu des ersten Kampfjahres fahre ich zur Befehlsstelle der Heeresleitung in Klemensow. Dieses Hauptschloss der Zamoyskis ist ein langgestreckter Barockbau in grossangelegtem englischen Park. In der Achse nach Norden ist noch die ursprüngliche Anlage mit Blumenparterre und langem « tapis vert » in der Mittelachse, von hohen Lindenalleen begleitet, die den Fernblick freilassen. Zu beiden Seiten des Mittelbaues sind Pavillons mit Mansarddächern, durch Flügel und Orangerie noch weiter in die Länge gestreckt. Der Schlossbezirk ist sommerlich still und kriegsentrückt.

Weiter zu einer Dienststelle nach Zamosk (Zamosc). Die Stadt, zur Renaissancezeit als Privatfestung und Hauptort der Grafschaft von den Zamoyski angelegt, auf Schachbrett-Grundriss mit sternförmigen Befestigungsanlagen der Vaubanzeit, Wällen, Gräben, Redouten, die grösstenteils geschleift sind, wogegen die schönen Tore noch erhalten sind. Das Renaissance-Rathaus beherrscht den Markt. Die Fassade ist rosa-weiss, in der Mitte ein schlanker Turm mit kühner Barockspitze. Zum Hauptstock führen geschwungene Treppen. Der Platz ist einheitlich von Renaissancefronten und Laubengängen umgeben, feine Portale, Inschriftentafeln, Stuckarbeiten, verzierte Gewölbe, in Nischen stehen Büsten, Statuen, Reliefs. Zwei Kirchen mit Zwiebeltürmen. Dieses historische Paradestück an der Fernstrasse Warschau-Lemberg, von mir im Sturm des ersten Kampfjahres eingefangen, hat die polnische Republik nach 1920 noch um einen «französischen» Stadtpark mit kleinem Zoo bereichert.

Die polnische Bevölkerung ist über den Russenkrieg begeistert. Auf dem Rückweg komme ich durch die Stadt Szczebrzeszyn mit zwei Renaissance-Kirchen, wie alles hier von den Zamoyski gebaut. Diese tüchtige Familie scheint ausgezeichnet zu wirtschaften, ein planvolles Ineinanderarbeiten der verschiedenen Betriebe.

*25. Juni 1941*

Langsam wird es Abend und Nacht, noch langsamer bewegen sich die Heeressäulen vorwärts. Meist laufen ausgefahrene Gleise neben den Strassen her, in der Regel Landwege mit tiefen Löchern oder Sandkuhlen, über die man sich vorsichtig hinweglügt. Wie Forellen schlängeln sich und hüpfen Kradfahrer hindurch. Ein Chaos, in Staubwolken vernebelt, ein lohnendes Ziel für die sowjetischen Bomber. Oft wird geschoben, gezogen, Verunglückten weitergeholfen. Wir sehen alle wie Schornsteinfeger aus.

Die ukrainische Landschaft: Bilder vertiefen sich durch häufiges Anhalten, in denen Kontakt mit den Landeseinwohnern entsteht. Diese Erde ist mit harten, geduldigen, schicksalsergebenen Geschöpfen bevölkert, die in Angst, Vorsicht und stoischer Würde die Schrecken dieses Daseins über sich ergehen lassen und auf deren Rücken und Kosten das Welttheater sich abspielt. Das Land ist von unendlicher Weite, wirkt jedoch nicht einsam, da immerfort Dörfer und einzelne Hütten auftauchen, aus Lehm oder Holz, mit Strohdächern, sehr arm, aber im höchsten Grade phantasieanregend. Bis ans Ende der Welt denkt man sich solche Urhäuschen. Oft sind sie verbrannt. Vorsichtig hat man der Brandgefahr wegen die landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen ins Freie gestellt. Orthodoxe Dreikuppelkirchen kennzeichnen die grösseren Dörfer. Kreuze und Heiligenbilder ohne Zahl stehen an den Wegen. Vor den Häusern hocken regungslos die Schatten der Einwohner. In Sümpfen quaken Frösche. Die Wälder atmen Frische und Feuchtigkeit. In der Dämmerung eine Geisterlandschaft. Frei in der Landschaft steht eine hohe weisse Kirche mit kühner Barockfassade und schwungvollen Torpfeilern. Feindwärts röten Brände den Himmel. Über uns blitzt durch das zarte, duftende Geäst der Sternhimmel. Es schiesst. Unsere Panzer stehen im Kampf. Kolonnen brausen vorüber. Mir kommt es vor, als hätte ich alle Feldzüge seit Erschaffung der Welt schon mitgemacht.

*26. Juni 1941*

Unsere Panzer kommen schnell voran. Die dadurch entstehende sehr lange Südflanke wird durch zwei Infanterie-Divisionen gegen seitlich angreifende russische Panzerverbände geschützt. Rings zeigen sich Wälder voller Russen, die sich weit hinter uns zu starken Ausfällen



sogar mit Artillerieunterstützung aufraffen. Wir stossen auf keine feste Front. Die riesigen Gebiete, welche die Panzer längst durchstossen haben, bleiben feindbesetzt und müssen mühevoll gesäubert werden. So haben wir von der ersten Stunde an Russen auf allen Seiten. Das sind peinliche Überraschungen. Wir nächtigen kurz in einem Gutsark, wie Mumien in helle Decken eingewickelt, die Gesichter vor Myriaden von Mücken geschützt.

Auf das Gerücht vom Einbruch russischer Panzer und Kavallerie von Süden stürmt unsere Heeresartillerie flüchtend zurück. Rückwärtige Dienste richten sich zur Verteidigung ein. Die Bevölkerung flieht in die Wälder, während gleichzeitig von Norden her ein russischer Einbruch überraschte Kolonnen überfällt. Unsere Marschdisziplin versagt.

*27. Juni 1941*

14.30 Uhr. Ich bekomme den Auftrag, zu Hube nach Kremeneč vorzustoßen. Ostwärts Berestetschko erste Warnung vor Feindpanzern durch einen Flak-Offizier. Ein Packzug zieht mich durch den Sand. Am Verhalten der Einwohner ist festzustellen, wo Gefahr besteht und wo nicht. Bei Ankunft in Kozin Meldung eines Offiziers, dass er fünf russische Panzer an der Strasse Kozin-Dubno gesehen hat. Ich entschliesse mich auf gut Glück, nach Werba-Kamienna weiterzufahren, wo der Gefechtsstand meiner Division sein soll. Aber er ist nicht dort, denn Stockungen haben den Marsch weit rückwärts aufgehalten. Aus dem letzten Haus in Kozin stürzt ein Bauer vor, um mich aufzuhalten. Eine Anzahl russischer «Tanki» sei vor kurzem quer über die Strasse nach Werba-Kamienna gekommen. Dieser Mann ist mein erster Schutzengel an diesem Tage. Eine Frau, die atemlos mit zwei Kindern aus der Feindrichtung gelaufen kommt, bestätigt die Nachricht. Die Ukrainer halten mit uns.

Ich fahre südwärts ausbiegend, erreiche die bereits beschilderte Vormarschstrasse der 16. Panzer-Division. Alles ist unheimlich leer – weder Soldaten noch Landeseinwohner. Nur ein deutscher Aufklärer erscheint und schießt Panzerwarnungszeichen ab. Der zweite Schutzengel lenkt meine Schritte. Im Augenblick, als ich wieder nach Kozin zurückkomme, erscheinen russische Panzer wie aus dem Boden gestampft vor der Brücke am Südufer des Flusses, von wo ich kam,

188

und werden von der Flak übers Wasser unter Feuer genommen. Fünf Minuten später, und die Russen hätten mich geschnappt. Die Bevölkerung flüchtet in die Felder. Von Dubno kommende Offiziere melden, dass der Feind mit starken Kräften dort durchgebrochen ist. Offenbar versucht der Russe Kozin mit Panzern von allen Seiten einzuschliessen. Doch wir sind nicht ohne Schutz. Eine Panzer-Jäger-Kompanie, vier Flakgeschütze, Teile einer schweren Artillerieabteilung, alle von der n. Panzer-Division, kommen rechtzeitig heran. Ich weise alle, da ich am besten mit der Lage vertraut bin, in die geeigneten Stellungen ein. Ein Feuergefecht entspinnt sich. Wir spritzen, hinter Hütten Deckung suchend, im Feuer der russischen Maschinengewehre und Scharfschützen herum, bis das Geschützfeuer die Hauptrolle übernimmt.

## *2. Juli 1941*

Bei Tagesanbruch erreiche ich die Befehlsstelle General Kempfs (dem wir seit Beginn der Kämpfe unterstellt sind) auf der Wasserburg Berestetschko, um zu erfahren, dass Hube mit der Panzerspitze bereits weit voraus bei Kremenez verhält, während von Lemberg her weit hinten russische Panzerkräfte zum Flankenstoss ausholen. Ein Panzer-einbruch von Norden aus zwingt das Generalkommando gegen Mittag, in den Wald auszuweichen. Glücklicherweise befindet sich die Führungsabteilung meiner Division und die Schützenbrigade – durch den Feind von Hube und den Panzern abgeschnitten – noch westlich der Einbruchsstelle in der Nähe und steht zur Abwehr zur Verfügung. Hube, der meilenweit vorgestürmt ist, wird in Kremenez angehalten. General Kempf erklärt, dass von oben her mit freventlichem Optimismus operiert werde, doch selbst wir, die wir mitten in den Ereignissen stehen, begreifen erst von Stunde zu Stunde, dass wir umlernen müssen, dass unsere Erfahrungen aus früheren Feldzügen nichts mehr wert sind. Was die Stärke der Panzertruppe gewesen war, kann ihr jetzt zum Verderben werden.

Es stellt sich heraus, dass die Kräfte der Führungsabteilung bei so veränderter Kampfweise nicht ausreichen. Die Division muss von zwei weit auseinanderliegenden Punkten aus geführt werden. Hube wünscht, mich in seiner unmittelbaren Umgebung zu behalten. In diesem Augenblick erzwingt die Lage unseren Einsatz auf Dubno und

Werba-Kamienna, wo sich alsbald eine Panzerschlacht grossen Ausmasses entwickelt. Hube führt das von Kremenec zurückbeordnete Panzerregiment und die Aufklärungsabteilung persönlich. Hier begegnet uns erstmals die den eigenen Panzern überlegene Pak 30 der Russen, die erstaunliche Kampfkraft des Gegners, die Güte seiner unteren Führung, seine ersten Unmenschlichkeiten. Es gibt unerhörte Verluste. Generaloberst von Kleist, der den Vormarsch schnellstens fortsetzen will, treibt ständig zur Eile und erklärt, es komme nicht auf Raumgewinn, sondern auf Zerschlagung des Feindes an.

### *9. Juli 1941*

Am 3. Juli sammelt sich die Division und marschiert in zwei Kampfgruppen in ursprünglicher Richtung weiter, Hube bei der Spitze. In den nächsten Tagen erkämpfen wir den Übergang über die befestigte Horyn-Linie, welche vormals die russisch-polnische Grenze gebildet hatte. Wolkenbrüche verwandeln die Landwege in zähen, grundlosen Morast, der Kampf und Nachschub erschwert. Schlechtes Wetter und schlechte Wege erweisen sich als stärkste Verbündete der Sowjets. Zugmaschinen befreien festgefahrene Fahrzeuge. Allenthalben wurden starke Feindabteilungen gespürt, die den nachrückenden Truppen und Nachschubdiensten mit schweren Waffen in Rücken und Flanke fielen. Auch uns ging es so. Wie aber sollte jeder Winkel des Riesenreichs ausgekämmt werden?

### *11. Juli 1941*

Im Wald bei Krasnopol. Der Feind ist wieder vor uns und im Rücken, die alte Tour. Der Russe stösst in der Nacht südwestlich Berditschew nach Westen durch. Wir werden dagegen angesetzt. Ein wilder Kampftag. Mehrere russische Divisionen, angeblich aus Bessarabien hergeholt, greifen einen langen Flankenabschnitt, den wir nur mit schwachen Sicherungen besetzen können, von Süden an. Panzerkolonnen, Infanterie, Artillerie rücken heran, in bisher nicht dagewesener Weise von der Luftwaffe unterstützt. Beständige Bombenangriffe. Schweres Artilleriefeuer. Grosse Verluste. Zum Glück kann die Führung immer noch genügend Reserven ins Gefecht werfen, so dass alle Löcher zu stopfen und Krisen zu verhüten sind. Kunst der Führung. Alles funktioniert. Ordonnanzoffiziere, Nachrichtentrup-

pen, Bäckereikolonnen, alles muss an die Waffen, denn der Feind droht uns in den Rücken zu fallen. Schnellste Reaktionen und Entschlüsse sind nötig. Die Zeit rast von einer spannenden Situation zur anderen. Dazwischen flitzen wir, vor Bomben planlos Schutz suchend, durch den Wald. Flieger werfen Meldungen ab. Massen von Gefangenen kommen vorbei. Es wird leichter, Russen zum Überlaufen zu bewegen ...

### *12. Juli 1941*

Flieger melden, dass die Masse der Russen fluchtartig nach Osten ausweicht, doch unser Wunsch, ihnen mit Panzern schnell und wirksam nachzustossen, erfüllt sich nicht. Die feindlichen Nachhut, mit Panzern und Artillerie ausgestattet, bringen es fertig, uns überall aufzuhalten. Es sind Zeitverluste, die nicht aufzuholen sind. Es rücken zwar genügend Reservedivisionen hinter uns her, aber es gelingt nicht, unsere zersplitterten Verbände schnell genug freizumachen. Nur durch Funkverbindung halten wir sie zusammen. Ohne Unterbrechung regnet es Hiobsbotschaften: fünf eigene Panzer durch Volltreffer vernichtet, ein Flakgeschütz, zwanzig Lastkraftwagen mit Sprit und Munition durch Bomben verloren, starke Verluste, unentbehrliche Offiziere gefallen. So geht es immerfort, Schlag auf Schlag. Ausserdem sind dauernd Flankenangriffe in 20 km Breite von russischen Panzern abzuwehren. Wichtige Orte wechseln mehrmals den Besitzer. Bei der sich ändernden verworrenen Lage kennt sich niemand mehr aus. Flieger stiften durch Falschmeldung beiderseits Verwirrung. Russen schießen auf Russen, Deutsche auf Deutsche. Unterdessen treiben vorgesetzte Dienststellen von der Heeresleitung abwärts zur Fortsetzung des Angriffs an. Die Heeresgruppe will am Dnjepr zum Schwarzen Meer eindrehen, die Heeresleitung treibt geradeaus nach Osten weiter. Hierüber gibt es Streit. Von der Südflanke her haben wir den ganzen Druck der immerfort noch aus dem Lemberger Raum und im Süden kommenden russischen Elitetruppen abzuwehren, während glücklichere Formationen weiter nördlich den äusseren Befestigungsring von Kiew schon erreicht haben.

### *13. Juli 1941*

Wir haben die Zähigkeit der Russen und den Hochstand ihrer tech-

nischen Entwicklung unterschätzt. Alle offiziellen Unterlagen waren ungenügend und irreführend. Wir stellen fest, dass die Russen ihr Artilleriefeuer von Panzern aus lenken. Wir haben ihren schweren Kampfwagen gegenwärtig nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen.

Der Mannschaftstransportwagen fährt vor, das «Kriegsschiff des Generals», um Hube wie gewöhnlich in die Kampflinie zu bringen, halb ist es ein stählerner Sarg, halb Krematorium auf Gleisketten, darüber das Gerippe der Funkmaschine. Vorüberkommende Kampfwagen, Geschütze und Fahrzeuge wirken wie Hirngespinnste des Hieronymus Bosch, Spiegel der Dämonisierung des Krieges, der zu Rubens und Velasquez Zeiten ritterlich dekoratives Kampfspiel war.

### *16. Juli 1941*

Ich erkunde gegen Abend einen Gefechtsstand am Bahnhof Rastawica, der zur Nacht bezogen werden soll. In Bialolowka sind die Bewohner aufgestört. Der Krieg zog erst vor Stunden vorüber. Hier stehen noch Kirchen, grotesk und verfallen, Tempelfronten, ananasförmige Kuppeln, ein klobiger Campanile aus schlechtem Material, die Hütten des grossen Ortes von erbarmungswürdiger Armseligkeit. Die Wege sind nach Gewitterregen Moräste, das Land von kochender, quellender Fruchtbarkeit.

Am Bahnhof Rastawica plündern ungezählte Frauen Vorräte, Futtergetreide, Sämereien, schlitzten sich eifersüchtig gegeneinander die Säcke auf. Alte und junge Weiber rollen betrunken herum, kommen mit Flaschen, Eimern, Kübeln angeeilt und prügeln sich um Fässer reinen 96prozentigen Sprints, den sie gierig zu sich nehmen. Ein abstossender Idiot torkelt zwischen ihnen herum. Der Stationsvorsteher sitzt geistesabwesend zwischen Apparaten und Rechenmaschinen, als erwarte er Züge, die nicht mehr fahren. Um 20 Uhr trifft die Gefechtsstaffel ein. Kurze Zeit darauf Schiesserei mit russischen Panzern, die in Schussweite vordringen, während Hube mit seinen Kampfwagen weit vor uns über alle Berge ist.

### *17. Juli 1941*

Wir brechen gegen 7 Uhr von Rastawica auf, um den auf 70 km angewachsenen Abstand zu Hube einzuholen. Doch russische Panzer sind im Begriff, die Vormarschstrasse unserer Division an zwei Stel-

len zu durchbrechen. Mehrere unserer Fahrzeuge werden in Brand geschossen. Die ganze Versorgung ist im Augenblick abgeschnitten, die Masse der Division und der Divisionsstab sitzen in der Mitte fest. Hube mit der Vorausabteilung ist auf weite Entfernung ganz für sich. Wir bleiben durch Funksprüche in Verbindung. Russische Kampfwagen fahren parallel zu unserer Vormarschstrasse, erkunden schwache Stellen, stossen auf Seitenwegen heran, stellen sich gedeckt auf, eröffnen Feuer, brechen durch. Mit diesen Tatsachen hat auch das harmloseste unserer Fahrzeuge, der Küchenwagen voll Schnittlauch, Knäckebrot und dem Siebenbürger Wein «Mädchentraube» dauernd zu rechnen. In der letzten Nacht erkannte der Feind ein 10 km langes Loch in der Marschgruppe und setzte sich mit sechzehn Panzern hinein. Zehn davon schossen wir ab. Der Rest macht das Gelände weiter unsicher. Kommt eine Meldung, dass die Strasse frei sei, so taucht ein Malheur an anderer Stelle auf, neue Schiesserei mit Artillerie und Pak, neue Verluste.

In den wenigen Dörfern und längs des Weges Hunderte von russischen Gefangenen, die, mangelhaft bewacht, zu Sammelstellen geführt werden. Verwundete auf bespannten russischen Fahrzeugen, ein Gespensterzug. Solange noch Licht ist, ebene, unendliche Horizonte, in der Dunkelheit nichts als Erde und Himmel, kein Baum, nur einmal unbeweglich ein einzelnes Pferd und geisterhaft ein hohes Kreuz. Wir erreichen endlich Hube, der vierundzwanzig Stunden eingekreist war.

### *18. Juli 1941*

Tieffliegerangriff mit MG weckt uns mit Geknatter. Befehl, nicht mehr ostwärts auf den Dnjepr, sondern auf das Schwarze Meer zu marschieren, Richtung Uman. Russische Divisionen sollen umfasst und eingekreist werden. Gefecht gegen Feindpanzer, Artillerie und Kavallerie. Gewittergüsse erschweren das Heranziehen der Verbände und Kolonnen. Die Masse kommt wegen grundloser Wege kaum vorwärts. Gegen Abend stockt der Vormarsch. Die Gefangenen, allmählich sind es wieder weit über tausend geworden, singen wunderschön im Chor. Seit acht Tagen bekamen sie nichts Ordentliches zu essen, doch nun schleppen alle Frauen Essbares heran, opfern, was sie haben. Mit Macht werden die Felder reif.

*19. Juli 1941*

Aus grauem Himmel stürzen Regenböen, Sturm fegt sprühende Schwaden übers Land. An Weiterkommen ist nicht zu denken. Wir ziehen die Verbände der Division enger zusammen, bauen eine Abwehr gegen die gefährdete Westfront auf, sichern nach Süden, sorgen für Instandsetzung und Ruhe. Etwas in uns dehnt und biegt sich wieder gerade.

Eine Frau fordert mich freundlich auf, ihre ersten Sauerkirschen zu pflücken. An einzelnen Orten sieht man noch Spuren einstiger Güter, die Besitzer sind ermordet, die Häuser zerstört oder in Schulen verwandelt. Die Bevölkerung klagt nicht über das System, nur über die Unbarmherzigkeit, mit der es geübt wird, und behauptet, früher sei das Leben besser gewesen. Alles, was die Bauern an Ausstattung besitzen, stammt von vor 1917. Aussichten für eine Auflehnung gegen das Sowjetsystem scheinen, entgegen der bei uns verbreiteten Ansicht, kaum zu bestehen. Die Erkenntnis dämmert, dass ein totaler Sieg über Russland, mit dem gerechnet wird, kaum möglich ist.

*21. Juli 1941*

### **Oratow**

Mit Gewalt sucht die bessarabische Armee nach Nordosten durchzubrechen und uns gleichzeitig einzukesseln. Nach Einkreisung auch der Aufklärungsabteilung und des Kradschützenbataillons brechen mitten in der Nacht betrunkene Feindmassen brüllend von allen Seiten in den Ort, zersprengen und vernichten unsere Verbände. Geschütze und Trosse bleiben in russischer Hand. Nur Reste der Truppen vermögen sich zu retten.

*26. Juli 1941*

Blutige Kämpfe um Monastyrischtsche, das mehrfach den Besitzer wechselt. Auf den langen Fronten, die es zu verteidigen gilt, sucht sich der Russe mit starken Kräften «einzufiltrieren». Überall müssen mit den verfügbaren Resten «Löcher gestopft» werden. Wie gewöhnlich war der Gegner hier unterschätzt worden. Beste Truppen unter guter Führung suchen uns in die Zange zu nehmen. Man gerät von einer kritischen Situation in die andere. Die sowjetische Artillerie nimmt uns wirksam unter Feuer. Sie hat keine Munitionssorgen

und wird zudem von der Bevölkerung unterstützt, die verständlicherweise auf zwei Schultern trägt.

#### *12. August 1941*

Hube setzt in zwei Marschgruppen auf dem Ostufer des Ingul auf Nikolajew an. Wir ziehen mit der Gefechtsstaffel kurz auf ein zerstörtes Gut, dann für mehrere Nachmittagsstunden fünfzig Kilometer weiter ans westliche Steilufer des Ingul. Durch breite Furt und im Staubsturm über welliges Steppenland mit Felsen. Jetzt reife Birnen, Pflaumen, Melonen, Kürbisse, Sommerblumen in leuchtenden Farben. Neben uns kämpfen rumänische Truppen. Der Feind steht in allen Himmelsrichtungen. Wir ziehen nach Sonnenuntergang und Gewitterregen in der Dämmerung bis Poltawa vor. Auf dem Ingul, der zarte Abendröte spiegelt, Scharen von Gänsen. Brände erleuchten den Himmel.

#### *14. August 1941*

Tage voller Kämpfe und schwerer Führungsaufgaben voll verworrener Situationen. Der Russe versucht, mit mehreren Divisionen über den Ingul nach Osten auszubrechen. Unter Schwierigkeiten und Verlusten halten wir mit viel zu schwachen Kräften, aber dennoch mit Erfolg dagegen. Vor allem fehlt es an Artillerie und Luftwaffe. Hube bereitet vor Nikolajew russischen Ersatztruppen eine Niederlage, ist aber zum Angriff auf die grosse, stark verteidigte Stadt zu schwach.

#### *16. August 1941*

Hube setzt um 10 Uhr zum Angriff auf Nikolajew an. Um 12 Uhr ist der Westrand der Stadt erreicht.

Wenige hundert Meter vom Bahnhof Grigowo finden sich die Leichen von etwa 150 von den Russen hingemordeten Soldaten der 6. Kompanie des Schützenregiments 79. Was teuflische Phantasie an Martern ersinnen kann, wurde hier angewandt. Gleichzeitig kommen die Nachrichten vom Ostufer des Ingul, wo Angehörige der Division unter gleich grauenvollen Umständen hingemordet aufgefunden wurden.

Die eigene Truppe neigt von Natur dazu, Gefangene gutmütig zu behandeln, aber das Rachebedürfnis kennt nun keine Grenzen.



*17. August 1941*

Wir verlassen bei Sonnenaufgang den Bahnhof Grigowo, die grässliche Schädelstätte; Flieger greifen uns im Tiefflug mit Maschinengewehren an. In Sonnenglut und Staub erreichen wir das Weichbild von Nikolajew. Die weitläufig gebaute Stadt umfasst eine Halbinsel zwischen den fjordartig erweiterten Flussläufen des Bug und Ingul an einer Bucht des Schwarzen Meeres. Die Stadt ist schematisch angelegt, mit meist einstöckigen Häusern an breiten, grösstenteils ungepflasterten Strassen und Anlagen mit lächerlich bemalten Plastiken und rohen Denkmälern. Die Häuser sind ziemlich verfallen und mit schmutziger Tarnfarbe bestrichen. In den Strassen wurden Deckungsgräben aufgeworfen. Die Akazie ist der Baum Südosteuropas. Am Westrand der Stadt strahlt der breite Bug-Liman. Nach überstandener Hölle der erlösende Anblick friedlichen, wahrhaft paradiesischen Glanzes. Die Schiffsbrücke ist zerstört, aber noch für Fussgänger passierbar, doch noch sind die Zugänge nicht völlig entmint. Am Ufer ziehen sich, in Villen und Gärten der Zarenzeit untergebracht, Proletklubs hin. In einem davon schlagen wir den Gefechtsstand auf. Das Gebäude, reich an Stuck, Kachelöfen und Veranden, ist verwüstet, aber der Garten voller Sonnenblumen. In Terrassen fällt er zum Wasser ab. Die Treppen als Laubengang überrankt, unten ein Bootshafen und Badehaus. Kaum hat die Feldküche ihre Pflicht getan, ist die ganze Armee aus den Kleidern im Wasser. Boote aller Art werden flott gemacht, ohne Rücksicht auf Feindgefahr zu Lande, zu Wasser und Luft entfaltet sich ein Badeleben wie in Friedenszeiten. Jeder fühlt oder will fühlen, dass er nach den überstandenen Schrecknissen noch lebt.

Unterdes sorgt die Führung dafür, dass wirklich nichts passiert. Die Stadt wird gesichert und gesäubert, wobei noch Tausende von russischen Soldaten in Zivil aufgestöbert und gefangen genommen werden. Artillerie sperrt den Liman gegen möglicherweise vom Schwarzen Meer heraufkommende Kanonenboote. Alles Wichtige haben die Russen vor dem Abzug zerstört, Bahnhöfe, Docks, Hafenanlagen, Speicher mit Vorräten, Fabriken, selbst alle Läden, aber trotzdem ist die Beute noch gross. Die Bevölkerung plündert. Ich besichtige mit Hube Hafenanlagen und Stadt. Im Dock liegt ein noch unfertiges Schlachtschiff von 30'000 Tonnen, Unterseeboote, eine An-  
196

zahl von Handelsschiffen, wie am Piräus verbrannt oder versenkt. Alle Öltanks hat man auslaufen lassen, Öl bedeckt den riesigen Wasserspiegel rings um die Stadt und mindert die Freude am Baden. Die grossen Linien der Landschaft, der gewaltige Strom, die mächtigen Silos – alles ist wie in Amerika.

#### *20. August 1941*

Nikolajew, durch Hubes Panzervorstoss genommen, bedeutet einen entscheidenden operativen Erfolg. Das ganze Gebiet zwischen Bug und Dnjepr wird für die Russen wertlos, die Eroberung Chersons und der weitere Vorstoss zur Krim erst möglich. Der erste Zugang zum Schwarzen Meer ist gewonnen, zumal Odessa noch nicht gefallen ist. Und doch ist Nikolajew, wie Hube selbst zugibt, ein Fehlschlag. Das, was in erster Linie beabsichtigt war – die Einkreisung aller westlich des Bug und in Nikolajew selbst gehäuften Feindtruppen –, ist so gut wie vollkommen missglückt. Die Masse ist mitsamt allen Panzern, Geschützen und Material entkommen. Wir eroberten eine vom Feind fast geräumte Stadt. Die schweren Opfer der Division sind in dieser Hinsicht umsonst gebracht worden. Da Hube, den Warnungen der höheren Führung zum Trotz, den Gegner hier weitaus unterschätzte, wurde mit zu schwach gehaltenen Verbänden gekämpft, die zum Teil eingekreist, niedergemetzelt und abgeschossen wurden, ohne ihre Aufgaben erfüllen zu können.

#### *25. August 1941*

Wir werden nach Norden geworfen, um in die Kämpfe im Osten Kiews einzugreifen. Im Raume von Kirowograd wird die schwer angeschlagene Division wieder aufgefrischt. Mit unserem Erscheinen hat überall der Gottesdienst wieder Einzug in die ukrainischen Kirchen gehalten. In der Kathedrale von Kirowograd sehe ich, wie Halbwüchsige und Kinder in grosser Zahl von Müttern zur Taufe geführt werden. Unter Tränenströmen lösen sich gequälte Herzen. Mit aller Deutlichkeit offenbart sich, wie auf den anderen Dörfern, wo fast alle Wohnungen ihre Ikonen bewahrt hatten, dass die Frau als Bewahrerin religiösen Lebens gilt. Jetzt unterweist sie die Jugend drastisch in gottesdienstlichen Formen. Der Chorgesang ertönt in einer Vollendung, als sei er niemals zum Schweigen verurteilt ge-

wesen. Junge Leute, die splitternackt im Taufbecken untergetaucht und danach mit Öl gesalbt werden, schreien ohrenbetäubend.

### *12. September 1941*

In der Nacht vom 11. zum 12. September überschreitet die Division auf der Schiffbrücke den Dnjepr bei Kremenschug, gelangt an einen Brückenkopf; aus diesem heraus beginnt früh morgens unser Angriff. Wir stossen mit der Gruppe Kleist von Süden her der von Norden kommenden Gruppe Guderian entgegen, um die ostwärts Kiew operierenden sowjetischen Armeen einzukesseln. Da grössere Lücken entstehen, bilden wir in der folgenden Nacht drei Igel.

### *13. September 1941*

Wir setzen den Angriff bei Morgengrauen fort. Hube stösst mit Panzern auf Lubny vor. In allen Dörfern massenhaftes zerstörtes Kriegsmaterial, Leichen, tote Pferde. Häuser und Fahrzeuge brennen noch. Einwohner plündern, verraten nützlichweise, wo die abziehenden Russen Sprengungen vorbereiteten. So bleiben Bauten und Anlagen erhalten, die Vorräte unbeschädigt, lange Kolonnen russischer Zivilisten marschieren uns entgegen. Sie werden zu Arbeitsbataillonen zusammengefasst. Nach Westen sichern Spähtrupps. Lubny brennt an allen Enden. Auf der Anhöhe im Norden leuchtet ein Kloster mit Kuppelkirche und hohem Barockturm. Luftkämpfe. Der Ring schliesst sich. Infanterie-Divisionen rücken hinter uns auf. In Lubny wird kräftig aus den Häusern geschossen und mit Benzinflaschen geworfen.

### *20. September 1941*

Tod und Schmerzen bedeuten den Russen nicht viel. Auch schwersten Verwundungen gegenüber beweisen sie vollkommenen Gleichmut. In russischen Lazaretten begegnen wir entsetzlichsten Zuständen. Einer unserer Ärzte verbindet einem Gefangenen sechs schwere Wunden. Schliesslich erhebt sich der Patient und deutet auf ein Loch, in das man eine Faust stecken konnte, auf dem er bis dahin klaglos gesessen hatte. Ein schrecklich verwundetes Kind richtet beim Verbinden ohne Klagelaut nur die zu Tode erschrockenen Augen auf den Arzt und lässt alles willig geschehen. Unsere Leute dringen beim

Säubern in eine Stube, am Tisch sitzt ein russischer Soldat, er springt auf, will dem Deutschen die Kehle durchbeissen, beisst aber nur in den Arm, flieht und erliegt einem Pistolenschuss.

Im Gegensatz zum Russen erscheint der deutsche Soldat mit Nerven allzu belastet. Wir sind die Römer – sie die Germanen. Wir siegen durch Führung, die den Russen fehlt. Würden sie ihre Massen zu Schwerpunktbildungen konzentrieren, so ständen wir nicht hier. Ein Oberst, den wir heute fingen, sagt selbst, dass die Massenhinrichtung von Generalen im Jahr 1937 das Heer seiner «Köpfe» beraubt habe. Lehrreich ist ein erbeuteter Erlass Timoschenkos, der die deutsche Infanterie geradezu für feige erklärt. Einem Bajonettangriff wiche sie immer aus. Er befiehlt Nachtangriffe, da der Deutsche nachts leichtsinnig nur wenig sichere, Stiefel auszöge und die Waffen an einen Baum hänge. Wir lernen viel vom Feind, wie denn die Russen auch in allen Erdarbeiten Meister sind. Sie kämpfen vollkommen furchtlos und todverachtend. Die russische Artillerie ist uns in der Optik und in einzelnen Geschütztypen überlegen. Sie schießt hervorragend. Auch mit ihren schweren Panzern sind sie uns über.

### *21. September 1941*

Während Hube am 17.9. mit den Panzern kühn nach Norden weiter vorstösst, bleibt das gesamte von ihm passierte Gelände von starken russischen Kräften und Artillerie besetzt. Immer wieder vollzieht sich der gleiche, äusserst unzweckmässige Vorgang, der unnötige Krisen heraufbeschwört. Prompt durchbrechen die Sowjets unsere Sicherungen am Stadtrand von Lubny und bemächtigen sich der Nordwestviertel. Unser Befehlswagen, unter Bäumen in einer Strasse aufgefahen, befindet sich fünf Stunden lang im Zentrum von Strassenkämpfen. Vor deren Beginn waren Generaloberst von Kleist und General Kempf erschienen, um von uns aus die Panzerarmee und das Korps zu führen. Sie wären gezwungen gewesen, am Nahkampf mit der Waffe teilzunehmen, hätten nicht alle greifbaren Verbände, selbst die Ordonnanzen, Schreiber und Sanitäter eingegriffen. Durch Häuser und Gärten arbeiten sich die Russen, wenn man sie erledigt glaubt, immer wieder von Neuem heran, kämpfen verbissen und bringen unsere Männer durch Akte seit Jahrhunderten nicht mehr gesehener Wildheit in Wut. Jetzt geben auch sie kein Pardon mehr.

### *22. September 1941*

Wir verstärken den Südflügel. Am Nachmittag mehren sich die Sturmzeichen. Wir ziehen alle Reserven heran. Nach Anbruch der Dunkelheit schwerste Krise. Der Gegner bricht nach Nordosten durch mit Kavallerie, einzelnen Panzern und vielen Kraftfahrzeugen. Man weiss nicht, wo er überall herkommt, in der Hauptsache jedenfalls zwischen Lukmje und Orshiza mit Marschrichtung Lubny. Es ist unmöglich, den Riesenabschnitt völlig zu sichern und ein Herausströmen der Russen aus dem Kessel in stockfinsterner Nacht zu verhindern. Zwei Bataillone von uns kämpfen, von den Russen eingeschlossen, um ihr Leben und bringen dem Feind ungeheure Verluste bei. Russische Kavallerie umbraust uns bis zum Slepород-Abschnitt, 7 km hinter unserem Rücken. Auch im Norden steht eine sich noch zäh verteidigende Feindgruppe. Operativ kann zwar kein grosses Unglück passieren, doch der Einbruch in die Zone der rückwärtigen Verbindungen bedeutet Gefahr. Die Russen filtrieren sich durch Sümpfe, rudern, schwimmend, sie schleichen in Massen durch Mais- und Sonnenblumen-, durch die in Hocken stehenden Kornfelder. Jede Stiege muss beim Säubern untersucht werden. Diese rabiaten Kerle, nach Verlust ihrer Fahrzeuge noch alle Taschen voll Munition, verkaufen ihr Leben teuer.

### *23. September 1941*

Bei Morgengrauen gehen Schützenbrigade und Panzerregiment zum Gegenangriff über und gewinnen in hartem Kampf, nunmehr endgültig, die Brücke bei Orshiza. Was an Russen ausserhalb dieses eigentlichen Kampffeldes über die Sümpfe kommt, ergibt sich fast widerstandslos. Gleichzeitig stehen unsere Einheiten in noch härterem Gefecht um den Slepород-Abschnitt. Hier kämpft die russische Führung aus dem Kiew-Kessel den letzten Kampf um die nackte Existenz. Teile brechen durch in Richtung Lubny.

Ein russischer Armeeführer fällt, in jeder Hand eine Pistole. Stäbe werden gefangengenommen. Das Säubern der Ortschaften mit feuernd durchfahrenden Panzern genügt nicht. Überall tauchen die Russen wieder auf, kämpfen auf Leben und Tod, schiessen aus jedem Versteck. Jedes Haus, jeder Busch, jedes Feld muss einzeln durchsucht werden. So zieht sich das Säubern des unermesslichen Geländes müh-

200

sam und verlustreich in die Länge. Überall sitzt noch der Feind. An ein Herausziehen der Division, zu dem die Führung drängt, ist nicht zu denken. An anderen Stellen häufen sich Massen von freiwillig überlaufenden Russen. Die Kommissare, die sie vorwärtshetzten, sind von ihnen selbst umgebracht oder im Kampf geblieben. Immer endlosere Kolonnen von Gefangenen, von Panzerspähwagen bewacht, wälzen sich nach Osten. «Fährt man aus, um Eier zu requirieren, bringt man mehr Gefangene als Eier zurück ...» Höhere Offiziere und Generalstäbler werden bei uns auf dem Gefechtsstand verhört. In umfassendem Angriff vernichten wir zwischen Slepordbach und Orshiza die noch kämpfenden Feindteile. Wie rasend brausen die russischen Kraftfahrzeuge ziellos im Kreise umher, dazwischen Reiterei, getrieben, gejagt durch Artillerie, Panzer und Schützen.

#### *24. September 1941*

Ozeane von Gefangenen, 650'000 im ganzen Kiew-Kessel, auf unser Korps allein entfallen über 100'000. Die Ernährungsfrage ist unlösbar. Sonnenblumen helfen etwas. Man kocht Kartoffeln. Aber für 650'000 Halbverhungerte? Unterwegs trinken sie jede Pfütze aus. Grauenhaft.

Ein klarer Herbstmorgen. Nach Solotuchi und über den Damm nach Denissowka. Nichts regt sich. Da liegen tote Russen ohne Zahl, auf dem Damm, in Schützenlöchern an den Seiten, Mann für Mann und daneben im Wasser, unter dem Wasser. Soweit das Auge reicht, blicken Köpfe oder Gliedmassen von Ertrunkenen und Erschossenen aus dem Sumpf, junge Frauen mit blonden Haaren, die Schusswaffe noch im Arm, in Todesstarre, Ophelien, die unter Fischen und Schlinggewächsen im Sumpfwasser treiben. Die Sage mag sich der Orte bemächtigen, die soviel Grauen gesehen haben, und noch in späten Zeiten wird man vielleicht in Irrlichtern die Geister der Gefallenen über diesem Todesweg zu erkennen glauben. Ich sehe Trümmer und Teile von Menschen, alle vergossen Blutströme, doch alles wie aus weiter Ferne. Das Bewusstsein verdunkelt sich.

Brennende Abendröte über Todessümpfen, Schatten der heraufkommenden Nacht. Ein unbedeutender Flussabschnitt ist zum Schauplatz einer geschichtlichen Tragödie geworden.

Die Endkämpfe der Schlacht um Kiew sind die grausamsten und blutigsten des Krieges für uns.

Es steht fest, dass die höhere Führung die Situation richtig beurteilt und entsprechende Befehle gegeben hat. Hube dagegen neigt, das Entscheidende nicht begreifend, oft zu persönlichen Konzeptionen. Hubes Stärke liegt im energischen Vortreiben von Einzelverbänden, in der Stosskraft der eigenen Persönlichkeit, weniger in der Führung grösserer Verbände, weshalb er auch, selbst in entscheidenden Krisen, die Gesamtführung dem la überlässt. In der Meisterung einer Lage zeigen sich beide gross, doch die Beurteilung im Voraus ist ihre schwache Seite. Um solche Fragen gehen die Gespräche.

Wir handeln, als seien unsere Kraftreserven unerschöpflich.

Mir kommt stärker zum Bewusstsein, wie tief ich mich mit dem Fernen Osten und seinen Massstäben eingelassen habe, im Gegensatz zu der kindlichen Freude, wie sie Hube an gewonnenen Schlachten, eroberten Städten, Heeresbesichtigungen, Auszeichnungen oder Glückwünschen von Hitler findet.

### *8. Oktober 1941*

Der Russe hat unsere Dnjepr-Front zwischen Saporoschje und Melitopol zum Einsturz gebracht. Unser Ziel muss nun sein, den hier eingebrochenen Feind, auf das Asowsche Meer vorstossend, im Osten zu umfassen, während ihn die 11. Armee unter Manstein frontal angreift.

Wie ein Messer durchschneidet dieser Stoss die weichste Stelle des Feindes. Bei Tage verfolgen uns Ratas «in rollendem Einsatz». Hinten und vorn wird unsere Marschkolonne von sowjetischen Panzern angeschossen. Staubwolken begleiten unsere auf Meilen übersehbaren Fahrzeugschlangen. Nach rückwärts gibt es keine Verbindungen mehr.

Man gerät von Scylla zu Charybdis, weicht vor sowjetischen Panzern und Artilleriefeuer bald nach rechts, bald nach links aus, braust – im Rücken verfolgt – eiligst nach vorn durch baumloses unbesiedeltes Gelände.

Und dann beginnt die «Einkreisungsschlacht von Andrejewka», 35 km nördlich des Asowschen Meeres.

Wir stehen wieder am Ostrande eines grossen sowjetischen Kessels. Eigene Truppen treiben von Westen her starke feindliche Verbände auf uns zu, eine vertraute Lage. Geleitzüge, die von Westen kommen,

und unsere Verwundetentransporte durchqueren mit Pakschutz das «Rote Meer» des Gegners.

Doch fehlt es uns dank der aufgefundenen Vorräte an nichts. Rumänische Kavallerie trifft ein. Wir besetzen die Höhen ringsum, können aber trotz aller Verluste, die wir dem Gegner beibringen, nicht verhindern, dass er sich in Massen an uns vorüberdrückt. Erster Schneefall. Wüstes Morden. Der Führer der 18. sowjetischen Armee, General Smirnow, fällt hier im Kampf. Hube lässt ihn mit allen militärischen Ehren beisetzen. Ungeheure Beute. Über hunderttausend Gefangene. Doch wird uns plötzlich bewusst, das Winterziel werden wir nicht erreichen; verhängnisvoll für uns, denn nichts ist für eine Winterkampagne vorbereitet.

#### *10. Oktober 1941*

Die Schlacht klingt ab. Nur noch schwache Feindteile werden gefasst. Die Masse ist vernichtet.

#### *11. Oktober 1941*

Die wellige riesenräumige Landschaft bis zum Asowschen Meer breitet sich leer und still aus, als sei nichts geschehen. Doch in allen Schluchten liegen, wie von einer Dampfwalze niedergewalzt, zehntausend tote Russen, unheimliche Massen in Amerika hergestellter Geschütze, Panzer, Kraftfahrzeuge, plattgewalzt, zerschmettert, verbrannt. Dieser ganze Vernichtungsapparat war gegen uns gerichtet, den «Igel» von Andrejewka, wo unser «hoher Rat» Tage und Nächte seine Künste spielen liess, eine Kunst, die darin besteht, mit geringen eigenen Verlusten ein Maximum vom Feind zu vernichten. Der Weg für den Weitermarsch ist frei. Nun irren die Pferde der vernichteten russischen Kavallerie um Leichen und Trümmer. Geschlachtet sind sie die Haupternährung unserer Gefangenen. Hier im Ort stehen, seit Tagen im Freien zusammengetrieben, in zwei Gruppen 13 500 Mann, tagsüber in Staubstürmen, nachts im Regen. Ein dreckiger Bach fließt vorbei, das einzige, was sie zu trinken haben. Was Bauersfrauen anbringen, reicht für ein Dutzend. Mit der Pflege der Verwundeten sieht es trotz aller Bemühungen nicht besser aus. Kein Laut dringt aus dieser Masse gepeinigter Kreatur.

Unsere Gedanken bringen noch keine Ordnung in das Chaos. Was



Menschen erarbeiten, wird weiter der Vernichtung dienen. An der Grösse des Scheiterhaufens, in dem die alte Welt aufbrennt, ist zu erkennen, wie es um sie bestellt war.

### *12. Oktober 1941*

Das Industriegebiet des Donez-Beckens zur Linken, das Asowsche Meer zur Rechten lassend, treten wir den Weitermarsch in Richtung auf Rostow am Don an. Es gibt kleine Zusammenstösse mit Süd-sicherungen der Donez-Armee. Da die Karten nicht mehr stimmen, wird jetzt mit Kompass geführt. Viel wanderndes Volk, Nachkommen von Nomaden, sieht man überallher, überallhin unterwegs, zu Fuss, mit Panjewagen, manchmal mit Traktoren davor, die von Frauen gesteuert werden, hinten Kinder und Grossealtern darauf. Unter grauem Himmel und trüben Nebeln sinkt das Land in stumpfen, gebrochenen Farben in den Winter. Flauschröcke und Pelzmützen gleichen die Bevölkerung der fernen mongolischen an. Die Fenster der Lehmhütten, ohnehin nicht zum öffnen konstruiert, sind jetzt zugemauert, damit für acht Monate weder Kälte, Licht noch Luft eindringen können. Darin eingesargt gehen die Familien zur Ruhe über. Nur die nimmermüde Mutter füttert die hungrigen Schnäbel von Mensch und Vieh, kocht, heizt und passt auf, dass kein Unglück geschieht.

### *13. Oktober 1941*

Am Bahnhof (in Karanj) steht eine Schar von einigen Tausend volksdeutscher Frauen und Kinder zusammengetrieben, die nach Sibirien verfrachtet werden sollten. Zum Glück kamen wir dem Abtransport gerade noch zuvor. Die Freude ist gross. Die zu den Frauen gehörenden Männer, die von den Russen zum Schanzen deportiert waren, sind ebenfalls befreit, und so wird wenigstens die Hälfte der getrennten Familien bald wieder zusammen sein. Hier am Kalmius-Fluss werfen sich uns russische Verbände mit Panzern und Artillerie entgegen. Wir bauen unsere Geschütze auf den Höhen am Westufer auf. Ein Artillerieduell setzt ein, das uns auf den Leib rückt. Wir schlagen den Gefechtsstand in einem Schulgebäude am westlichen Stadtrand auf, beobachten von hier aus Feindangriffe aus verschiedenen Richtungen, russisches Panzerfeuer und Gegenangriffe unserer Panzer-

204

wagen. Wir sitzen wie bei Leonardos Abendmahl, Hube in der Mitte, vor breitem Tisch am Fenster. Um uns schlagen Granaten ein. In der folgenden Nacht setzt sich der Russe ab und verschwindet.

#### *14. Oktober 1941*

Brennstoffmangel verzögert den Weitermarsch. Wir verheizen in diesen Tagen alle Schulbänke, jagen nach Ungeziefer, trinken Schnaps. Man spielt Bridge, Schach und liest 30-Pfennig-Romane. Meine Passion für Bachofen und Tukydidies, die ich mitführe, wird nachsichtig belächelt. Hube, für viele Wissensgebiete, zumal für Geschichte interessiert, nutzt jede Stunde der Erholung zu langen Gesprächen à deux mit mir. Im Befehlswagen ertönt Radio-Musik: Jazz, Zarah Leander, das allabendliche «Laternenlied» des Senders Belgrad. Sonderbare Bedürfnisse unseres inneren Haushalts!

#### *19. Oktober 1941*

Ich liege mit Fieber bei wüstem Krach an der Erde, höre aber wenig, da ich meist bei halbem Bewusstsein bin. Eine Zeltbahn trennt mich von dem Raum ab, in dem gekocht wird und die Melder ihr Unwesen treiben. Schmutzig und verlaust liegt man auf Stroh, unter Fliegen, Küchendüften und Krach. Gebrutzelt wird den ganzen Tag. Das gnadenlos durchgehaltene Radioprogramm ist entweder für Wahnsinnige erdacht oder dafür, einen verrückt zu machen.

#### *28. Oktober 1941*

Blutvergiftung im rechten Bein, Gefahr einer Wundrose. Zum Glück gibt es keinen Stellungswechsel, so kann ich beim Stabe liegen bleiben. Der Spritmangel ist bei uns chronisch geworden. Die Division ist nicht weitergekommen. Das gute Herbstwetter verstreicht ungenutzt. So gewinnen die Russen Zeit. Ab und zu lassen sie Flutwellen aus Staubecken die Flüsse herunter. Pionierbrücken werden überschwemmt, halten aber stand. Charkow und Stalino sind gefallen.

#### *30. Oktober 1941*

Wir planen Vormarsch auf Schachty, Umfassung von Rostow. Um mein Strohlager braust der Betrieb der Befehlsgebung. Nachts ra-

scheln Mäuse im Stroh, laufen aus schmutzstarrenden Hintergründen über Gesicht und Hände. Meine Überführung ins Lazarett wird verfügt. Ich verlasse die Truppe und die Kameraden gerade jetzt sehr ungern.

### *31. Oktober 1941*

Bomben prasseln bei meiner Abfahrt. Leuschner fährt mich nach Mariupol. Unterwegs Rata-Angriffe. Mit lädiertem Bein hinaus, platt auf die Erde, während Leuschner schießt. Wir fahren die von Taganrog kommende Panzerstrasse. Im Süden das Asowsche Meer, weiss schimmern Orte auf einer Landzunge. Die Strasse führt hart über dem Steilabfall der Küste hin. Mühlen drehen die Flügel, herbstliche Obstgärten leuchten rostrot. Die Sonne sinkt am gelbleuchtenden Horizont. Einzelne Segel auf der bewegten blauen Flut. Die Ratas nehmen diese Fischerboote mit Vorliebe unter Feuer. Mariupol wird sichtbar. Die an Michigan Lake erinnernde Industrielandschaft am Meer liegt in der Flut der Abendröte. Ich gerate auf der Suche nach einem Feldlazarett in das Ärztekasino der 13. Panzer-Division. Ich habe das Glück, mein Bein von einem netten jungen Assistenzarzt von Canstein geschient zu bekommen. Ich bekomme ein Einzelzimmer, werde durch Galerien voll stöhnender Verwundeter getragen, deren Jammern immerfort zu hören ist. Eine schwere Bombe erschüttert nachts das Gebäude in seinen Grundfesten.

### *1. November 1941*

Vor meinem Fenster das graue Meer. Ein Transport Verwundeter geht ab. Ein Freund und der katholische Divisionspfarrer besuchen mich. Ich höre zum ersten Mal das Entsetzliche, das hinter unserem Rücken in dem von uns eroberten Gebiet mit den Juden geschieht. Hier in Mariupol wurden allein 12'000 bis 15'000 Juden umgebracht. Man erstarrt. Von diesem Augenblick an ist jede Freude, jede wahre Hoffnung zerstört. Verbrechen heftet sich an unsere Fersen.

### *2. November 1941*

Jemand kommt hereingestürzt: sofort Lufttransport! Ich werde entschient, neu verbunden, in Hemd, Mantel und Decke ins Auto gestopft. Leuschner bringt mir meine Sachen. Die Sonne blitzt über dem

Asowschen Meer. Am Flugplatz fehlen meine Papiere. Zurück ins Lazarett und fort mit dem nächsten Flugzeug, das um 15 Uhr mit Verwundeten nach Dnjeppropetrowsk startet. Die Ju hebt sich, beladen mit Verwundeten und Invaliden. Das Meer steigt auf als blaue Wand. Abendflug über Einöden, in denen wir gekämpft haben, Strassen, auf denen wir vormarschiert sind, silberne Rinnsale, Sumpfabschnitte. Während die Sonne in drohendem Gewölk versinkt, hebt sich kaukasienwärts der Mond. Im Süden die Krim. Wir fliegen die Dnjeprstromschnellen hinauf, die, da der Staudamm zerstört ist, sich mit Klippen und Strudeln in ihrer Urgestalt zeigen. Endlich das Häusermeer von Dnjeppropetrowsk. Krankentransportwagen durchfahren unverdunkelte Strassen. Viel durch Artilleriefeuer zerstört. Trübe Aussichten für den Weitertransport.

### *3. November 1941*

Nacht im grossen Saal des Lazarett. Die Insassen sind meist junge Offiziere mit amputierten Gliedern. Früh ertönt der Ruf: ein Flugzeug nach Berlin! Ich werde, diesmal voll bekleidet, mit Schwerverwundeten wohlverproviantiert in Transportwagen geladen und in eine Maschine gestopft. Der Flug endet in Kremenschug. Dort besteht weder Aussicht, auf dem Luftwege noch mit der Bahn weiterzukommen. Es ist eine Sackgasse. Ich beschliesse, mich trotz meiner Hilfsbedürftigkeit selbständig zu machen und nach Dnjeppropetrowsk zurückzufliegen, lasse die Verwundeten aussteigen, bleibe im Flugzeug liegen, das mit Sanitätsmaterial gefüllt wird, so dass ich schliesslich auf einem Kistenberg hart unter der Decke schwebe. So geht es den Dnjepr zurück. Bald landen wir von Neuem in Dnjeppropetrowsk. Von dort ist eben eine Maschine nach Breslau geflogen, doch bald wird eine «Gelegenheit» nach Kiew gemeldet. Eine Zugmaschine befördert mich Invaliden über den Platz. Ein österreichischer Offizier hilft mir in die Maschine und fliegt mit. Ungeheure Bilder tun sich vor mir auf. Im Norden der Raum der Einkreisungsschlacht vom September. Der Strom mit seinen vielen Läufen und Inseln, das Bild der Urlandschaft. Bewaldete Hügel mit chinesischen Ufern, vereinzelt Bauernhütten, Klöster, Kirchen, schliesslich auf einem Berg der hohe Barockturm der Grossen Lawra, dann ein Meer von Kuppeln und Glockentürmen über einer halb byzantinischen, halb amerikanischen

Stadt: das heilige Kiew, die «Mutter aller russischen Städte». In höchster Aufregung begreife ich diese Wunder der Wüste.

Flieger beherbergen mich ob meiner Hinfälligkeit in ihrer Kasino-baracke und geben mir zu essen. Gern würde ich den Mondschein benutzen, nachts um die heiligen Monumente der Stadt zu streifen. Ein unheimliches Pflaster. Kiew wird geräumt, da die Russen mit Zeitzündern verheerend wirken. Ein Divisionsstab und die gesamte Kommandantur flogen in die Luft, letzthin auch das grosse Theater.

#### *4. November 1941*

Ich wanke bei Morgengrauen zu einer beträchtlich lädierten Maschine, die nach Breslau starten soll. Aus Mitleid werde ich, gegen ein ausdrückliches Verbot, mitgenommen und verschwinde im Bauch der Ju, die sich mit Motorrädern und Kisten füllt. Wir überfliegen öde Kiefernwälder, unsere Schlachtfelder von Berditschew, Ljubar, Kremenez. Schlechtwetter-Nachrichten zwingen zur Notlandung auf dem Flugplatz Rzeszow in Galizien. Mitreisende Flieger nehmen mich unter ihre Fittiche. Da der Weiterflug fraglich ist und gerade ein Urlaubertzug fährt, wird ein Wagen zur Bahn und ein Fahrschein bestellt und die Reise, weniger romantisch, aber mit grösserer Sicherheit fortgesetzt.

#### *5. November 1941*

Morgens ist Stendal erreicht. Mein Bein sieht scheusslich aus. Das Reservelazarett entlässt mich, da es überfüllt ist, in Hermanns Pflege nach Wittenmoor. Zweimal in der Woche fahre ich zur Behandlung herein. Ich komme humpelnd, kümmerlich, in schäbigem Anzug, fast ohne Gepäck, wie ein Bettler nach Wittenmoor. Meine Sachen wandern sofort in die Waschküche. Hermann seift mich in der Badewanne ab, doch keine Laus wird sichtbar. Das Ungeziefer hat mich bei Beginn der Blutverschlechterung verlassen. Lange im Bett. Ich bin von der Entdeckung der Schrecknisse, die sich im Gefolge unseres Vormarsches im Osten an den Juden vollziehen und die der Truppe verborgen bleiben, halb wahnsinnig.

Ich lese am ersten Abend noch die Todesanzeigen des gesamten russischen Feldzuges und erfahre so auf einmal den Verlust einer grossen Anzahl von Verwandten, Freunden und Nahestehenden.

Das Niedrige setzt sich an die Stelle des Edlen. Was uns in jedem Fall bevorsteht, ob wir siegen werden oder nicht, ist die uns bisher verborgene Summe von allem, was uns im Laufe des Krieges geraubt ist an Blut und Werten, aber nicht weniger das, was in unserem Namen geschieht und unser Volk bis ans Ende der Tage belasten wird, soviel vielleicht auch gesühnt wird. Wir haben uns die Kriegsführung erschwert, und unsere Menschenführung bleibt ein erbarmungswürdiges Kapitel.

Ein Volk, das in religiöser und rechtlicher Anarchie lebt, kann andere nicht regieren, jedenfalls nicht über den Rahmen der Gewalt hinaus.

Wir treiben im Chaos. Alles, was noch kommt, wird im Zeichen des Wahnsinns unternommen werden. Doch vielleicht ist ohne Katastrophe eine Heilung der grossen Geisteskrankheit nicht möglich.

## *2. Januar 1942*

Aus dem Osten düstere Nachrichten. Rostow musste wieder aufgegeben werden. Die Front hält ostwärts Taganrog. Auf der Krim wird erbittert gekämpft. Am ernstesten sieht es vor Moskau aus. Bei grimmiger Kälte greifen die Russen beständig in Übermacht an. Unsere Kräfte reichen nicht, den Riesenraum genügend zu sichern. Viel Material musste zurückgelassen und zerstört werden. Verwundete erfrieren. Ganze Divisionen werden von den Russen eingeschlossen. Hitler ist, wie ich aus dem Hauptquartier höre, wütend auf die Generale. Gedanke an die Leiden der Kameraden draussen! Das zurückliegende Jahr! Der Balkanfeldzug schnell und glänzend, Kreta, der erste furchtbare Aderlass, Opferung unserer Fallschirmjäger. Vom ersten Tag des Russlandfeldzuges Kampf gegen Elemente und Dämonen, ein satanischer Krieg, dem unsere Besten in Legionen zum Opfer fallen, ohne dass im Geringsten die gesteckten Ziele erreicht worden wären. Schon im Juli waren Siegesparaden für die Eroberung von Moskau und Leningrad vorgesehen. Rechtzeitig ward Hitler vor der Tücke des russischen Winters gewarnt. Noch ist nicht entschieden, ob er uns nicht zur Katastrophe wird. Eine gewaltige stumme Totenklage ist rings im Land. Ein neues Jahr der Prüfung zieht herauf.

## *2. Mai 1942*

Nach mehr als fünf Monaten bin ich endlich wieder beim Stab der 16. Panzer-Division. Die Division ist im Raum von Stalino versammelt, frischt auf und bildet aus. Fahrzeuglage und Nachschub bilden das schwierigste Problem. Hube, ungebeugt wie nur je, hat sich ein grosses Prestige geschaffen. Mich freut, wieder bei ihm zu sein. Der Stab hat sich verjüngt. Bis auf den Ia, einen Oberstleutnant, wurden alle Stellen mit jungen Hauptleuten neu besetzt. Ich bleibe Hubes Persönlicher Ordonnanzoffizier, wohne und arbeite im Kasinogebäude «wie Luther auf der Wartburg», beschäftige vier Mann und bringe zunächst das Kriegstagebuch der Division für das Heeresarchiv in Form. Wie soll man diese Kampagne in Russland beschreiben? Mit dem Lichtbild ist ihr nicht beizukommen. Weder Landschaft noch Zerstörung, noch Waffen, Kriegsmaterial oder Kampfhandlungen wirken in irgendeiner Darstellung.

Die Monate Januar und Februar des Jahres 1942 brachten der Division eisige Stürme, bis zu 45 Grad Kälte und ungeheure Schneeverwehungen. Viele erfroren. Der Russe griff mit Vorliebe bei stärkster Kälte an. Im Februar durchbrach er die Donez-Front zwischen Charkow und Stalino. Hube erhielt den Oberbefehl über den Abschnitt von Nikitowka. Teile der Division wurden dorthin abgezweigt. Die Italiener verteidigten sich bei strenger Kälte nur in Ortschaften und gaben Gelände preis, das wir wieder erobern mussten. Der März war wieder wärmer. Von den erfolglosen Angriffen der Sowjets, die Taganrog zum Ziel hatten, wurde unser rechter Flügel am Mius noch betroffen.

Ich lese ein vom 21. September 1941 bis zum 7. März 1942 geführtes Tagebuch eines am Mius gefallenen russischen Leutnants Ewdomikow, das aufschlussreich, ohne politische Ideologie, rein menschlich geschrieben ist. Der Schauplatz ist Roytow-Sewastopol.

Gemeinsame Mahlzeiten mit «Weltverbesserungsgesprächen», wie Hube sie liebt. Ich spreche mit ihm über seinen Sohn, der gefallen ist, und den Tod seiner Frau. Er erzählt von den Winterkämpfen und seinem Empfang bei Hitler, bei dem er sich das Eichenlaub holte. Dort gab es Linsensuppe und einen Apfel. Hubes Frage nach der künftigen Grenzziehung im Osten beantwortete Hitler ausweichend: Flüsse, die sieben Monate zugefroren seien, wären kein Grenzschutz.

Er werde ein breites Niemandsland mit Befestigungen schaffen, das künftig den Truppenübungsplatz des deutschen Heeres darstellen werde. Diese Linie müsse im Jahr 1942. erreicht werden. Hitler glaubt nicht mehr an eine völlige Niederwerfung der Russen, jedoch an eine weitgehende Schwächung. Kaukasien muss erobert werden, auch Petersburg, «denn die Ostsee soll deutsch werden». Moskau dagegen mit seinen Volksmassen und Murmansk (schien es Hube) will Hitler den Russen überlassen.

Der grösste Teil des Berufsheeres soll diesen auf lange Zeit nicht endenden Limeskrieg führen und beständig Vorstösse ins Innere Russlands machen, auch über den Ural hinaus, um dort Industrien zu zerstören. Dies soll nicht zum wenigsten auch zur Abhärtung und Wehrhafterhaltung des deutschen Volkes dienen und zur stärkeren Durchblutung des eroberten Ostlandes, denn dort liege künftig das Schwergewicht des Reiches und seiner Aufgaben. Nach englischen, altrömischen und sonstigen Kolonialmustern soll Landverteilung, Aufnahme in den Wehrbauernstand, die Übernahme höherer Posten in Heer und Verwaltung nur für Osterprobe in Frage kommen.

Hube, der über Derartiges sonst nicht spricht, ist vom Wahnsinn solcher Utopien immer wieder verführt. Wir einigen uns nie. Für das moralische Problem besteht bei ihm kein Organ. Aber ein europäischer Zusammenschluss ist nur auf der Basis von Recht und Freiheit möglich. Ist es der willkürliche Wille eines Einzelnen, der die Welt in das Chaos schleudert? Die Tragödie allen Lebens tritt uns, die wir an diesem Umbau der Welt teilzunehmen gezwungen sind, ausweglos ins Bewusstsein. Trotz der Meinungsverschiedenheiten in jedem wesentlichen Gespräch zieht mich Hube immer wieder in seine Nähe.

*17. Juni 1942*

Mit Hube bei General Schmidt (Chef des Stabes der 6. Armee), in Charkow. Ich bekomme dort zum ersten Mal Einblick in den seit den Winterkämpfen geheimgehaltenen Verlauf der Ostfront und eine Schilderung der Ursachen. Den Geländeverlust hatte ich überschätzt, aber kaum vorstellbar ist, was die Truppen durchgemacht haben. Noch immer herrschen dort schlimme Zustände. Auch über das, was im Grossen geplant ist, bin ich nun in grossen Zügen unterrichtet. Mit unseren immerhin schweren und umfangreichen Vorkämpfen, deren



dritter Abschnitt eben beginnt, bezweckt Hitler eine Zermürbungstaktik, eine «Nervensäge», wie der Kunstaussdruck lautet. Für uns erschwerend sind die ständigen Gewittergüsse, die Wege und Gelände zeitweilig ganz ungangbar machen. Diesmal tun wir einen schweren Gang gegen die Hauptstreitkräfte Timoschenkos. Wir sollen den «Stier bei den Hörnern packen».

Rundfahrt mit Hube durch Charkow. Wir besichtigen die Paradebauten der Sowjets, die lebhaft und streng gegliedert alle ähnlichen Neubauten Europas übertreffen. In der Kathedrale, die heruntergekommen, aber noch brauchbar ist, finden geistliche Handlungen, Taufen, Segensspendungen statt. Die Marmoraltäre sind herausgerissen. Das Allerheiligste ist an Stelle der Ikonostasis durch eine Art Theatervorhang geschlossen, der auf- und zugezogen wird. Bettlerinnen und Krüppel belagern den Eingang. Ikonen, Lichter und Blumen beleben den freskengeschmückten Kuppelraum. Der brutalverzierte Backsteinbau, 19. Jahrhundert, kombiniert fünf Kuppeln mit hohem Glockenturm. Die Renommierarchitektur der Zarenzeit prunkt in wüsten Exzessen.

Wir fahren nach Gniliza, wo der Divisions-Gefechtsstand in einer mit Obstbäumen bestandenen Balka nahe den Donezwäldern aufgeschlagen ist. Ameisenplage. Es ist grau und schwül. Teile der Division würgen sich noch immer durch die Schlammwüste.

*18. Juni 1942*

### **Gniliza. Vorbereitungen für den Angriff auf Kupjansk.**

*22. Juni 1942*

Seit Mitternacht hört das Ohr an der Erde ein irres Brausen, das Vorrollen der 14. Panzer-Division, die um 2 Uhr antritt, während die Gruppe um Hube um 3 Uhr angreift. Fahles Morgenrot. Dunkle Silhouetten vor dem Horizont, an dem der Feuerschlag der Artillerieschlacht unter dem Gesprüh von Leuchtspurmunition einsetzt. Die Front in Rauchwolken. Alle Felder sind von den Russen bestellt. Sie glaubten uns durch den Winter schachmatt. Die Welt geht eher unter, bevor der russische Bauer seine Felder unbestellt lässt. Erstaunlich, wie die Russen Saatgut gerettet, verborgen und sich vom Munde abgespart haben.

Der erste Feindwiderstand ist geringer als erwartet. Wir dringen um 4 Uhr in das wichtige Schewtschenko ein. Der Russe funkt um Hilfe und erhält den Befehl, bis zum Äussersten zu halten. Plötzlich lebhaftes Granatwerferfeuer auf unsere Rollbahn. Eine Feindgruppe von 100 Mann, die uns in die Flanke stossen will, wird durch den Pionier-Panzer-Zug gefangen. Wir beobachten, wie ein ganzes Feld voller Russen sitzt. Zwei Melder kommen, winken ihnen, bieten Zigaretten an, und ein Häuflein Russen folgt ihnen in die Gefangenschaft. Andere Russen derselben Truppe schießen aus ihren Löchern und verteidigen sich zäh. Sie sind unberechenbar. Die Gefechtsstaffel rückt bis an eine Hecke nördlich Michailowka, wo es Feuer von Granatwerfern und Artillerie mit hohen Sprengpunkten gibt, worauf wir weiter vorn auf der Höhe für die Nacht den Gefechtsstand beziehen. Von hier ist die Schlacht ringsum zu übersehen, Panzerkämpfe bei Kowalenka, Stalinorgel, Eingreifen von Stukas und Bombern, russische Infanterie im Rückzug, gewaltiges Theater der eigenen Luftwaffe. Lange stockt der Vormarsch des Panzerregiments an einem von der Luftwaffe vorher nicht erkannten, frisch aufgeworfenen Panzergraben der Russen, der nicht zu umgehen ist, aber auch nicht verteidigt wird. Da Pioniere nicht zur Stelle sind, glücken Brückenschlag und Übergang erst so spät, dass das Ziel, der Stadtrand von Kupjansk, nicht mehr erreicht wird. Starker Regen. Deshalb mehrmals sorgenvolle Beratung mit Hube.

### *23. Juni 1942*

Gefangene sagen aus, dass sie die Luftwaffe mehr fürchten als die Panzer. Die Vernehmung ergibt, dass unser Angriff durch Spionage vorher bekannt war. Ausserdem ist der La einer unserer Panzer-Divisionen mit einem Sammelakt von Operationsbefehlen bei den Russen im «Storch» notgelandet und gefallen, ohne die Papiere vernichten zu können. Solche Ereignisse bedeuten unabsehbaren Schaden und sind die Ursache fanatischer Geheimhaltung der Zusammenhänge, die wohl notwendig ist, aber die Führer aller Grade zu Handlangern degradiert.

Ab 15 Uhr greift die Division Kupjansk mit allen Kräften an. Während die Verbände das Weichbild bereits erreichen, bricht plötzlich weit hinter ihnen ein feindlicher Panzerverband aus dem Wald

bei Oliwowka hervor und stösst auf unseren Gefechtsstand los, wird aber von gerade anfliegenden Stukas «erledigt». Mit infernalischem Getöse stürzen sich die Maschinen aus den Himmeln auf ihr Ziel. Eine Anzahl von Feindpanzern bleibt liegen. Es sind alles «Amerikaner», 1942. gebaut, die bereits beschädigt und notdürftig geschweisst waren.

Der Abend ist die grosse Stunde der Luftwaffe. Ein über die Massen aufregendes Drama spielt sich über uns am Himmel ab, Bekrönung der Schlacht in einer mythischen Zone.

### *25. Juni 1942*

Um 2 Uhr nachts wird der Angriff auf Kupjansk fortgesetzt. Gegen 6 Uhr ist das befohlene Ziel, das Ufer des Oskol mit den gesprengten Brücken erreicht, der Sieg errungen. Vierzig feindliche Bomber überfliegen auf einmal den Divisionsgefechtsstand. Eigene Flieger werfen Panzermunition ab. Von einer Anhöhe sieht man die Stadt zwischen bewaldeten Höhen im Oskol-Tal liegen. Rings am Horizont Rauchsäulen von Sprengungen. Stukas bearbeiten einen eingekreisten Feind mit Bordwaffen und Bombenhagel. Immer mehr Fahrzeuge fahren auf Minen, wodurch Verluste und Stockungen entstehen.

Zu Fuss in die Stadt, die letzte von Bedeutung bis zur Wolga. Am Fluss schönes Landschaftsbild. Die Russen haben alle Vorräte abtransportiert und Brücken gesprengt. Die Bevölkerung ist freundlich und entgegenkommend.

### *25. Juni 1942*

Hube drängt zu schnellem Abmarsch nach Stalino, um die Division aufzufrischen. Vor einem Jahr wäre um die Eroberung von Kupjansk ein gewaltiges Tam-Tam geschlagen worden. Heute wird die Stätte des Triumphes nicht einmal in Augenschein genommen. Was den Kampf selbst angeht, so ist eine Abnahme der Kräfte in gleichem Verhältnis bei den Russen wie bei uns zu spüren. Der Elan wird durch Routine ersetzt.

Eine Rolle wie nie zuvor im Ostfeldzug spielten vor Kupjansk die Minen. Jeder Schritt, jede Fahrt war ein Eiertanz. Kein Erdenfleck wirkt erstorbener als ein Schlachtfeld nach dem Kampf. Leichen, zerstörte Fahrzeuge und Geschütze säumen in oft entsetzlichen Bil-

dem den Weg. Viele Hütten sind verbrannt, doch die Mehrzahl ist stehengeblieben, schon wieder mit vielköpfigen Familien bevölkert, die interessiert das Schauspiel betrachten, das wir ihnen bieten, denn nichts unterbricht sonst den Ewigkeitstag dieser Steppendörfer. Die jäh über sie hereinbrechenden Kampfhandlungen müssen dem Volk wie eine Naturkatastrophe erscheinen, die, so schnell, wie sie gekommen, auch wieder vorüberzieht. Dies richtig ermessend, bleibt die Bevölkerung während der entscheidenden Stunden in ihren ausserhalb der Häuser angelegten, unterstandsartigen Kellern, in denen nur Volltreffer ihnen etwas anhaben können, oder sie verbirgt sich in einer Geländefalte. Daher die erstaunlich geringen Verluste an Menschen unter der Bevölkerung und der Fortgang des gewohnten Lebens noch am Schlachttag selbst. Die Freude am neugeschenkten Leben und der gewonnenen Lebenssteigerung zeigt sich um so elementarer, je höllenhafter die Krise gewirkt hat. Dieses tierhaft instinkt-sichere Verhalten erinnert daran, dass auch unser kriegerisches Handeln keineswegs nur rational zu erklären ist sondern dass sich hier Urtriebe austoben, Ausbrüche vulkanischer Kräfte durch die erstarrende Lava der Zivilisation.

Wieder wie im vergangenen Jahr ziehen wir durch den unermesslichen Raum. Stockungen an schlechten Stellen, zerbrochene oder gesprengte Brücken hemmen häufig den Marsch. In der Abendsonne leuchten Hütten inmitten sauber bestellter Gärten, mit Laubwäldern bestandene Balkas, Rauchsäulen, die aus Brandstätten aufsteigen, und jenseits der Hügel kolossale Rauchpinien, die von Sprengungen der Russen herrühren. Infanteriekolonnen mit Panjewagen und Pferden kommen daher, Trupps von Gefangenen. Russen, die noch im Gelände sassen, ergeben sich und werden entwaffnet. Während die Sonne in allen Wundern der Farbe und des Lichts untergeht, fahren wir südwärts dem immer hellerstrahlenden Mond entgegen.

Vorstellung eines Mongolenreiches vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean, das Eurasien bis auf die Südspitzen umfasst. Ebenso wie ich hier in Russland in Volk und Landschaft China wiederentdeckte, fand ich in Nordchina, Mandschurei, Mongolei Russland. Diese mongolische Perspektive ist ebenso einleuchtend wie schauerlich. Dass unsere Kathedralen von den Engländern, nicht von Russen zerstört werden, gehört zu dem schlimmen Bild.

*26. Juni 1942*

Der Tag graut schon, als wir nach drei Stunden Ruhe um 2 Uhr morgens aufbrechen. Wir durchqueren das gespenstische Trümmerfeld von Saawinzy, überfahren die Donezbrücke, nehmen den Höhenweg westlich des Flusstales, das wir bei Sonnenaufgang lange zur Linken behalten, vorbei an unseren Mai-Schlachtfeldern um Petrowskaja-Gruschewacha. In diesen Dörfern ist viel Leben ausgelöscht. Wie im zertretenen Ameisenhügel bilden sich neue Zellen. Ich fahre nach Isjum, das vorgestern gleichzeitig mit Kupjansk genommen wurde. Ein Landschaftsbild von klassischer Grösse. So sieht ein Stück Erde aus, das bestimmt ist, zum Schauplatz weltgeschichtlicher Ereignisse zu werden. Die Natur selbst deutet an, dass sie das Ausserordentliche anstrebt. Sicher sind hier seit den Anfängen menschlichen Seins Entscheidungen gefallen, und ohne Zweifel ist diesem Ort in besonderem Mass künftiges Schicksal bestimmt. Für uns ist er zweimal das Zentrum schwerster Kämpfe gewesen. Bewaldete Schluchten senken sich im Vordergrund zum Donez, der am Fuss der Uferhänge des gewaltigen Talkessels in Windungen durch Laubwälder fliesst. Wie ein Vorgebirge ragt ein kahles Kalkmassiv vom südlichen Höhenrand in den Kessel hinein, das den Fluss gezwungen hat, jenen weiten Bogen zu schlagen, an dem Isjum zu Füssen dieser Höhe liegt. Stand hier einst Dschingis Khans Zelt? Dieser Berg gleicht einer Zitadelle und fordert heraus, von einem beherrschenden Bauwerk bekrönt zu werden. Die Rundschau von oben ist von einer Gewalt, wie nur noch die unerschlossenen Teile der Erde sie kennen. Man blickt über einen Ozean von Wäldern, der in unendlichen, in der Ferne zu immer feiner und heller werdenden Wellenlinien dem Horizont zustrebt. Darüber das Licht eines frühen Morgens in den Tropen. Blickt man genauer auf die in Wäldern und an den Ufern verstreuten Hütten, so sind die meisten zerstört. Auch die Stadt Isjum, die ein Paradies vortäuscht, erweist sich als Trümmerfeld. Der Berg selbst ist von Feldstellungen und Drahthindernissen überzogen und von Tellerminen übersät. Zerstörte russische Kampfwagen blieben zurück.

*8. Juli 1942*

Heute Morgen treten wir den Vormarsch zur Wolga an. Das immer gleiche Spiel wiederholt sich. Die Infanterie greift in der Frühe an.

Die Aufklärungsabteilung stösst mit einer Panzer-Kompanie vor, das Panzerregiment folgt, dann Schützen und andere Waffen. Pioniere beseitigen Minen, Brückenladungen, Hindernisse und schaffen Übergänge. Der Russe verfügt hier über ein ausgebautes Stellungssystem. Er hat frische Truppen und Artillerie herangeführt. Der Angriff muss am ersten Tage bereits abgebrochen werden. In der Erkenntnis, dass der Zeitpunkt für mangelhaft vorbereitete Grossangriffe noch nicht gekommen ist, wird die Division neu angesetzt. Nun geht es vorwärts.

### *12. Juli 1942*

Die Fahrt vor Sonnenaufgang über den Donez durch Wälder und Sümpfe ist von tropischem Zauber, doch der Tag wird unerträglich heiss, das langsame Vorrücken durch tiefen Sand bei beständigen Marschstockungen zur Qual. Dazu die Insektenplage dieser Fieberhölle. Wir fahren uns beständig fest, vergiessen staubbedeckt, stehend und schiebend, Bäche von Schweiss, bis der Gefechtsstand bei Kapitanowo ziemlich spät erreicht wird. Wir nächtigen, was bei Aufstellung der Fahrzeuge übersehen wurde, mitten auf einem Friedhof, zwischen morschen Holzkreuzen wie im «Hamlet». Zum Stellungswechsel reicht nachts die Energie nicht mehr. Die drückende Schwüle weicht nicht. Ein brennendes Haus erleuchtet den Himmel. Myriaden von Stechmücken stürzen sich aus den Sümpfen auf uns, wie Heerscharen kleiner teuflischer Quälgeister, gegen die man trotz Gazeschleiern und anderer Hilfsmittel wehrlos ist. Unvergesslich grausame Nacht in der Vorhölle.

### *17. Juli 1942*

Ewiger Vormarsch in unbegrenzte, unbekannte Räume. In den aufgestörten Dörfern stehen Einwohner vom Anblick unserer Heeresäulen wie hypnotisiert, aber seelenruhig. Reste imposanter Kirchen, von den Sowjets demoliert, beherrschen das Land. In Rasbegai-lowka ein ovaler Kuppel dom mit Säulenfronten und flankierenden Türmen, römisch-wienerisch. In Belowodsk ein moskowitzisches Gebäude mit fünf goldenen Kuppeln, bizarr geformt, von weitem wie die Moscheen Lakhnaus anzusehen, kühn und anspruchsvoll vor der verträumten Weite der Steppe. Der Ort ist stark zerstört. Als Zen-

trum des Feindwiderstandes haben ihn unsere Bomber aufs Korn genommen. Die verwundeten Einwohner flüchteten in ein verlassenes russisches Lazarett, in dem unser Vorkommando die Schwerverwundeten erschossen vorfindet, die Körper schon in Verwesung. Einwohner plündern und denken nicht daran, sich um hilflose Opfer zu kümmern, für deren Unterbringung von uns gesorgt wird.

#### *21. Juli 1942*

Vormarsch von 3.30 Uhr morgens bis 20 Uhr abends, eine Strecke von 240 km, über die Hälfte des Weges zur Wolga. Die Vorausabteilung gewinnt kämpfend den Tschir-Übergang von Arshimowski. Eine bittere und stark duftende Bodenflora von Kräutern und Stauden überzieht die Steppe. In grösseren Orten Ruinen von Kirchen, Reste bizarrer Türme, klapprige Bockwindmühlen. Die Sonne umkreist uns und sinkt. Wir landen mit verdorrtem Gehirn, schmutzstarrend vor einer kaum mannshohen Hütte, einer stinkenden Läusebrutanstalt, aus der, neben einer überaus zahlreichen Familie, Küken und Ferkel herausstieben. Das Waschen, der «Schlag» aus der abends nachkommenden Feldküche und die Ruhe werden zu gesteigerten Erlebnissen.

#### *23. Juli 1942*

Ruhelose Tage. Bombenangriffe, Begräbnisse. Mannshohes Unkraut, noch vereinzelt Felder, kein Baum mehr, kaum noch Siedlungen, nur noch zeitloser Raum, der nichts als Kriegsstürme kennt. Der Geist der Despoten von Dschingis Khan bis Stalin verschmilzt zu einem Gesicht.

#### *4. August 1942*

Jenseits des Tschir gibt es äusserst harte Kämpfe. Wenn sich der sowjetische Widerstand versteift, so stürzt sich unsere Luftwaffe mit Sirenengeheul, Bomben und Bordwaffen auf den Gegner. Die Panzer stossen nach. Doch es gibt Rückschläge und kritische Situationen. Man sucht sich gegenseitig einzukesseln. Mehrfach wird die Division in verschiedene Teile aufgespalten. Alle Teile stehen, vom Nachschub abgeschnitten, in schweren Kämpfen und müssen aus der Luft notdürftig mit Spirit versorgt werden. Wie gewohnt dringen uns

feindliche Truppen in die Flanke, schneiden die Vorausteile von rückwärtigen Verbänden und Nachschub ab. Der eingebrochene Gegner lässt Feuerüberfälle von Artillerie, Panzern, Stalinorgeln auf uns los, während Ratas unsere Wagenburg im Tiefflug mit Bomben und Bordwaffen aufs Korn nehmen.

Wir sind zwar über 500 km durch die Steppe unter reichlichen Verlusten vorangekommen, doch – wie schon oft – ohne dass es gelungen ist, entscheidende Teile der sowjetischen Armee zu vernichten. Der Russe ist wieder unseren Einkesselungsversuchen erfolgreich ausgewichen.

### *8. August 1942*

Samum streicht über die Wüste, lähmt Herz und Gehirn. Schwerer Panzerkampf am Don. Wir schiessen 41 Panzer ab. Grosse Beute an Gefangenen, Geschützen und Material. Hube, wie immer voll Tatkraft und von raschen Entschlüssen, schlägt mit seiner Begleitung im Befehlswagen allein ein ganzes russisches Regiment, das ihm den Weg verlegen wollte, mit beachtlichem Munitionsverbrauch in die Flucht. Blitzartig verwandeln sich seine Entschlüsse in Befehle, wenn es gilt, errungene Erfolge auszunutzen. Seine wie Schnellfeuer herausgeschleuderten Funkorders sind von lapidarer Prägnanz. Heute wäre es ein Leichtes, von Kalatsch über den Don zu setzen und den weichenden Feind zu verfolgen. Wir schlagen es vor, doch die Führung ist dagegen.

Grossartige Landschaft am Don, mit Buschwerk, begrünten Hängen und Schluchten, der breite Strom mit Inseln und Brücken und drüben, jenseits des Stromes Kalatsch. Der weichende Feind, den wir hier gegen den Strom pressen, wird überall unter Feuer genommen. Hier wird der Krieg wieder in grossem Stil bildhaft. Die Infanterie kämmt Schluchten durch und erklimmt die Uferhöhen. Im Abendlicht liegt das saphirblaue Band des Stromes, über den der Gegner auf Fähren nach Osten flieht, von unserer Artillerie in direkter Beobachtung gefasst. Stukas greifen die Fähren an, die Kanonenbooten gleichen und in Flammen aufgehen, während die Geretteten über den Ufersand davonstieben. Am Ostufer schlagen die Geschosse in weichende Kolonnen und Kampfwagen. Eine Brücke wird vom Feind selbst angezündet. In Kalatsch schiessen Flammen auf. Weithin



entzündet sich die Steppe, schnell lodern die Brände voran. Raubvögel kreischen erschreckt davon.

#### *10. August 1942*

Am Ostufer des Don baut der Russe eine neue Abwehrfront auf, da wir nicht in der Lage sind, weiter vorzustossen. Von Norden wälzt, weithin zu überblicken, der Don längs der Steilabstürze des Kreideplateaus seine blauen, windgekräuselten Wassermassen durch die Wüste heran, ein erlösender Anblick wie Indus und Nil. Tief in ausgeglühter Schlucht, in der sich eines unserer Bataillone befindet, liegen die erdfarbenen Hütten des umkämpften Dorfes Berestowski. Man sieht die Strominsel, jenseits die Stadt Kalatsch wie aus der Vogelschau, mit brennenden Ölbehältern, doch sonst ohne sichtbares Leben. Am Horizont ist wieder die Steppe.

#### *11. August 1942*

Eingekesselte Russen, die gestern noch erbittert kämpften und ihre letzte Munition verschossen, ergeben sich gegen 6 Uhr früh vor Hunger, Durst und Hoffnungslosigkeit. Ein Flieger erblickt mehrere Divisionen «Hände hoch» auf der Steppe. 2'000 Gefangene werden eingebracht, doch die überflüssigen Angriffe, gegen die Hube sich vergeblich gewehrt hat, haben uns Verluste gekostet, die nicht zu rechtfertigen sind. Wir spielen zu hoch!

#### *16. August 1942*

Die Steppe flösst unseren Leuten Horror ein. Insgeheim bitten sie der Ukraine manche Verlästerung ab. Auf mich wirkt dieses Land in seiner Grösse und Furchtbarkeit steigernd, zumal es hier, wo die Steppe stärker modelliert ist, an die öde Majestät asiatischer Gebirge heranreicht. Ein Höhenblock, der mit sternförmigen Ausläufern wie eine Bastion zum Donbogen rings abfällt, bildet das Zentrum unseres Kampffeldes. Hier in der Nähe des Stromes bewalden sich auch die Abhänge wieder. In Urwäldern von buschig wachsenden Eichen und Gestrüpp, von Spinweben märchenhaft durchzogen, wimmelt es von versprengten Russen.

Kampf tobt am Don, wo der Feind mit allen Waffen sich verzweifelt wehrt und Zuzug frischer Kräfte mit Booten über den Don er-

hält. Den ganzen Tag wird erbittert gekämpft, ohne dass die Vernichtung des Feindes gelingt. Viel Artilleriefeuer, Bomben und den ganzen Tag das wütende Fauchen der Nebelwerfer. Die Raketen-salve steigt steil in die Luft und bleibt sichtbar. Mitten in dieser Hölle ist unser Gefechtsstand am Waldrand auf der Höhe westlich des Don.

Eine grössere Zahl russischer Panzerbrigaden sucht uns jetzt aus der Südflanke einzukreisen. Es glückt verschiedentlich, Teile der Division und den gesamten Nachschub abzuschneiden. Oft weiss man nicht, ob wir eingekesselt sind oder der von Westen auf uns drückende Feind. Als die Höhen über dem Don erkämpft sind, erfolgt die Ablösung der Panzer durch Infanterie.

### *22. August 1942*

Die gestrigen Angriffe unserer Infanterie gegen sibirische Truppen verliefen hart und verlustreich.

Jeder neue Einsatz bedeutet Abstieg in eine tiefere Zone des Hades. Wir marschieren mittags ab, mit dem Panzerregiment an der Spitze.

Staub umhüllt uns «wie ein eigenes Element aus Erde und Luft gemischt». Das Vorderfahrzeug ist nur noch durch den Schatten erkennbar, den die Sonne in die plastische Staubmasse einzeichnet. Brandgeruch mischt sich in den des Staubes. Reifende Felder brennen knisternd ab und hinterlassen schwarze Wüstenstriche. Darüber fern der violett getrübbte Sonnenball. Wir fahren die ganze Nacht. Der Brückenbau über den breiten Strom und das Hinüberziehen der motorisierten Truppenmassen dauert trotz äusserster Beschleunigung so lange, dass der wachgewordene Russe Zeit gewinnt, neue Kräfte heranzuworfen. Auf jede Stunde kommt es an. Über den Anhöhen am Strom steht das bunte Feuerwerk des Nachtkrieges, Leuchtspurketten, Raketen, Abschüsse, Brände.

### *23. August 1942*

Wir halten bei Morgengrauen noch am Don. Bomben prasseln herab. Ein Fahrzeug hart vor uns gerät in Brand. Ein Verwundeter verbrennt lebendig darin. Die Überfahrt über die Ponton-Brücke bei eisigem Morgenwind und durch Urwälder am Ufer erinnert an Fluss-

Überschreitungen vor Sonnenaufgang in Ostasien. Hunderte von deutschen Flugzeugen fliegen dröhnend an und beginnen ihr Vernichtungswerk, während bis zum letzten Augenblick Stalinorgeln schiessen.

Es wird ein milder, heiterer Herbsttag. Wir stossen durch die russische Hauptwiderstandslinie an diesem einen Tag bis zur Wolga vor, die 16. Panzer-Division in schmalem Keil, gefolgt von der 3. und der 60. Infanterie-Division (mot.). Es herrscht ständig Funkverkehr zwischen den Führern der vorstürmenden Einheiten. Die deutsche Luftwaffe, in bisher nie erlebten Massen eingesetzt, bricht Bahn und sichert die langen Flanken, die beim schnellen Vorgehen entstehen. Blitzartig erfolgt die Befehlsgebung für die Stukas, die sich zu der unheilverkündenden Runde ordnen, die dem Angriff vorangeht. Ununterbrochenes Anfliegen, Niederstürzen und Zurückfliegen der Stukas, die mörderisch jeden feindlichen Flankenstoss im Keim ersticken und in den Erdkampf eingreifen. Sie selbst werden wiederum von Jagdfliegern begleitet. Der russische Verteidigungsraum zwischen Don und Wolga, den wir durchstossen, ist hier 60 km breit, grösstenteils un bebaut, flache Steppe, der Boden Steinhart, daher gut befahrbar. Wir überwinden mehrere feindliche Kampflinien, die nicht allzu stark verteidigt werden, da der Russe den Hauptstoss von Süden erwartete. Wir überschreiten die Bahnlinie Moskau-Stalingrad und den Tartarenwall, der zurzeit der Kaiserin Anna angelegt, durch Bastionen verstärkt und mit einem trockenen Graben davor vom Don zur Wolga gezogen wurde. Der Umriss Stalingrads erscheint am Horizont. Beim Herannahen greift die gesamte Luftabwehr Stalingrads in den Erdkampf ein.

16.40 Uhr erreichen unsere Panzer bei Lataschanka-Winnowka nördlich der Vorstadt Spartakowka das Ufer der Wolga. Damit wird der Schiffsverkehr Baku-Astrachan nach Moskau unterbrochen, die wichtigste Lebensader Russlands ist stillgelegt. Ein Frachtdampfer und ein Kanonenboot werden sofort zerstört, und nach Versenkung weiterer seetüchtiger Schiffe, Fährboote und Monitoren wagt kein Fahrzeug mehr die Passage. Bei unserem Erscheinen war der ungeheure Strom, der hart unter dem Steilabfall des Höhenrandes dahinströmt, noch durch das Gewimmel grosser und kleiner Boote belebt.

Im Süden liegen die Fabriken, Häuserblocks und Hafenanlagen der gigantischen Industriestadt, die sich in einer Länge von etwa 40 km am Ufer hinzieht. Dort herrscht nach Gefangenenaussagen Panik. Mit leichter Mühe wäre die Stadt zu gewinnen, wenn wir genügend Truppen hätten, die zur Besetzung und Verteidigung ausreichen. Aber wir sind zu wenig, müssen uns mit der Aufspaltung der feindlichen Front begnügen.

Und wieder haben wir den Feind nur verdrängt, nicht vernichtet. Die 16. Panzer-Division bildet für die Nacht einen «Igel» auf kleinstem Raum mit Sicherungen nach Süden gegen die Vorstädte, nach Norden und Westen. Die beiden motorisierten Infanterie-Divisionen hängen noch weit ab. Sonst folgt niemand. Nachts haben die Ratas freies Spiel. Sie überschütten uns mit Bomben.

## Stalingrad 1942 bis 1943

*24. August 1942*

Wir beziehen die beherrschenden Nordhöhen. Die Wolga ist von Pitschugi bis zur Höhenkette südlich Stalingrad und weithin nach Osten zu überblicken. Die Wüste tritt hart an den Strom, ein zerfurchtes Kreideplateau, das zum Hauptstrom abbricht. Im Osten umschlingen schmalere Flussarme mit Buschwald bestandene Inseln. Jenseits liegt eine Zeile von Ortschaften. Dort herrscht lebhafter Fahrzeug- und Bahnverkehr. Dann wieder Steppe, die gegen Osten sanft ansteigt, weithin ohne menschliche Besiedlung, die Wüste Kasachstan. Bei Byhowo, wo der Schiffsverkehr offenbar angehalten wird, ist noch Fährbetrieb. Wir sehen, wie die Höhe über Antipowka am Strom, mit russischer Batterie darauf, erstürmt wird, wie Schützen an der Windmühle vorüber das Dorf besetzen, wie Panzer das nördliche Vorfeld in Besitz nehmen. Wir fahren bergab, lassen den Wagen gedeckt stehen, da russische Artillerie vom Ostufer zu feuern beginnt, und pirschen an das Steilufer von Antipowka.

Von der Uferhöhe gesehen nach Norden und Süden weithin die breiten Wasserflächen der Wolga, die Türme von Pitschugi, ein brennender Ort mit lombardischen Pappeln, eine weisse Kuppelkirche auf Uferfelsen. Fern im Osten, wie ein Trugbild, eine Kirche, Fata Morgana des Taj Mahal. Gegen Süden der Umriss Stalingrads, Wohnblöcke, Industrien, Quais, von einer schwarzen Rauchpinie überwölbt.

Scharfschützen und Pak, am Ostufer versteckt, nehmen uns aufs Korn. Drüben in Urwäldern und auf verborgenen Wasserläufen regt sich der Russe, Rumpfe versenkter Schiffe ragen aus den Wellen.

Auf dem Rückweg Bombenangriffe. Ein ahnungslos im Tiefflug von Norden anfliegendes russisches Kurierflugzeug wird mitsamt seiner wertvollen Fracht heil heruntergeholt. Wir schießen 21 Flugzeuge und mehrere Fesselballons über Spartakowka ab und erbeuten auf einem Flugplatz 27 sowjetische Bomber.

Mittags werden unsere Pioniere an der Wolga mit Panzern aus Stalingrad, von der Luftwaffe und mit Kanonenbooten vom Wasser her

überfallen. Auch an der Südfront setzen Panzerangriffe ein. Von Norden wirft die russische Führung Kräfte heran. Wir treffen Vorbereitungen für Abwehrkämpfe. Wir sitzen, durch den Feind abgeschnitten, ohne Verbindung nach rückwärts, allein auf weiter Flur, von der russischen Luftwaffe besonders nachts pausenlos zugedeckt.

### *25. August 1942*

Nach Lataschanka, wo Milch und Honig fließen, an Rebhängen Trauben reifen und auf Feldern Melonen und Tomaten wachsen. Dort liegt der Gefechtsstand des Pionier-Bataillons unter alten Obstbäumen in Gärten, die von einem Staubecken aus berieselt werden. Hier unter Steineichen, Edelkastanien, Oleander, alten Walnuss- und Obstbäumen bewohnen bevorzugte Stalingrader hölzerne Datschen. Doch ist das Paradies jetzt eine Wüstenei. Milder, heiterer Herbsthimmel leuchtet über der Wolga, die in verführerischem Blau durch Baumkronen und Weinberge schimmert. Die Blätter verfärben sich schon. Alle freuen sich wie Wüstenpilger, die nach wochenlangem Marsch durch baum- und wasserlose Steppe an das Ziel ihrer Wünsche gelangt sind. Ein berückendes Früchtestilleben steht auf gedecktem Tisch unter dichtem Laubdach für uns bereit.

An der Verladestelle unter dem Hang stehen Massen von Lokomotiven, Güterwagen mit verladenen Festungsgeschützen, die wir erbeuteten. Jenseits der Wolga endet hier eine erst vor einem Monat fertiggestellte Stichbahn, die an die Bahn Astrachan-Saratow heranzuführt, die letzte Verbindung der russischen Führung mit Stalingrad. Man sieht Bahnverkehr und einen Flugplatz in Betrieb. Stalingrad steht mit seinen Industrierwerken in Flammen. Waren es Stukas, oder setzten die Russen ihre Stadt selber in Brand? In allen Schattierungen von Blau wogt das Meer der Rauchsäulen über den Flochhäusern von Barrikady und Spartakowka.

Seit Mittag Panzerangriffe von Süden und Bedrohung von Westen. Munitionsmangel zwingt zu äusserster Sparsamkeit im Verschuss. Dabei feuert der Russe mit Artillerie, Flak, Panzern, Stalinorgeln in unseren schmalen «Schlauch». MG-Salven und Geschosse mit hohem Sprengpunkt knattern über uns hin. Ohrenbetäubend ist das ununterbrochene Getöse der Flieger und der Luftabwehr. Nachts Einflug von «Iwans» in solchen Massen, dass alle zehn Minuten von

neuem Bomben hageln. Man gewöhnt sich an die Guillotine. Wir haben viele Opfer.

### *26. August 1942*

Endlich kommen die beiden motorisierten Divisionen des XIV. Panzerkorps heran. Bis zur Infanterie, die sich mühevoll vom Don her zu uns vorwärtskämpft, klafft noch ein weiter, von Feinden erfüllter Raum. Unsere Division ist seit der Frühe von fünf russischen Panzergruppen bedroht: drei Korps im Norden, die, im Eilmarsch von Woronesch herangekommen, noch nicht angreifen, und mehrere Panzerbrigaden im Süden aus den Vorstädten heraus.

Da eine Verteidigung des gefährdeten Raums angesichts äusserster Knappheit an Munition und Verpflegung fast aussichtslos erscheint und die ganze Division geopfert zu werden droht, macht Hube dem XIV. A.K. in aller Ruhe den Vorschlag, zu räumen und in zwei Etappen nach Westen durchzustossen. Die Fronten sollen sich von den Wolgaflügeln her in kommender Nacht vom Feinde lösen. General Wietersheim stimmt zu und bittet um höchste Entscheidung.

Den ganzen Tag toben Panzerkämpfe im Westen, Süden und an der Wolga. Flieger werfen mit Fallschirmen Munition ab, Stalinorgeln feuern hinterher, schiessen ins Gefangenenlager und richten dort ein Blutbad an. Die auseinanderstiebenden Russen finden sich später treu hier wieder ein. Wir verwenden sie zu nützlichen Arbeiten. Sie werden mit dem Fleisch erbeuteter Pferde ernährt und trinken aus einem Bach. Bisher lieferte das grosse Tankwerk in Stalingrad täglich neue Panzer, die mit ungedienten Arbeitern und in das Räderwerk der Kriegsmaschine mitgezerrten Frauen bemannt wurden. Jetzt (so sagen sie aus) herrschen Hunger und Mangel. Das Werk ist zerstört.

Der etwa 17 Uhr eintreffende Befehl Hitlers, an der Wolga zu halten, findet schliesslich auch unsere Zustimmung. Zu unserem Glück boxt sich eine Kolonne mit allem Entbehrten, vor allem Munition, Verpflegung und Post, mit Panzergeleit durch die feindliche Front vom Don her doch noch durch, aber der Versuch, die 200 Schwerverwundeten, die hier auf der Sammelstelle im Feuerbereich liegen, auf gleiche Weise zurückzuschaffen, scheitert. Da gibt es erschütternde Fälle. Der Anblick der Leiden ist qualvoll. Viele sterben, weil nicht

rechtzeitig Hilfe zu schaffen ist, verlieren Augen und Glieder, auch drängt jeder Verwundete aus der Feuerzone fort. Menschen werden knapper als Kriegsmaterial, doch bleiben die Leute ruhig und diszipliniert in ihrer Haltung.

Jede Stunde bringt neue Todesnachrichten.

### *27. August 1942*

Drei russische Munitionsdampfer fahren die Wolga stromauf. Einer, auf dem auch Flüchtlinge sind, wird versenkt. Die Erwachsenen springen aus dem brennenden Schiff, werfen Kinder ins Wasser. Die meisten ertrinken. Einzelnen und selbst Kindern gelingt es, sich auf eine Sandbank zu retten, denn die Strömung ist schwach. Dort sitzen sie wie Pinguine auf schmalem Streifen, der kaum aus den Fluten hervorragt, in der hier über 2'000 m breiten Wolga zwischen den Fronten unter dem Heulen der sich kreuzenden Geschossbahnen. Das brennende Wrack treibt ab.

Zu unserem Glück entschliesst sich der Russe nicht zu geschlossenen Angriffen, sondern zersplittert seine Kräfte und stösst fortwährend in nur schwächeren Verbänden mit Panzern vor. So gelingt es, Massen von Kampfwagen und feindlichen Streitkräften zu vernichten. Bei Rynok – Spartakowka kämpfen Matrosen, ein G.P.U.-Bataillon, Unteroffiziersschüler, Arbeiter, bewaffnete Frauen, sehr verschieden an Kampfwert.

In Stalingrad wüten Brände. Die Russen verminen die Westseite der Stadt, im Norden wartet der Feind noch ab. Wir erstürmen nachts die Vorstadt Rynok und schiessen 72 sowjetische Panzer ab.

### *28. August 1942*

Ein neuer Geleitzug kämpft sich durch, und ein Transport von Lkw's voll Verwundeter geht endlich unter Panzergeleit nach rückwärts.

Wüst sieht es in und um Rynok an der Wolga aus. Russische Panzer schiessen unentwegt in den Ort, Artillerie hält die Anmarschwege unter Feuer. Rebenhecken an der Riviera von Lataschanka tragen am Rande des Kampffeldes herrliche Trauben. Dort vergisst man darüber unser elendes Dasein. Auf der Sandbank in der Wolga sitzen noch die Gestrandeten.



Ein wundervoller Herbstabend verglüht über der Stromlandschaft. Der Vollmond geht über der Wolga auf.

Wir lassen erbeutete Güterwagen voll Sprengstoff, die unseren Gefechtsstand als Gefahrenherd bedrohen, mit Zeitzündern auf Schienen zum Feind hinabfahren, wo sie erdbebenartig detonieren und russische Panzer in die Flucht treiben. Blutrot flammt eine Feuersäule unter stärkstem Luftdruck auf. Eine feindliche Panzeraufklärung stösst von Süden bis auf unsere Wagenburg vor und wird von Panzerjägern abgeschossen. Wir liegen kaum 800 Meter von der Schützenkette entfernt. Der ganze Igel der Division umfasst nur ein Tal und zwei begrenzende Höhen. Jedes kleinste Zurückweichen kann verhängnisvoll werden. Die Nacht ist sehr unruhig.

Die «Grafschaft Wietersheim» – unser enger Korridor zur Wolga – wird an drei Stellen weit voneinander zugleich angegriffen. Neun Kanonenboote fahren die Wolga herauf und feuern auf Rynok. Etwa 20 sowjetische Bomber überfliegen, ständig wiederkehrend, den schmalen Divisionsraum; Artillerie, Panzer und Flak feuern kreuzweise hinein. Dazu regnet es.

### *29. August 1942*

Ermüdender Grosskampftag. Alle Fronten der Division werden von Infanterie und Panzern angegriffen. Das gestern erkämpfte Rynok geht verloren. Vor Stalingrad sichten wir 18 grosse Schiffe mit Geleit von Monitoren. An der Wolga-Riviera landet ein Kanonenboot Truppen, die zusammen mit einer anderen Feindgruppe unter Feuer-schutz vordrückt. Kradschützen, Pioniere und Panzer werden eingesetzt.

Unsere Gefechtsstärken schrumpfen. Die Truppe zermürbt sich. Stalingrad hätte sich im ersten Ansturm mühelos nehmen lassen. Doch jetzt fehlen die Kräfte. Der Russe schafft zur Verteidigung frische Verbände über den Strom heran. Beide Gegner bekämpfen sich wie mit letzter Kraft. Zu unserem Glück ist der Russe bisher unfähig, seinen Einsatz zu konzentrieren.

### *30. August 1942*

Bombenreiche Nacht, Kanonenboote, von Norden und Süden an-fahrend, werden durch Beschuss vertrieben. Rynok, gestern wieder

gewonnen, geht nachts erneut verloren. Die Versorgungsstrasse zum Don wird endlich frei, bleibt aber bedroht.

### *31. August 1942*

Nachts ist keine Viertelstunde ohne Bomben. Wie immer entstehen Verluste, Fahrzeuge gehen in die Luft, erwachend zählt man zunächst die Häupter der Übriggebliebenen. Den ganzen Tag greift der Russe mit Panzern aus Spartakowka an.

Wir schießen Kanonenboote auf der Wolga ab und speien mit Flammenwerfern Verderben. Um nächtliche Landungsversuche zu erkennen, spielen Scheinwerfer über dem Strom.

### *1. September 1942.*

Der Russe versucht mit Gewalt, aus den Vorstädten heraus nach Norden Boden zu gewinnen, und greift unter Feuerunterstützung jeder Art mit starken Kräften an. Dabei wird ein Bataillon des Panzer-Grenadier-Regiments vor Spartakowka sogut wie aufgerieben.

### *2. September 1942*

Vor unserer Nordfront erscheinen, während die Spannung am Stadtrand anhält, russische Verbände mit 70 Panzern, 15 Stalinorgeln, Reiterei und einem Garde-Granatwerfer-Regiment. Noch kommt es nur zu Vorgefechten. Stukas werfen Wohnblocks der Vorstadt Barriakady in Brand. Ein Flammenmeer lodert auf. General Hoth erreicht von Südwesten das Weichbild Stalingrads.

Es regnet. Nachts schütten 75 feindliche Bomber ihre Fracht über uns aus.

### *3. September 1942*

Im Norden bricht der Russe mit 110 Panzern los. Strachwitz bereitet ihm zweimal eine blutige Niederlage. Die Phalanx der russischen Kampfwagen erinnert an Aufmärsche des Altertums. Feuernd halten die Sowjetpanzer unsere Schützen nieder. Dazu der Druck geballter feindlicher Infanteriemassen.

### *4. September 1942*

Um die Stärke des Feindes vor der Südfront festzustellen, wird mit

Panzern und Panzerjägern ein Vorstoss unternommen, der in konzentrisches Feuer der russischen Panzerabwehr gerät. Für jede russische Panzerbrigade, die wir vernichten, tauchen auf der Stelle zwei neue auf.

#### *5. September 1942*

Der Russe durchbricht mit drei Sturmwellen die Nordfront. Feuernde Panzer erscheinen. Unsere Mannschaft, die sich im feindlichen Feuer nicht bewegen kann, wirkt jetzt übermüdet und heruntergekommen. Die Wirkung der panzerbrechenden Waffen, Paks und Panzerbüchsen hat derart zugenommen, dass Panzerangriffe weniger gefürchtet sind als Infanterievorstösse. Eine Höllennacht folgt wie bisher noch keine.

#### *6. September 1942*

Wir wehren seit vierzehn Tagen den Feind im Norden von Stalingrad ab, ohne dass bisher das Geringste zu unserer Entlastung geschehen wäre. Immer neue sowjetische Verbände rücken heran. Wir stehen diesen Massen mit schwachen, zermürbten Kräften gegenüber. Stalingrad ist vor dem Winter nicht mehr zu nehmen. Immer deutlicher wird mir, dass sich hier nicht allein der Erfolg der Sommeroperationen, sondern der des gesamten Ostfeldzuges entscheidet.

Ein gigantischer Abwehrkampf tobt unter Masseneinsatz aller Waffen. In grosser Tiefe staffelt sich die Masse der von allen Fronten herangeworfenen Sowjettruppen zum Durchbruch auf Stalingrad. Alle Waffen konzentrieren ihr Feuer auf unsere schmale «Insel». Nachts beleuchtet der Russe mit Scheinwerfern (vom Ostufer der Wolga) und Raketen das Land leichenfarben und gespenstisch. 1500 Bomber wirken über unserem schmalen Raum bis Sonnenaufgang, dazu Artillerief Feuer und Stalinorgeln. Keine Minute ohne Motorenbrausen, ohne Pfeifen und Aufprall von Bomben. Jede Nacht bringt ihre Steigerung. Seltsam nur, dass die Opfer nicht noch grösser sind. Aber die Kräfte unserer Truppe zehren sich langsam auf. Unter sich steigendem Artillerief Feuer nimmt der Druck auf die Nordfront beständig zu. Schwerpunkt der Abwehr wird auf Artillerie und Paks verlagert, da endlich nach chronischer Knappheit ausreichend Munition nachgeführt wird.

*9. September 1942*

### **Artilleriekampf. Grösster Munitionseinsatz.**

*10. September 1942*

Täglich reibt sich eine volle Kompanie in der Abwehr auf. Um die Ausfälle zu decken, werden Reserven aus der Südfront genommen, die durch den fortschreitenden Angriff unserer allmählich nachkommenden Truppen im Süden jedoch nur langsam frei werden. Ausserdem werden aus Divisionsstab, Versorgungsregiment und Tross Einsatz-Kommandos gebildet.

Ein zermürendes Gewürge um Stalingrad. Zum ersten Mal versagt eine Kompanie aus Übermüdung, wird grausamerweise zur Strafe aufgelöst und durch Degradierungen gebrandmarkt. Mehrere Angriffe werden im Gegenstoss zurückgewiesen. Ein Entlastungsstoss mit Panzern nach Süden missglückt. Stukas und Artillerie wirken vernichtend auf die russischen Bereitstellungen und entlasten die erschöpfte, kaum noch widerstandsfähige Truppe.

*12. September 1942*

Versuche, den Russen, die sich im Süden um Orlowka wieder zäh verteidigen, an den Kragen zu gehen, scheitern, doch dringt Hoth ins Stadtzentrum Stalingrads ein. Im Norden nur schwächere Abwehrkämpfe.

*13. September 1942*

Artillerie und Panzer reparieren, was die abgekämpften Schützen nicht halten können. Es zeigt sich, dass wir in den ersten Tagen versäumt haben, uns genügend einzugraben, Laufgräben und gedeckte Anmarschwege zu schaffen. Jetzt ist tagsüber jeder Verkehr unterbunden. Tote und Verwundete können nicht fortgeschafft werden. Der Leichengestank ist unerträglich. Die ohne Ablösung in der Front eingesetzten Panzerkompanien halten unter beständigem Geschützfeuer und können seit Wochen ihre Wagen nicht verlassen.

Durch Gefangene und Funksprüche wird bestätigt, dass der Russe innerhalb seiner Truppe in grossem Umfange Erschiessungen vornehmen lässt. Unsere Einschliessung der Stadt schleppt sich langsam und verlustreich voran.

#### *14. September 1942.*

Die innere Haltung der Truppe ist unberührt. Man hatte erwartet, dass in diesem Jahr eine Entscheidung im Osten fallen würde. Nun dämmert die Überzeugung, dass der Krieg noch Jahre dauern kann. Die Russen bilden hundert frische Divisionen aus.

#### *15. September 1942*

Wir beteiligen uns mit Teilen des Panzerregiments an der Eroberung Stalingrads, die im langsamen erbitterten Kampf um jeden Häuserblock vor sich geht. Wietersheim wird von Hitler verabschiedet, weil er den Vorschlag gemacht hat, Stalingrad wieder aufzugeben, und verlässt das XIV. Panzerkorps innerhalb von vierundzwanzig Stunden. Hube wird sein Nachfolger. Eine so starke Persönlichkeit hinterlässt eine spürbare Lücke, es ist unerwartet ein harter Verlust für die Division, obwohl Hube einstweilen unser Korps-Kommandeur bleibt.

#### *17. September 1942*

Chinesischer Herbsttag an der Wolga. Artillerie schießt russische Monitoren ab. Gefangene bauen Unterstände. Den Vorbereitungen für einen Angriff auf Orlowka kommt der Feind zuvor. Vor der Nordfront treten 130 russische Panzer auf.

Durch einen Führer-Erlass wird die Courtoisie in der Befehlsgebung ausgelöscht. Wahrscheinlich ist die «Form der Bitte» nicht mehr möglich, wo Ritterlichkeit nicht mehr verstanden wird.

#### *18. September 1942*

An der Wolga und im Süden stärkstes Artilleriefeuer nach bombenreicher Nacht. Angriffe aus der Stadt heraus brechen in unsere schwach mit Füllseln besetzten Linien ein, werden aber, wenigstens zum Teil, im Gegenstoss geworfen. In kleinen Booten setzen russische Verstärkungen vom Ostufer nach Spartakowka über. Eine grössere Schlacht entwickelt sich am linken Flügel im Norden. Einem russischen Panzerdurchbruch muss Hube mit seinem Korpsstab weichen. 132 sowjetische Panzer und 42 abgeschossene Flugzeuge im Korpsbereich sind das Ergebnis des Gegenangriffs.

*19. September 1942*

Endlich erringen wir einen Teil des Stadtkerns von Stalingrad. Aber vor der Nordfront erscheinen erneut 80 feindliche Panzer. Dunkles Gewölk und die unheimliche Beleuchtung steigern das Bedrückende.

*24. September 1942*

Mit Gefangenen-Aussagen genau übereinstimmend, setzt 16.30 Uhr nach Feuervorbereitung mit Artillerie und Stalinorgeln eine neue Serie von russischen Angriffen auf unsere Nordfront ein. Unsere Abwehrmassnahmen sind vorbereitet. Auch vom Ostufer der Wolga feuern russische Batterien. Ungeheuerlich der Anblick der Stalinorgeln auf den kahlen Nordhöhen. Staubwolken von grosser Höhe und Dichte erheben sich und hüllen das Kampfgebiet in schwarze Nacht, aus der die Detonationen hervorblitzen. Unbegreiflich, dass die Verluste bei uns nicht grösser sind! Doch wirken beim Feind, wie wir wieder durch Überläufer erfahren, unsere Stukas auf die dicht aufrückenden Massen von Kampftruppen und Kolonnen um so vernichtender.

*25. September 1942*

Die Friedhöfe wachsen. Keinen Augenblick findet das Ohr Ruhe. Man hört ferne Bomben, Detonationen, Herumsausen der Splitter, das Fernwerden der Geschwader schon übertönt von neuen Wellen, die anfliegen. Die Erde bebt. Geschütze dröhnen ringsum. Maschinengewehre und emsige Scharfschützen untermalen das Konzert. In Ruhe liegt man, eines Sinnes mit dem Willen, der über uns bestimmt, in hellem Bewusstsein wach.

Wieviel solcher Nächte hat man schon durchschlafen, wenn die Flieger in geringerer Zahl kamen und die Bomben weit entfernt fielen. So leisten wir dunklen Mächten Widerstand, ein Exerzitium, das die Seelenkräfte stärkt. Die Anforderungen sind in diesem Kriege unbegrenzter, unmenschlicher. Diese Mondnächte sind grausam, Scheinwerfer jagen über den Sternenhimmel, der über der silbernen Steppe sich ausspannt.

Der Russe übt eine neue Taktik: Tag und Nacht schiebt er, durch Panzer gedeckt, Infanterie heran und versucht unter Verzicht auf einen Durchbruch, in beständigen Nahkämpfen die Schützenlöcher

unserer Kampflinie aufzurollen. Aufgrund unserer zahlenmässigen Schwäche gelingt es ihm, an wichtigen Stellen einzudringen. Unter Einsatz unserer letzten Reserven an Panzern und Schützen wird die Front in Gegenstössen wiederhergestellt. Verlieren wir nur einen Fussbreit Boden, so gewinnt der Russe direkte Beobachtung in unser Verteidigungsfeld nördlich von Stalingrad, das dann ebensowenig mehr zu halten ist wie unsere ganze Stellung an der Wolga. Mit letzten Kräften leisten unsere Schützen Widerstand, Reserven sind nicht da. Raffte sich der Russe zu gleichzeitigem Massenangriff auf mehreren Fronten auf, wir wären verloren. Er begreift nicht, dass wir ohne Ablösung durchhalten, während sich eine seiner Divisionen nach der anderen verbraucht. Das Artilleriefeuer steigert sich, und diesem Grosskampftag, der eine Krise nach der anderen heraufbeschwört, folgt wieder eine wüste Bombennacht.

### *27. September 1942*

Die Operationen der letzten Monate bilden eine Kette von Versorgungskatastrophen, deren Vermeidung uns alle Ziele hätte leichter erreichen lassen. Es zeigt sich, dass der Steppenstaub wegen Quarzgehalts den Fahrzeugen stärker zusetzt als der libysche Wüstensand und darum bestimmte Fahrzeugtypen ausfallen lässt. Der Mangel an Reserven führt zu hohen Blutopfern. Das Gespenst des Menschenmangels wird sichtbar. Für die weitgespannten Ziele beginnt die Decke nicht mehr auszureichen. Alle Energien konzentrieren sich auf den Nachschub, und hinten gehen Munitionslager und Munitionszüge in die Luft.

Unser schönes Maschinenzeitalter! Geschütze bellen. Nebelwerfer-Batterien schleudern Feuerschlangen aus. Schon stürzen sich Schützen, Panzer, Pioniere, Flammenwerfer von mehreren Seiten in die feindlichen Schluchten. Die Wirkung erweist sich als überraschend gering, der Angriff ist wie gewöhnlich verraten, sei es durch Abhören, durch Agenten oder Gefangene. Politruks sorgen dafür, dass die russische Infanterie hält. In verbissenem Kampf, unter hohen Ausfällen geht es mühsam, Schritt für Schritt voran. Die Angriffsgruppe erweist sich als nicht stark genug, Orlowka zu erreichen. Hube verlangt, dass der Stoss morgen fortgesetzt wird.

### *30. September 1942*

Sowjetische Panzer durchbrechen die Nordfront, um unseren «Schlauch» auf Orlowka-Stalingrad zu durchstossen. Eine starke Panzergruppe folgt. 45 Kampfswagen werden abgeschossen, darunter englische und amerikanische, die nur dünn gepanzert sind. Drei stehen gegen 5 Uhr früh plötzlich feuernd am Balkarand über unseren Zelten. Sie werden vertrieben und vernichtet.

Trotz der Bedrohung im Norden und schwindender Kampfkraft wird der Südangriff auf Orlowka mittags wiederholt. Wir erreichen nach schwerem, verlustreichem Kampf gegen einen Feind, der sich in Bunkern mit Panzerbüchsen und Paks verteidigt, gegen 17 Uhr den Ortsrand.

### *1. Oktober 1942*

Orlowka wird von Osten wie von Westen erkämpft, doch hält sich eine Feindgruppe, zwar eingeschlossen, noch im Norden des Orts.

### *2. Oktober 1942*

Der Tag, an dem der neue Divisions-Kommandeur, Generalmajor Angern, abends antritt, steht unter einem Unstern. Unser Angriff von Orlowka aus auf eine befestigte, von den Russen verteidigte Kolchosauf dem halben Weg nach Spartakowka läuft sich unter Verlusten tot. An der Nordfront dringt bei Dunkelheit ein russisches Bataillon, von Panzern flankiert, in eine Lücke der Verteidigungslinie, ohne dass Gegenmassnahmen möglich werden. In der Verwirrung schießen eigene Panzer einen Nebelwerfer-Offizier und seine Leute ab.

### *3. Oktober 1942*

Mit General Angern im M.T.W. zu Gefechtsständen der Nordfront. Die Truppe, in den Schützenlöchern seit fast sechs Wochen nicht abgelöst, unter beständigen Angriffen und Geschützfeuer, ist entkräftet, dezimiert, krank und heruntergekommen, verdreckt, verlaust, doch verbissen auf dem Posten. Was ist in dieser kurzen Zeit aus der stolzen Division geworden, die am 23. August noch die kampfkraftigste der Ostfront war!



### *5. Oktober 1942*

Staubsturm fegt in Wirbeln übers Land. Die Bevölkerung Stalingrads wälzt sich nach Westen. Über alle Steppenpfade zieht die bunte Menschenmasse ins Weite. Nach Osten wollen sie nicht, aus Furcht vor dem Hungertode. Wie Fackeln leuchten die Brände in den nördlichen Bezirken Stalingrads.

### *9. Oktober 1942*

General Paulus erscheint hier zur Besprechung eines Angriffs auf Stalingrad-Nord. Stellungen, Unterstände und sonstige Unterkünfte werden fieberhaft ausgebaut, bevor der Winter plötzlich hereinbricht.

### *10. Oktober 1942*

Früh über Orlowka, Gorodischtsche, am Tatarenwall entlang nach Stalingrad-Mitte. Der Weg, im Blickfeld der noch vom Feind besetzten Vorstädte Spartakowka, Barrikady und «Roter Oktober», wurde erst in letzten Tagen freigekämpft und ist noch mit Kampfspuren und Leichen bedeckt.

Die fliehende Bevölkerung von Stalingrad durchströmt den Ort, die Kinder schon winterlich verummt. Furchtbar haben die Stukas überall gewirkt.

Einfahrt in Stalingrad. Das Häusermeer senkt sich von den Höhen zur Wolga hinab, in Holz gebaut, eingestreut sind öffentliche Gebäude, gewichtig und massiv aus der Sowjetzeit, sonst hat vieles noch dörflichen Charakter. Die Häusermasse bildet eine Kette unzusammenhängend an der Wolga aufgereihter Städte, die, durch Schluchten voneinander getrennt, mehr durch Bahnstränge und Tramlinien als durch Strassen miteinander verbunden sind. In der Mitte liegt das alte Zarizyn, nach Süden und Norden sind Vororte, die als Annex mächtiger Industrierwerke entstanden sind.

In der Stadtmitte vor dem zerstörten Hauptbahnhof sind Barrikaden, um die hart gekämpft wurde. Totenstille. Die Stadt ist ein Trümmerhaufen, die Hochhäuser sind ausgebrannt, die Holzhäuser grösstenteils eingäschert. Noch lebt viel Bevölkerung in Trümmern, Kellern und Schlupfwinkeln der Vorstädte. Um den grossen Platz zwischen Hauptbahnhof und Wolga stehen die verbrannten, schwer umkämpften Parteigebäude, anschliessend an Bauten aus der Zaren-

zeit, noch immer ein imposantes, geschlossenes Bild. Dazu Asphaltstrassen und Parkanlagen, viele Bildwerke aus Beton. An einem grösseren Park ist ein prunkvolles Theater verbrannt, eine klassizistische Kirche aus guter Zeit, die meisten Kirchen sind schon lange ausser Gebrauch, klein und in verwirrten Stilen gebaut, von Hochbauten erdrückt. Rings um dies Zentrum flacht sich Stalingrad zu kümmerlichen Vierteln ab. Eingestreut sind hässliche Villen der Zarenzeit. An der Wolga wieder Wolkenkratzer. Die Südstadt jenseits der Zariza wird von einem mächtigen Silo beherrscht. Die Häuserblocks an der Wolga sind noch von Russen besetzt. Sie weichen nicht. Scharfschützen nehmen jedes Ziel unter Feuer. Im Augenblick stockt der Kampf.

Auf dem höchsten Punkt steht eine Kirche, im Turm haben wir eine Artillerie-Beobachtung mit weitem Rundblick über Stadt und Wolga, mit Inseln und Sandbänken, wohl 80 Kilometer weit. Im Süden ist die Herrenhuter Kolonie Sarepta über dem Wolgaknie zu sehen. Blasse Herbstsonne steht darüber. Einiges Geschützfeuer von beiden Seiten, Holzstege führen über Schluchten, in denen stagnierende Jauche die Luft verpestet. Tote Hunde und Pferde liegen verwesend herum. Ratten jagen durch die Trümmer. Widerliche Abfälle. Ruinen von Holzhäusern schachteln sich an den Balkawänden auf, aber alle sind noch bewohnt. Obdachlose arbeiten sich in die Erdwände hinein, schliessen die Löcher durch ausgehängte Türen und Vorhänge, kochen auf Feuerstellen davor, überlassen die Kinder dem Schmutz. Es wimmelt von Menschen. An den Ausgängen der Stadt sammeln sich die Auswanderer. Alte Leute mit feinen Gesichtern sind darunter, Reste ausgerotteter Klassen.

#### *14. Oktober 1942*

Beginn eines Grossangriffs auf Stalingrad Nord. Nach Feuervorbereitung greift die 94. Infanterie-Division mit den Panzern der 24. Panzer-Division um 7.30 Uhr Barrikady von Westen an. Hube ist dazu hier. Ich beobachte mit General Angern den Kampfverlauf ganz vorn. Ein klarer Herbstmorgen, vor der glitzernden Wolga liegen im Gegenlicht auf den Höhen Industriewerke, Wohnblöcke, Ruinen. Stukas, Nebelwerfer, Mörser, Artillerie geben konzentrisch Feuer, sichtbar wie auf alten Belagerungsbildern. Rauchwolken, Flammen

und Höllengetöse. Bei der Explosion der Nebelminen entsteht ein sichtbares Kreisen der Elemente, die Aura der komprimierten Luft. Wir beobachten das Vorgehen der feuernden Panzer, den Kampf der Schützen, das Weichen der Russen, Stockungen, wo der Widerstand sich verdichtet. Unsere Artillerie wirkt mit, doch zum Eingreifen unserer Sturmbataillone kommt es noch nicht.

Hube übt vernichtende Kritik am Hauptquartier. Im OKH herrscht keine Schwerpunkttaktik. Da man den Sieg überall gleichzeitig erzwingen will (Kaukasus, Stalingrad und Leningrad), wird das operative Ziel nirgends erreicht. Hier bei Stalingrad sind ungeheure, unnötige Verluste durch den Einsatz unerfahrener Truppen, zu alter und zu junger Leute.

Zum ersten Mal werfen die Russen verseuchtes Ungeziefer in Klumpen mit Flugzeugen ab, die von den Landsern durch Übergießen mit Benzin und Chlorkalk geistesgegenwärtig bekämpft werden. Doch werden einige Bunker schon unbewohnbar. Noch steht nicht fest, worauf diese Teufelei hinausläuft.

Wir greifen in der Morgendämmerung mit drei Bataillonen, nach einem Feuerschlag der gesamten Artillerie auf russische Bunkerstellungen, die Vorstädte Rynok und Spartakowka an. Der Ortsrand von Rynok wird auf drei Seiten erreicht. Gegenüber Spartakowka bleibt der Vorstoss nach anfänglich gutem Erfolg in der feindlichen Widerstandslinie liegen. Wieder hat der Russe den Angriff erwartet, stand in Alarmbereitschaft und verstärkte in der Nacht noch seine Kräfte. Wir begegnen daher stärkster Abwehr durch MG- und Granatwerferfeuer, Pak und Flak. Der Angriff missglückt. Alle Kompanie-Chefs fallen aus und etwa die Hälfte der Truppe, wir haben 60 Tote und 108 Verwundete.

Die Pioniere vor Rynok, im Lauf des Tages zurückgeschlagen, gewinnen abends den Ortsrand wieder. Diese erfolglosen, verlustreichen Kämpfe der zermürbten Truppe machen den Kommandostellen Sorge und deprimieren die Truppe. Doch Stalingrad muss fallen, und so setzen wir morgens nach neuen Vorbereitungen den Angriff fort.

*16. Oktober 1942*

Trotz der hohen Verluste hatte der gestrige Stoss den Erfolg, die Rus-

sen in der Verteidigung ihres glänzend ausgebauten Stellungssystems wankend zu machen. Die heutigen Angriffe unter dem Schutz von Nebelwänden gegen Höhen am Rande von Spartakowka glücken überraschend gut. Das durch Schluchten zerrissene Gelände ist unübersichtlich und erschwert die Kampfführung.

Die Kampfhandlungen der Division werden jetzt häufig im Heeresbericht genannt, und das Interesse der Welt konzentriert sich auf die Fortschritte im Ringen um Stalingrad.

### *18. Oktober 1942*

Eine neue Bedrohung der Nordfront zeichnet sich ab: die Ankunft frischer Divisionen mit Tausenden von Fahrzeugen und Panzern wird gemeldet. Der Angriff auf Spartakowka rückt dadurch in den Hintergrund, alle Abwehrkräfte werden nach Norden konzentriert. Zunächst erfolgen nur leichte Erkundungsvorstöße der Russen, die mit schweren Waffen zurückgewiesen werden. Es regnet, die Balka wird zur Schlammwüste, eisige Luft.

### *19. Oktober 1942*

Der Feind im Norden lässt uns noch Zeit zum Angriff auf Spartakowka. Ein Schützenbataillon durchstößt eine Bunkerlinie und den befestigten Westrand, die Truppe reicht aber wieder nicht für eine Bereinigung der zäh verteidigten Häusermasse. Der Feind trommelt mit Artillerie, Granatwerfern und Stalinorgeln vom Ostufer her.

Ein kalter Regentag von tiefer Trostlosigkeit. Unser Nachschub kommt im Schlamm nicht heran.

### *20. Oktober 1942*

Trommelfeuer der russischen Artillerie im Norden weckt uns. Ein Vorstoss gegen unsere Frontmitte bleibt im zusammengefassten Feuer aller Waffen liegen. Der Schwerpunkt der Feindangriffe liegt jetzt weiter westlich am Tatarenwall. Der Russe versucht, Stalingrad abzuschneiden. Auch in der Stadt gelingt es ihm, sich zu verstärken und uns im Kampf um die Industriewerke in Barrikady und «Roter Oktober» zurückzudrängen.

Ein dunkler, schwerlastender Vorwinterhimmel über der Steppe, blauschwarze Wolkenballungen, gespenstische Drachen auf gift-

gelbem Grund. Tagsüber haben wir die Luftüberlegenheit, nachts die Russen.

*24. Oktober 1942*

Die Anforderungen, die an die Truppe gestellt werden, gehen weit über das im Ersten Weltkrieg Verlangte hinaus. Bis zum völligen Erliegen werden die eingesetzten Verbände ohne Ablösung verbraucht. Innerhalb eines Vierteljahrs gab es keinen Wäschewechsel, kaum ein Waschen, oft Hunger, keine Behausung bei Kälte und Regen, Schmutz, Verlausung, zu späte Hilfe bei Verwundungen; das sind im ununterbrochenen Kampf unsere alltäglichen Lebensbedingungen.

*31. Oktober 1942*

### **Feindlicher Angriff auf die Wolgafront.**

Was lange vorauszusehen war, tritt ein. Der Russe setzt im Schutz einer dunklen Nacht mit mehreren Booten über die Wolga, um unter dem Steilufer von Lataschanka zu landen. Unsere Uferbesetzung ist durch dauernde Abgabe von Kraftreserven geschwächt, doch gelingt es der Wachsamkeit der Pioniere und der Besatzung der eingebauten Panzer, die Gefahr rechtzeitig zu erkennen und einen Teil der Angreifer schon auf dem Wasser mitsamt allen mitgeführten Maschinenpistolen und Panzerbüchsen zu vernichten. Schwimmend erreichen die Russen im MG-Feuer das Ufer und dringen an den schwachen Postierungen vorbei in den Nordteil der Gärten und Weinberge ein. Eine kleine Abteilung landet in Winnowka. Gleichzeitig erfolgt ein Flankenangriff von der Landfront im Norden her auf Akatowka. Die Wolgaküste, die wir leichtsinnig entblössten, droht verloren zu gehen.

In Eile werden kleine Reserven gebildet, geborgt und herangeführt, Panzer, Pioniere, Kradschützen, M.R.W.-Leute, Flak, Infanteriegeschütze, Artillerie. Habe, der immer noch in die Divisionsführung eingreift, kleinste Einheiten und Geschütze auf dem Schachbrett einzeln verschiebt, kommt eilends angebraust. Zwei Kampfgruppen von uns, eine von Norden und eine von Süden, vernichten im Laufe des Tages den grössten Teil des eingedrungenen Feindes. Obwohl nachmittags noch einmal die Landung einer 200 Mann starken Feindgruppe glückt, gelingt es bis zum Abend, den Russen soweit gegen das Ufer zu drücken, dass er sich nur noch unter den Steilhängen hal-

ten kann. Eigene Schlachtflieger wirken mit, doch schwerstes Artillerie- und Granatwerferfeuer vom Ostufer der Wolga erschwert den Kampf. Nachts erfolgen keine weiteren Landungen.

## Aus Briefen

*16. Oktober 1942*

Du schreibst von «Drüberstehen» – vielleicht in dem, was mein eigenes Schicksal betrifft. Im Übrigen scheinen mir meine Schlüsse radikaler, meine Perspektiven düsterer als je. Nie wird man diese entscheidenden Wochen vergessen. Ich möchte Dich nicht mit wüsten Bildern beschweren. Mit jeder Post kommen liebe Briefe von Dir, Päckchen und Briefe, der letzte mit der beruhigenden Nachricht, dass Euch in der Bombennacht nichts geschah. Wir greifen an und greifen an, jeden Tag. So verstreicht die Zeit, die für den Ausbau der Winterstellungen und Unterkünfte bestimmt war. Stell Dir die riesige Wolga vor, die Inseln, Wälder und Sandbänke, dahinter die gelbe Wüste. Davor ewig brennende Städte, Fabriken, Hochhäuser, Ruinen, alle Arten von Artillerie feuernd, immerfort Stukageschwader, Luftduelle, feuernde Panzerabteilungen, ein riesiges Schlachtenbild, Nebelwerfer, Flammenwerfer, das Getöse, die ewige Kaffeemühle der Befehlsgebung, der Melderei, die Verwundeten, die Gefangenen, die Fliehenden, der Hunger, das Elend, der Untergang, so bildhaft konzentriert wie nie. Gott sieht es. Ich schlafe in einem kleinen Grab von Unterstand, wärmer und sicherer als bisher.

*29. Oktober 1942*

Ich bin etwas erkältet, und um es warm zu haben, liege ich mit einer kleinen elektrischen Kerze in meinem «Grab», auf dem Schoss Reinhold Schneiders Sonette und Dein Wittenmoorer Gedicht von 1934. Wie sollte man da nicht auf der Höhe sein. Tag und Nacht trommelt das Artilleriefeuer, die Bomben sind etwas weniger, doch noch genug. Es ist wie eine ewige Begleitmusik meines Daseins. Es ist gut, sich einmal zu isolieren, man ist plötzlich von allem weit fort und sieht viele Dinge deutlicher. Ich denke an die vielen Leute, die ich sehr gern mochte und die jetzt ganz nah in wirklichen Gräbern liegen. Um Baum, meinen Adjutanten, ist es ein Jammer. Es sind viele. Von Ablösung ist keine Rede.

### *Nachschrift 30. Oktober 1942*

Wir hatten eine besonders schwere Bombennacht. Gut, dass ich mich schon ins kleine Grab gelegt hatte; das Zelt, das ich bis dahin bewohnte, wurde zerstört. Mein Volkswagen verbrannte, mein Fahrer rettete mein Gepäck aus den Flammen, aber seine eigenen Sachen gingen zum Teufel, doch jubiliert er, weil ihm selbst nichts passiert ist. Leider ist es nicht allen so gut gegangen. Die Angriffe wiederholten sich die ganze Nacht, Regen von kleinen Phosphorbrandbomben und schwere Bomben mit tiefen Sprengtrichtern, diesmal sichtbarer als sonst auf uns gemünzt. Man kann die vielen Fahrzeuge und Erdaushebungen in der Steppe zu schlecht tarnen.

Schreibstube und Dienstplan funktionieren trotz aller Schwierigkeiten weiter. Mein Arbeitsurlaub, vor vielen Wochen geplant, kommt mit dem Anfang November heran. Ich spreche mit General Schmidt darüber. Er beschwichtigt meine Bedenken und drängt geradezu darauf, dass ich fahre.

### *2. November 1942*

Allerseelen. Mein letzter Tag an der Wolga. Ich besuche meine Gefallenen auf dem Friedhof, der immer weiter wächst, dann das Kampffeld am Strom. Jede Nacht sucht der Russe Truppen mit Kanonenbooten zu landen. Jetzt werden die Ufer in Eile mit Hindernissen, Sprengladungen und «Schwalbennestern» befestigt. Immer noch bleiben ein paar Sowjets in den Eisenbahnwagen der Uferrampe verschant. Was uns nicht gelang, die daraufstehenden schweren Festungsgeschütze schussfertig zu machen, glückt den geschickteren Russen sofort. Stukas und Teile unseres Panzer-Regiments beteiligen sich wieder am Häuserkampf in Spartakowka. Doch über diesen Unternehmungen liegt kein Glück. Viel Blut fließt, wenig wird erreicht.

Jetzt zieht der Strom in den starken Farben des sinkenden Tages vorüber. Für mich ein schwerer Abschied.

### *3. November 1942*

Nachts missglückt ein verstärkter Landungsversuch der Russen vor Lataschanka. Es wird schon früh dunkel. Ich verlasse die kleine Geländefalte, in der wir am 23. August unterzogen, und den Friedhof, auf dem unsere Gefallenen ruhen, gegen 8 Uhr morgens, fahre über

Orlowka zum XIV. A.K., wohin mich Alexander Dohna noch einmal gebeten hat, und an der Peripherie Stalingrads entlang bis zur Ausfallstrasse nach Kalatsch. Kamele, im Dienste der Wehrmacht, verkörpern die nahen Welten des Islam und Buddhismus. Unterwegs Massen von Flüchtlingen. Die meisten sitzen auf ihren Säcken und Bündeln und warten darauf, von Leerkolonnen zum Bahnhof Tschir am Don mitgenommen zu werden, von wo sie weiter transportiert werden sollen. Im Augenblick sind es etwa 80'000 Menschen, darunter Schwerverwundete und Verstümmelte, die, mit alten Unterhosen oder Ähnlichem verbunden, mitwanken oder auf Karren verfrachtet werden. Viele, besonders alte Leute, ob verwundet oder nicht, sterben unterwegs an Entkräftung. Doch freut sich die Jugend in der Sonne ihres Daseins. Wovon die Leute leben und was bei Einbruch der Kälte aus ihnen werden wird, ist unklar. Seitdem man sich um ihren Transport bemüht, haben die Menschen das Wandern aufgegeben und verharren, meist schlafend, am Wegrand. Von den Landsern werden die Flüchtlinge schonend und mitfühlend behandelt. Man sieht biblische Gestalten, und manch alte Leute umgibt trotz Lumpen und Erstarrung die Ausstrahlung innerer Grösse. Wer macht sich von der Weite und Wucht solcher Schicksale einen Begriff!

Die Vormarschstrasse nach Stalingrad ist voll gedrängten Verkehrs. Die Unförmigkeit aller Not-Fahrzeuge fällt auf, vorsintflutlich wirken sie. Man begreift, dass wir noch in den Anfängen der Technik stehen. Viel marschierende Truppen, heimreisende und zurückkehrende Urlauber. Der Verkehr ist vorbildlich geregelt. Kalatsch ist wichtig als Umschlagplatz des Warenverkehrs zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer, Don und Wolga. Es ist ein elendes grosses Dorf. Holzhäuser auf Sanddünen mit grundlosen Strassen. Auch hier wieder Flüchtlingsmengen. Der Ort ist stark belegt, Gefangenenlager, Lazarette, ein Kreislandwirt, dessen Rinderherde die grösste ist, die ich ausserhalb New Mexicos je gesehen habe. Jenseits der wiederhergestellten Donbrücke erklimmt eine neu angelegte Serpentinstrasse den Höhenrand. Es ist noch früh am Mittag, doch die Sonne neigt sich schon. Zu Füssen der Höhe fliesst in mächtiger Kurve der Don, die Uferwaldungen im letzten Herbstlaub, die Steppe im warmen, rötlichen Gold. Die Hütten des im August zerstörten Dorfes Beresowski sind, soweit dies noch möglich war, wieder hergestellt



und frisch verputzt, wie in allen Orten des Kampfgebietes. Auf der Höhe stehen noch Massen von abgeschossenen sowjetischen Panzern. Längs der Höhenstrasse nach Norden setzen sich diese Panzerfriedhöfe als Zeugen erbitterter Kämpfe meilenweit fort. Hier glaubt man sich prähistorischen Resten gegenüber, an denen kommende Geschlechter ihre Phantasie werden speisen können. Das letzte Stück der Strasse führt von der Höhe wieder zum Don hinab. Jenseits des Stroms liegt eine breite Waldzone, aus der Altwässer hervorblitzen, im Hintergrund Dünenlandschaft, friedlich schön, mit abendklaren, fernem Horizonten.

Im Hauptquartier der 6. Armee, wo ich gegen 15 Uhr ankomme, treffe ich General Schmidt an seinem Arbeitstisch. (General Schmidt ist wie Hube ein Regimentskamerad Alvenslebens aus dem Ersten Weltkrieg.) An Wänden und auf Tischen ist Rüstzeug zur Eroberung Stalingrads ausgebreitet, die in seinen Händen liegt. Er hat diesen Ort, Golubinskaja, vom Flugzeug aus bestimmt, durch Vorkommando herrichten und sichern lassen. Das A.O.K. bewohnt das mit Schnitzwerk und Veranden dekorierte Holzhäuschen, während die Einwohner sich in ihre Winter-Lehmhütten zurückgezogen haben, wie sie zu jedem Anwesen gehören. Die niedrigen weissen Räume mit ihren Holzdecken, den gemauerten und gekalkten Öfen, dem einfachen Mobiliar sind in gesäubertem Zustand ideale Behausungen. Das Abendbrot essen wir zusammen mit General Paulus und seinen Offizieren. Dann bleibe ich mit Schmidt allein. Seit Anfang Juli bewohne ich zum ersten Mal wieder einen Raum und feiere ein Badefest.

#### *4. November 1942*

Golubinskaja. Die Aussichten weiterzufliegen sind unsicher. Benutze den Morgen, um mit Schmidts Fahrer mit einem Pionier-Schnellboot auf dem Don herumzubrausen. Über den Steilabfällen am Westufer liegen Dörfer friedlich in der Sonne, an den Hängen sind Ziegen und Schafherden, auf dem Fluss Fischerboote. Die Höhen von Kalatsch stehen am Horizont in allen Nuancen von Blau. Es ist nicht allein die Stille nach der «Hölle von Stalingrad», die ich so stark empfinde, diese Landschaft ist wie ein Stück Ewigkeit.

Ich habe die Kirche von Golubinskaja besichtigt, die als Kornspeicher diente und durch uns für den Gottesdienst wieder geöffnet

wurde. Sie ist höchstens 50 Jahre alt, mit Aufwand gebaut, innen mit Fresken bemalt. Erstaunlich, was an Ikonen und kirchlichem Gerät aus Verstecken alles wieder auftauchte: Kronleuchter, Reliquienbehälter, eine reiche Ikonostasis. Der byzantinische Sakralstil wird trotz aller Dekadenz von den Künstlern noch in allen Variationen mit Sicherheit beherrscht. Auf einem Altar Opfertgaben für den Priester: Brote, Kuchen, Feldfrüchte, Sämereien. Schmidt sagt mir, dass der Ort bis zur bolschewistischen Revolution eine wohlhabende Handelsstadt gewesen ist, von Tataren bewohnt, die Widerstand leisteten und deshalb getötet oder verschleppt wurden. Die Stadt zerstörte man damals bis auf die Kirche, deren Grösse sich nun erklärt. Überall sieht man noch Häuserreste. Einzelne Frauen blieben mit ihren Kindern. Die Obstbäume der einstigen Gärten sind verwildert und tragen nicht mehr. Wo noch vor dreissig Jahren Weinberge waren, sind heute verkarstete Hänge, durch Auswaschungen zerrissen. Die Spuren einstiger Kultur sind schnell verwischt. Hier hat ein Lebensalter genügt, den Charakter der Urlandschaft wieder herzustellen und die menschliche Entwicklung auf primitivste Formen zurückzuführen.

Ich werde mittags alarmiert, sitze schon im Flugzeug nach Char-kow, doch beim Start gibt's Bruch. Ich muss bis morgen warten.

##### *5. November 1942*

Beim A.O.K. herrscht ein täglich wechselnder Einstrom von Generalen, Leuten von der Heeresleitung, durchreisenden Offizieren von und zur Front. Ich bin viel mit Schmidt zusammen. Wir frühstücken um 6.50 Uhr im Chefzimmer, unsere Lieblingsmahlzeit am Tage. Nach Tisch ein gemeinsamer Spaziergang, zwei Stunden lang bis zur Dunkelheit, er auf einen Spazierstock mit Silbereinlagen gestützt, ganz «Alter Fritz». Abendbeleuchtung am Don-Ufer. Trinken danach gemütlich Tee. Schmidt erklärt mir die Angriffe auf Stalingrad, wie sie geführt wurden und noch geplant sind, an Hand von Karten und Luftbildern. Ich verbringe mehrere Stunden bei Major Schmidhuber, der das Kriegstagebuch der Armee führt und mir Aufschlüsse über eine Reihe von grösseren Zusammenhängen gibt. Dazu das Studium von Ehmers Buch «Die Nacht vor Paris», eine Darstellung der Übergabe der Stadt an das A.O.K., bei dem Schmidt damals la gewesen ist.

Aus diesen Gesprächen ergibt sich, dass Schmidt an der Erhaltung

von Paris, Utrecht, Antwerpen, Gent und Brügge entscheidenden Anteil hatte. Aufgrund der Erfahrungen mit Rotterdam wurden diese Städte durch Funkspruch zur Übergabe aufgefordert. So hat er Grösseres erhalten dürfen, als er als Architekt je hätte bauen können. Aus dem Kriegstagebuch geht hervor, dass auch die Kesselschlacht bei Ostrow, der Stoss zur Wolga, das entscheidende Durchhalten und der Vorstoss nach Stalingrad sein Verdienst sind. Er ist härter als Paulus, gefürchtet, aber doch geliebt.

Hitler hat angeordnet, dass jedes Unternehmen über Kompaniestärke beim gesamten Heer seiner Genehmigung bedarf. Soweit geht die Zentralisierung und die Einschränkung der Befehlsgewalt sämtlicher zwischengeordneter Dienststellen. Schwerer als die Durchführung von Operationen ist es, sie der Heeresleitung gegenüber durchzusetzen. Es werden viele Fehler in der Schwerpunktbildung gemacht.

Durch Schmidt erfahre ich: Hitler war entschlossen, uns in der zunächst fast hoffnungslos erscheinenden Operation um Stalingrad zu opfern. Die Konflikte mit übergeordneten Dienststellen sind gross, und das Risiko jeder Verantwortung lähmt. Der Russe schiebt jetzt starke Truppen in den «Sack»\* zwischen Rschew und Ilmensee. Wir treffen Gegenmassnahmen. Dort wird die kommende Winterschlacht erwartet, während hier bei Stalingrad keine besonderen Aktionen erwartet werden, doch ist man sich über Stärke und Absichten der Russen nie völlig im Klaren. «Der Krieg», sagt mir Schmidt, «ist militärisch nicht zu gewinnen, sondern nur politisch zu entscheiden.» Das Schicksal Hitlers ist an den Ausgang des Krieges gebunden, und so sehe ich Siege und Niederlagen ohne Ende. Immer deutlicher und grauenvoller wird mir die Vorstellung eines zu unseren Lebzeiten für Generationen nicht mehr endenden Rüstungswahnsinns aus Selbsterhaltungstrieb, einer Dauerzwangsanstalt für jedes Alter und Geschlecht, weil der Dauerkampf um die Welträume nun einmal angefangen hat und Bedrohungen nicht enden können, solange diese Spannungen bestehen. Doch die geistigen Gefahren sind noch viel grösser.

*6. November 1942*

Abflug 6.30 Uhr von Golubinskaja nach Rostow.

Noch einmal von der Uferhöhe und beim Aufflug das gewaltige

Bild der Stromlandschaft. Im schnellen Flug über Tschir und Donez meist über den Wolken oder besser in einem Hohlraum zwischen zwei Wolkenschichten, überwindet die Maschine rasch die Strecke bis Rostow am Don. Da das Kurierflugzeug nach Kiew bereits abgeflogen ist und erst für übermorgen ein Platz zu bekommen ist, gehen hier wiederum zwei Tage verloren.

Rostow ist bei den Eroberungen 1941 und 1942 zum grössten Teil verbrannt. Beide Male hat man sich sofort an die Reparatur des Wiederherstellbaren gemacht, so dass die zurückgebliebenen 350'000 Einwohner ganz leidlich in den Ruinen leben. Viele Städte Europas existieren heute in ähnlichem Zustand; bald werden auch unsere so sein.

Breite Strassen, Paläste in allen Verfallsstilen des Okzidents. Auch in den bewohnten Gebäuden sind die Fenster meist vermauert oder verbrettert. Nur Gucklöcher blinzeln heraus und Teile des Ganzen sind verbrannt. Neben bewohnten Zimmern öffnen sich verkohlte Räume, Treppen verloren ihre Geländer, Dächer und Keller barsten auf. Schutt und Unrat häufen sich zu Bergen.

Der Fahrer, ein intelligenter Zuckerbäcker aus Kursachsen, zeigt mir den zerstörten Bahnhof, belagert von deutschem und rumänischem Militär, den Markt vor der Kathedrale. Wir fahren über die Donbrücke zum Hafen, sehen die Stadtfront auf der Uferhöhe, von den Zwiebelkuppeln der Hauptkirche überragt, Parteigebäude, Kliniken, gekünstelte Sowjet-Parks, das noch unvollendete Riesentheater, das «dynamisch» in Gestalt eines Traktors in Beton, Stahl und Glas gebaut wurde. Das Innere wird unter Führung deutschsprechender Mädchen besichtigt, Stuckmarmor-Klassizismus, technisches Raffinement, schlechte Plastik in schlechtem Material. Der kunstvoll ausgesparte und von Wohnblocks umrahmte Blick in die südliche Steppe und auf Bataisk von der Rampe des Theaters offenbart starken Sinn für solche Wirkungen.

Es giesst von traufenlosen Dächern. Ich sehe einen Film im Soldatenkino, danach eine Vorstellung der rumänischen Frontbühne mit Chören, Volkstänzen, schönen Tänzerinnen, Orchester, feierlich mit rumänischem General und Nationalhymnen. Ich nächtige mit zwei Offizieren in einem Ausschank von bolschewistischer Trostlosigkeit.

7. November 1942

## Rostow

Was ist hier von Griechen, Goten, Türken und Tataren übriggeblieben? An den Ecken hocken Verkäuferinnen von Sonnenblumenkernen. In den Kommissionsläden gibt es Schund zu hohen Preisen, die, gemessen am Schicksal dieser Gegenstände, berechtigt sind. Böartige Weiber sitzen an der Kasse. Ich marschiere an Markt und Kathedrale vorüber zur Donbrücke und durch einen auf kindliche Art mit Künstlichkeiten gespickten Kulturpark zurück. Das pralle Leben in dieser Ruinengemütlichkeit gibt viele Rätsel auf. Wovon leben diese zahllosen Lebewesen, wie kommt es, dass noch gut angezogene ältere Menschen, geistige Gesichter zu sehen sind? Junge Mädchen von einfacher, netter Eleganz? Harte, abenteuerliche Schicksale, Leidenschaften und Leiden haben diese Gesichter geprägt.

Trostlos ist dieser Etappenbetrieb, der bis in die Nacht währende einförmige Bürodienst, die dünnen Mahlzeiten im Kasino, die scheusslichen Quartiere, das Radio, die Latrinen, die Soldatenheime, die traurigen Amusements, die Cafés mit schlechter Musik und erbarungswürdigen teuren Genüssen, an denen nichts echt ist.

8. November 1942

Bei klirrendem Frost zum Flugplatz Rostow-West. Eine schwarze Menschenmasse strömt zur Kirche. Ich erfahre, dass die Kuriermaschine nach Kiew in Woroschilowsk nicht starten konnte. Wieder warten. Dies Warten ist eine Geduldsprobe. Falls es morgen keine Flugmöglichkeit gibt, versuche ich es mit der Bahn.

9. November 1942

## Kiew

Die Kuriermaschine kommt! Wir fliegen über das Don-Delta, Asowsches Meer, Taganrog, Stalino, den Dnjepr hinauf, mit Rückenwind in schneller Fahrt nach Kiew.

Kiew. Vom Flugplatz geht es im Kurierbus zum Offiziersheim am Boulevard Schewtschenko. Ich wandere sofort zur Sophienkathedrale, die meine Erwartung weit übertrifft. In düsterer Urwildheit ist sie

einer der ehrwürdigsten, einprägsamsten kirchlichen Innenräume überhaupt. Die Kirche dient nicht mehr dem Gottesdienst, sie ist nur noch Museum. Der dazu gehörende Bezirk mit Tortürmen, Nebenkapellen und geistlichen Wohngebäuden in schwerem Barock wirkt vernachlässigt. Die Kuppeln und Turmhauben, einst leuchtend vergoldet, sind rot angestrichen. Die Seitenschiffe blieben erhalten, als die Kirche um 1700 in ukrainischem Barock erneuert wurde. Das Innere ist nicht gross, sehr dunkel, siebenschiffig, die Seitenschiffe von hohen, schmalen Kuppeln überhöht, so dass schluchtartige, unheimliche Raumwirkungen entstehen. Mosaiken und Fresken wurden von den Sowjets meisterlich wiederhergestellt. Alles Störende wurde entfernt, nur die barocke Ikonostasis belassen. Beherrschend ist in der Hauptapsis, der «unzerstörbaren Wand», die Mutter Gottes als «Orantin». Darunter ein Figurenfries, ferner Medaillonbilder von Heiligen, alles in Mosaik. Alle anderen Flächen sind mit Fresken bedeckt, die 900 Jahre lang immer wieder gleichartig übermalt worden waren. Unheimlich schön sind die Engel in den Wölbungen der Absiden. Barocke Fresken mit Architekturbildern hat man stehen lassen. Im nördlichen Seitenschiff ist das Grabmal Grossfürst Jaroslavs aus dem 11. Jahrhundert, ein spät-antiker Sarkophag, in dessen Ornamentik sich Griechisches, Nordisches und Christliches mischen. Wendeltreppen, urweltlich in der Raumwirkung, die Wände mit Jagdszenen des 11. Jahrhunderts bemalt, führen zu den Emporen hinauf, die, geräumig wie in Konstantinopel, aufregende Einblicke in den Kirchenraum und auf die Bilder gewähren. Es wird dämmerig im Innern, aus den Schatten tritt die beherrschende Muttergottes herrlich hervor. Ich umwandere und studiere die Kathedrale und ihre Nebengebäude von aussen, insbesondere die Absiden-Front. Vergebens suche ich am Ostende des weiten Platzes, der einst von zwei Kathedralen begrenzt war, das Gegenstück der Sophienkirche, die auch aus dem 11. Jahrhundert stammende Michaels-Kathedrale. Sie wurde 1934 mitsamt dem Kloster und der nahen Dreieinigkeitskirche abgebrochen, um Regierungsbauten Platz zu machen. Ein Eckgebäude dieser ungeheuren geplanten Anlage steht bereits, gigantisch in seinen Ausmassen, sinnlos in seiner Säulenpracht, pompöser als alles, was der Nationalsozialismus bei uns bisher zustande brachte. Deshalb, so wurde beschlossen, soll dies Fragment auch wieder fallen.

Von der Wladimirhöhe und der Terrasse der Andreaskirche blicken wir auf Podol, die Hafenstadt und den Dnjepr hinab. Auch hier sind die wichtigsten Bauten seit 1934 verschwunden. Auf Photos sieht man, dass dieser Stadtteil einem Strauss von Kirchen und Klöstern glich, einem Bündel von Kuppeln und Glockentürmen. Noch steht genug, um die einstige Fülle zu ahnen, dazu barocke und klassizistische Paläste. Im letzten Jahrhundert war Podol zum Ghetto und Industrieviertel geworden. Der Höhenunterschied ist bedeutend. Der Blick auf den Dnjepr mit seinen Windungen, Inseln, Sandbänken und die unbegrenzte bewaldete Ebene ostwärts gehören zu den grossen Landschaftsbildern Russlands.

In ihrer Lage unvergleichlich, wirkungsvoll im Stadtbild, auf vorspringender Kuppe und hohem Sockel, von überall her sichtbar, steht die Andreaskathedrale Rastrellis, Russlands schönste Barockkirche, Kuppeln, Kapitelle und Portale vergoldet, die Flächen blassblau. Leider ist sie geschlossen. Sie dient aber wieder dem Kultus. Gegenüber stand bis 1934 die Desjatinjakirche, hässliche Nachfolgerin einer längst zerstörten byzantinischen Kathedrale, die zum ältesten Palast des Grossfürsten von Kiew gehörte. Hier ist die Urzelle der Religion, der Herrschaft und der Zivilisation in Russland.

Es dunkelt.

Im Opernhaus höre ich ein Konzert des Ukrainischen Philharmonischen Orchesters unter deutschem Dirigenten: Beethovens «Eroica» und Schuberts «Unvollendete» im Rahmen einer prunkvollen venezianischen Dekoration, leider nur schwach besucht von Etappenhengsten, Helferinnen und deutschen Beamtenfamilien.

*10. November 1942*

## **Kiew**

Klarer Frost. Ich stehe früh auf, pilgere durch das zerstörte Stadtzentrum, das hauptsächlich Sprengungen mit Zeitzündern zum Opfer fiel. Viele der grössten Gebäude wurden erst jetzt von uns bezogen. Ich durchwandere Parks auf Anhöhen über dem Dnjepr, besehe das von Rastrelli für Kaiserin Elisabeth erbaute Schloss, ein Hufeisenbau mit nur einem Hauptgeschoss, Treppenhaus und Mittelsaal, von Nikolaus I. umgebaut, im Süden ein Ehrenhof, auf der Nordseite ein

grosser französischer Garten mit Lindenalleen, am Hang über dem Dnjepr eine Aussichtsterrasse, alles ist noch leidlich erhalten. In der Umgebung stehen neueste Monumentalbauten der Sowjets von erdrückender Höhe, Wucht und Materialpracht, teilweise sind sie zerstört.

Ich wandere zur Grossen Lawra hinaus, die man durch das Tor der Dreifaltigkeitskirche betritt. Gegenüber liegt stolz das klassizistische Arsenal. Die Lawra, das Nationalheiligtum der Ukraine, Russlands älteste und bedeutendste Wallfahrtsstätte, umfasst einen von Ringmauern umgebenen Komplex mit vielen Kirchen, Klostergebäuden, Wehr- und Glockentürmen hoch über dem Dnjepr. Ich sehe mit Schrecken das Hauptstück, die Himmelfahrtskirche, als Schutthaufen. Die Russen bereiteten sie zur Sprengung vor, und bei Beseitigung der Sprengladungen nach unserer Ankunft flog sie in die Luft. Aus dem ii. Jahrhundert, der klassischen Zeit Kiews stammend, wurde sie, wie alle Bauten der Lawra, zur Barockzeit erneuert und bereichert, doch damit der altertümlichen Strenge beraubt. Noch steht eine Ecke mit einer der vielen Kuppeln darüber, an den Mauern Fresken auf Goldgrund. Die anderen Lawra-Kirchen der byzantinischen Zeit, die Dreifaltigkeitskirche über dem Haupttor, die besonders reichgegliederte Kapelle über der Ökonomiepforte und die innen als Wachlokal erhalten gebliebene Ostkirche auf der Mauer wurden ebenfalls barock überarbeitet und blieben von der Zerstörung verschont.

Ich besteige den Hauptturm, um 1740 von Schedel (in Verbindung mit Rastrelli) gebaut, ein äusserst solides Mauerwerk von vielen übereinandergetürmten Säulengeschossen, das die ganze Lawra baulich zusammenreisst und beherrscht. Die meisten der kolossalen Glocken sind herausgerissen. Von oben überblickt man alle Teile des Riesenklosters, die Stadt, den Lauf des Dnjepr und weithin das waldreiche Land. Niemals hat man solche Fülle von Türmen und Kuppeln, von goldenen Kreuzen und Kupferdächern auf einmal in der Sonne blitzen sehen, es ist das phantasievollste Architekturbild, das sich denken lässt, in Prag und Konstantinopel nur entfernt erreicht, jedoch im Zeichen des Verfalls. Die kraftvollen Barock- und Renaissanceformen der kalkweissen Wohngebäude erinnern an Ostpreussen. Bezeichnend für die Ukraine ist die Überladung der Fronten mit wilder Stuckornamentik. Sehr wirksam ist der Gegensatz der niedrigen Trakte

252



und Arkaden um die Höfe und Gänge des Klosters zur Höhe der Sakralbauten und des Hauptturms. Das Kloster beherbergte früher eine Schule religiöser Kunst und ein Priesterseminar, zur Sowjetzeit ein Kultmuseum. Vereinzelte Mönche sind geblieben oder wiedergekommen. Heute ist die Lawra zum Schmerz der Ukrainer allen Mächten der Zerstörung preisgegeben. Nur die Kirchen bleiben verwahrt. Der Pöbel plündert, unsere Soldaten reißen die Kupferdächer herab und Holzwerk heraus. Ich unternehme Schritte, dieses Zerstörungswerk, soweit es möglich ist, zu unterbinden.

Ich untersuche die einzelnen Gebäude, Refektorium, Pilgerküche, Bibliothek, die schönen Torkapellen mit Ausmalung innen und aussen und noch reichem Inventar, entdecke eine neubyzantinische Kuppelkirche der Rasputin-Zeit, raumschön, mit raffinierter Verfallskunst ausgeschmückt. In den entfernteren Teilen des Klosters wird es einsam. Durch Trümmer des unteren Südosttors (über dem Zugang ein Strebebogen) gelange ich zu den Klöstern der «Nahen und Fernen Höhlen», die durch lange bedeckte Gänge verbunden sind. Man wandert über viele Treppen bergauf und bergab mit überraschenden Aussichten aus Fenstern oder Arkaden, eine fremdartige, fromme, geheimnisvolle Welt, in beginnendem Verfall wie die Tempel Chinas. Letztes Herbstlaub leuchtet in alten Bäumen um Kapellen, Einsiedeleien, Stationswegen, die in Schluchten vom Dnjepr heraufführen. Fromme Pavillons ohne Zahl. Darunter liegt die düstere Unterwelt der Katakomben, in die mich Mönche mit Kerzen voranleuchtend hinabführen. In Nischen liegen die konservierten Leichname heiliger Mönche, primitive Kulträume mit Malereien, ein Labyrinth niedriger Gänge in das Gestein getrieben, gespenstisch und grauenvoll und doch ein Ort ewigen Friedens. Das einsame «Kloster der Fernen Höhlen» auf einer Anhöhe am Ende des Klosterbezirks ist besonders schön und vielgestaltig. Von hier sieht man das Hauptkloster der Lawra in seiner ganzen architektonischen Pracht über ein Tal hinweg, das mit Heiligtümern dicht gefüllt ist. Auch jenseits der Mauern stehen Kirchen und noch einmal Kirchen, darunter die des Wydnbetzki-klosters, einige in Ruinen. Ich steige ganz allein herum und mache mich schliesslich, begeistert wie selten, auf den Rückweg.

Nachmittags noch einmal in die Sophienkirche. Ich suche den ukrainischen Museumsdirektor auf, der mich an Hand reichen Bild-

materials über kirchliche Baukunst in der Ukraine unterrichtet und mir Wünsche über Erhaltung der Lawra und der Fresken der Sophienkirche vorträgt. Er zeigt mir die bei der Zerstörung der Michaelskathedrale geretteten und hier eingebauten Fresken und Mosaiken, die den Untergang des Michaelsklosters noch schmerzlicher erscheinen lassen. Noch einmal stärkstes Erfassen des Innenraums der Sophienkirche.

Dann an der Andreaskirche vorüber nach Podol hinab. In «Kommissionsläden» der Innenstadt werden Ikonen, Teppiche und Antiquitäten zu hohen Preisen verkauft. Ich pilgere einsam bei einbrechender Dunkelheit.

### *11. November 1942*

Von Kiew nach Kowel. Entlassung am Bahnhof. Langes Warten bei Schneetreiben auf verschiedenen Bahnsteigen. Wüstes Durcheinander. Der Zug ist eiskalt. Wir fahren über Schitomir. Die Hauptstrecke ist durch Partisanen bedroht. Da Züge häufig durch Minen gesprengt werden, laufen mit Sand gefüllte Wagen vor der Lokomotive. Partisanen zwingen Autos durch umgestürzte Bäume zum Halten und erschliessen die Insassen. Daher werden längs der Bahnstrecken und Hauptstrassen Waldungen gefällt. Auch innerhalb von Ortschaften ist Einzelverkehr kaum möglich. Trotz aller Bemühungen von SS und Polizei nehmen der Widerstand und die dadurch entstehenden Schäden zu. Die Polizei ist machtlos und die Bevölkerung durch die Partisanen zu eingeschüchtert, um deren Versteck zu verraten. Das Land ist zu gross, um es zu durchdringen.

### *12. November 1942*

Wir erreichen Kowel aufgrund eines schweren Eisenbahnunglücks vor uns mit sieben Stunden Verspätung. Die ganze hier zusammengeströmte feldgraue Masse drängt in den Zug nach Warschau, auf den wir mehrere Stunden in Kälte und Zug draussen warten müssen. Langsame Fahrt durch Polen. Wir passieren Lublin, das sich als Stadtbild ungewöhnlich stattlich präsentiert, Stadt und Burg auf Hügeln, viele Kirchen, Tore und Türme. Abends Zugwechsel in Warschau.

Im Schnellzug nach Berlin beginnen die erloschenen Lebensgeister sich wieder zu regen.

*25. November 1942*

## **Wittenmoor**

Beunruhigende Nachrichten über Stalingrad. Den Sowjets scheint die Einschliessung der 6. Armee wenige Tage nach meinem Urlaubsbeginn gelungen zu sein. Schmidt stellte mir für meinen Arbeitsurlaub eine ruhige Zeit in Aussicht. Hube, der im Oktober die Führung des XIV. Panzerkorps übernommen hat, befiehlt mir telegraphisch, mich auf seinen Abruf bereitzuhalten.

*31. Dezember 1942*

Spreche Hube in Berlin, der für seine Verdienste um das eingekreiste Stalingrad von Hitler die Schwerter zum Eichenlaub überreicht bekam. Erhalte von ihm längst ersehnte Nachrichten. Er ist voller Zuversicht.

*23. Januar 1943*

Die Nachrichten über Stalingrad werden drohender. Es scheint keine Hoffnung mehr, dass die Rettung der Eingeschlossenen noch möglich ist. Nach Hubes zuversichtlichem Bericht habe ich diesen furchtbaren Ausgang nicht ins Auge gefasst. Flugzeuge landen nicht mehr in Stalingrad, doch wird die Truppe noch aus der Luft versorgt. Hunderte von Transportflugzeugen wurden abgeschossen. Die Reste unserer 22 Divisionen wurden auf das Stadtgebiet zurückgeworfen, wo sich vier getrennte Kampfgruppen noch verteidigen. General Milch und Hube sind mit der Organisation des Luftnachschubs beauftragt. Die Entfernung der jetzigen Front bis Stalingrad beträgt über 400 Kilometer.

Im Hauptquartier soll Untergangsstimmung herrschen. Stalingrad erscheint als die grösste Niederlage der Kriegsgeschichte. Rückzüge sind unsere Schwäche, zuviel Material bleibt liegen, der weichende Deutsche handelt unkameradschaftlich. Der Partisanenkrieg nimmt zu. Viele Fehler in der Behandlung der Ostvölker. Werfen wir jetzt das Steuer herum? Viele Gespräche, die sich an letzte Hoffnungen klammern.

### *1. Februar 1943*

Der Kampf um Stalingrad ist im letzten Stadium. Feldmarschall Paulus ergibt sich mit der Südgruppe und angeblich fünfzehn Generalen. Die Nordgruppe mit der 16. Panzer-Division hält sich noch im Traktorenwerk.

### *3. Februar 1943*

Die Nordgruppe in Stalingrad unter General Strecker geht kämpfend zugrunde. Lähmendes Entsetzen überall. Furchtbar, dies mitansehen zu müssen. Wer von den Kameraden ist gefallen, wer gefangen? Fest steht, dass Schmidt, der mir diesen langen Arbeitsurlaub verschaffte, ja aufnötigte, mich vor diesem Untergang in Stalingrad bewahrt hat. Eine vage Hoffnung, dass die Westmächte es nicht zum Schlimmsten kommen lassen und eine Beherrschung des Kontinents durch den Bolschewismus verhindern werden, kommt im Volk auf. Wiederaufleben von Partikularismus. An die Rache der Völker wird nicht gedacht. Niemand ahnt, was wir im Fall einer neuen Niederlage wirklich zu erwarten haben.

### *14. Februar 1943*

#### **Berlin**

Abend bei Alexander Dohna. Ende November, so schildert er, bestand die letzte Möglichkeit für die 6. Armee, sich nach Westen zurückzuschlagen. Paulus wollte es, Hitler verbot es. Dass Paulus nicht auf eigene Faust gehandelt hat, bleibt wahrscheinlich seine historische Schuld, doch war er von der Spritzzufuhr abhängig. Man dachte sogar daran, die motorisierten Teile antreten zu lassen und die Infanterie zurückzuhalten. Dann scheiterte die Mansteinsche Entsatzaktion an Kräftemangel. Der russische Korridor wurde breiter und breiter. Ab Weihnachten begann das Hungern. Man fing an zu begreifen, dass nichts mehr zu retten war. Die Mannschaften kannten die Lage nicht und behielten Hoffnung. Hube kam um Neujahr von Hitler mit Zuversicht und Versprechungen zurück, von denen keine sich erfüllte. Man sprach nicht über die Lage. «Es ist entsetzlich, so langsam sterben zu müssen», sagte Dohna.

*15. Februar 1943*

Ich besuche Kurt Hammerstein, der krebsteidend dicht vor dem Tode steht. Er sitzt, von Schmerzen geplagt, im Schlafrock in der Veranda und empfängt noch viel Besuch. Er wird von der Gestapo überwacht und ist voll Bitterkeit. «Ein Volk, das jedes Gefühl für Recht und Unrecht, Gut und Böse verloren hat, das solche Verbrechen begeht, verdient, ausgerottet zu werden. Nur durch lange, drückende Fremdherrschaft wird es wieder in Form zu bringen sein. Die Verbrecher werden drüben abgeurteilt und bestraft werden. Die Westmächte werden sich bemühen, Deutschland zu teilen. Doch wird möglicherweise der Papst mit der Forderung, dass es zum Schutze des christlichen Europas gegen den Bolschewismus eines starken, einigen Kontinents bedarf, ein entscheidendes Wort mitzureden haben. Auf jeden Fall wird eine kontinentale Zollunion hergestellt werden. Deutschland braucht eine Strafe, die eine vollkommene geistige Umwälzung hervorruft. Leider wird die Strafgewalt wie stets in die schlechtesten Hände geraten. Ohne Reichseinheit muss das Volk verkümmern, kann es seine Aufgabe nicht erfüllen. Entweder wird die deutsche Industrie zerstört oder dem Hochkapital versklavt und das Land sozialisiert. Die Folge dieser Versklavung wird voraussichtlich der Bolschewismus werden, sofern es nicht zu einer neuen, geeinigten nationalen Erhebung kommt, die einer würdigeren Generation wieder den rechten Platz unter den Völkern gibt.»

Hammerstein sollte im Herbst 1939 Oberbefehlshaber in Polen werden. Als Chef der Heeresleitung hat er mit Russland zusammengearbeitet. Von dem Augenblick an (1934), da wir anfangen aufzurüsten, begann auch Stalin zur Verteidigung Russlands das Gleiche zu tun. Er fürchtete zuerst einen «Kreuzzug» der Westmächte, dann den Angriff Deutschlands allein. Der Botschafter Schulenburg und der Moskauer Militärattaché haben über Russlands Aufrüstung vor 1939 genauestens berichtet. Ob Hammerstein mit der Behauptung Recht hat, Hitler habe den Entschluss, in Russland einzumarschieren, erst nach dem Siege über Frankreich 1940 gefasst, sei dahingestellt. Das Unrecht unseres politischen Handelns gegenüber Russland belastet uns jedenfalls. «Ich schäme mich, einem Heere angehört zu haben, das alle Verbrechen gesehen und zugelassen hat», ist Hammersteins letzter Schluss.

*18. Februar 1943*

Ich beschaffe mir eine neue Ausrüstung, da mein gesamtes Gepäck bei Stalingrad verloren ist.

**Charkow ist gefallen.**

*8. März 1943*

Zur Trauerfeier für den gefallenen Karl-Wolf Bredow nach Buchow-Carpzow. Leberecht Klitzing, Ribbecks, Jagow-Rühstedt, Bredow-Stechow und Bredow-Retzow sind da. Alles würdig im Fontanestil. Frühlingssonne über dem Havelland. Die nüchterne Kirche mit Barockorgel, das Geigenspiel, die vielen, mit Ackerpferden bespannten Kutschen und die alten Kutscher, die Trauercour auf dem Erbbegräbnis und im Haus. Der grosse, vorzüglich verwaltete Besitz ist nun ohne Erben.

Danach ins olympische Dorf. Dort erstes Wiedersehen mit Hube nach Stalingrad, mitsamt Otto, seinem Burschen, und Feldwebel Michaelis, seinem Schreiber, deren Anblick mich in Erinnerung an meine nicht geretteten Männer heftig bewegt. Hube hat bis zuletzt versucht, einen Ausbruch nach Westen zu organisieren. Paulus hielt es für utopisch. Der Gedanke an diese Möglichkeit ist wahrhaft erschütternd. Hube stellt Stalingrad als eine einzige Serie von Fehlern der Führung dar.

Es besteht jetzt nicht die geringste Aussicht mehr, den Krieg je zu beenden.

Am 19. November, wenige Tage nach meinem Abflug vom Hauptquartier Paulus, begann der russische Grossangriff. Aus dem Don-Bogen bei Kremenskoi brachen Stalins Armeen vor, überrannten die rumänische Front und vereinigten sich bei Kalatsch mit den im Süden Stalingrads von der Wolga her vorstossenden Feindkräften. Damit war ein Ring um die gesamte 6. Armee geschlossen, die nun auf immer engerem Raum zusammengedrängt wurde. Für den 25. November hatten Paulus und sein Chef Schmidt den Durchbruch nach Westen vorbereitet, doch zwei Tage vorher, am 23. November, kam Hitlers Befehl: «6. Armee verbleibt in der Festung und wartet Entsatz von aussen ab.» Schmidt setzte, auf die der Armee gemachten Versprechungen hin, bei Paulus energisch durch, dass der Ausbruch abgeblasen wurde. Göring hatte Hitler gegenüber leichtfertig erklärt,

258

er könne die «Festung» aus der Luft versorgen, was vollkommen ausgeschlossen war. Einer reinen Prestige-Frage wegen wurden 300'000 Mann sinnlos geopfert. Der militärische Dilettantismus des einstigen Gefreiten trägt nicht weniger Schuld als seine politische Hybris. Am 22. Januar erklärt Schmidt den Generalen, dass «die Armee von höchster Stelle verraten und im Stich gelassen sei». Auch Hube selbst macht sich schwerste Vorwürfe darüber, dass er sich Anfang Januar von Hitler hat düpieren lassen, und kritisiert an der Armeeführung «den Mangel an selbständiger Initiative gegenüber Hitlers Befehl».

Wahrscheinlich sah Schmidt die 6. Armee lange noch aufgrund früherer Erfahrungen als Schachfigur einer grossen Hitlerschen Konzeption, deren Entwicklung er durch eigenmächtigen Entschluss nicht stören wollte. Es ist schwer, sich in solche Verantwortung hineinzudenken.

Der Mansteinsche Entsatzversuch scheiterte. Ein russischer Kapitulationsvorschlag unter guten Bedingungen war abgewiesen worden. Die Südgruppe unter Paulus ergab sich zuerst, am 1. Februar, die Nordgruppe am 3. Februar 1943.

Damit war es zu Ende. Diese kurze, dürre Geschichte umschreibt ein Geschehen, dessen sich Deutschland immer mit Grauen erinnern wird. Das Martyrium dieser sinnlos hingeopferten Armee in der Hölle von Stalingrad wird sich niemand vorstellen können, der nicht Ähnliches miterlebt hat. Grauensvolle Berichte der noch «Ausgeflogenen» liegen vor, noch grauenvollere werden uns künftig erst wirkliche Klarheit geben. Offiziell werden die Tatsachen nicht nur verschleiert, sondern die Propaganda schlägt obendrein auf beleidigende Weise Kapital aus diesem Verbrechen. Die Angehörigen von mehr als 100'000 Mann wissen nichts von deren Schicksal bei völliger Ausichtslosigkeit, Nachrichten zu beschaffen. Unübersehbar erscheinen die Folgen dieser Niederlage, die alles Mass übersteigt. Das Vertrauen in Hitler, auf einen Sieg, auf Deutschlands Sache ist zerstört.

Diese ganze Zeit steht im Schatten von Stalingrad. Schwerer als die militärische wiegt die moralische Niederlage, die erwiesene Unfähigkeit, die unterworfenen Völker als Rechtsstaat zu regieren. Doch können wir angesichts der schwer bedrohten Zukunft des ganzen Volkes weder das Ganze nach irgendeiner Richtung sabotieren, noch

darf der Krieg für uns zu einer Flucht aus dem Leben ausarten, es hilft nichts, als in dem unlösbaren Konflikt unbeirrt seine Pflicht zu tun.

*9. März 1943*

### **Berlin**

Luftangriff. Kurze Begegnung mit Hassell. Er sieht unzählige Menschen und spricht sarkastisch über die Situation. Ich vertrete den Standpunkt, dass man der Front geistig nicht in den Rücken fallen darf und dass es, so wie die Dinge liegen, nur einen Gedanken geben kann: Verteidigung bis zum Äussersten, obwohl wir an die Folgen eines Sieges, der allerdings kaum noch zu erwarten ist, ebenfalls nur mit Schrecken denken können. Aber die notwendige Reinigung im Innern muss von uns selbst ausgehen.



## Bretagne und Posen im Frühsommer 1943

*5. April 1943*

Ich kehre zu meinen Kameraden der 16. Panzer-Division zurück, die der Katastrophe von Stalingrad entronnen sind.

Gegen 10 Uhr in Paris. Ein Strom von Gepäckträgern. Zu Fuss zur Kommandantur. Paris ist gealtert und provinziell geworden. Winzige Radel-Rikschas für eine Person mit der koketten Aufschrift: «Pour-quoi pas?» Grotteske Hutmoden. Armut und Bettelei. Das Gesamtbild ist friedensmässiger als das von Berlin. Eine Augenweide sind die Antiquariate, Buch- und Bilderläden, die belebend für viele Entbeh-rungen entschädigen. Jede prise de contact mit der geschichtlichen Literatur Frankreichs bestätigt mich in meiner eigenen Art Schreibe-ri. Nach Sturm und Regen stiller Abend.

*8. April 1943*

Vor Tau und Tag zu den Gares du Nord und Montparnasse. Über Chartres, Le Mans nach Laval. Flusstäler, weidendes Vieh, blühende Obstbäume. Alles sorgfältig bestellt, wunschlosen Frieden ausstrah-lend.

In Laval. Meldung bei General Sieckenius und dem la, die in einer kultivierten, aber verwahrlosten gräflichen Behausung regieren. Unten im weissen Louis XVI.-Saal ist das Casino. Kamelien und Magnolien blühen vor grauen Mauern und riesigen Zedern. Die Division liegt in einem stillen, alten Viertel westlich der Kathedrale. Erschütterndes Wiedersehen mit den geretteten Kameraden. Hier erst erfahre ich, wer alles im Kessel von Stalingrad zurückgeblieben ist. Das Gefühl der Kameradschaft ist tiefer und fester geworden. Mein Vorgänger führt mich in den Ic-Betrieb ein. Schwerpunkte sind augenblicklich die geistige Betreuung, die englische Armee und etwaige Landungs-vorbereitungen. Abends in der Kathedrale. Laval in Abendbeleuch-tung. Nachts Fliegeralarm.

*9. April 1943*

Mein Gepäck und Teile des von mir geführten Kriegstagebuches der Division sind gerettet. Aber die Menschen!

Um so viele grämt man sich. In erster Linie tue ich es um meinen Fahrer Leuschner, der von mir hätte erwarten können, dass ich in der Not bei ihm war. Noch fasse ich es nicht ganz, was geschehen ist. Etwas so Schreckliches wie Stalingrad hat es unter meinen vielen Kriegserlebnissen nicht gegeben. Strachwitz, der Kommandeur des Panzerregiments Grossdeutschland geworden ist, schreibt mir verzweifelt, und viele Frauen, deren Männer nicht herausgekommen sind, rufen bei uns an. Wie ahnungslos ist man doch immer im Hinblick auf die Zukunft, und welch Segen ist das. Man kann nicht daran vorbei, sich immer wieder auszumalen, was dort an der Wolga gelitten worden ist. Nun liegt auf uns Überlebenden eine doppelte Verpflichtung. Staatsmänner werden künftig wichtiger sein als Generale, wenn militärisch nichts mehr zu gewinnen ist als die Rettung einer Plattform für Verhandlungen. Südfrankreich und Griechenland scheinen die nächsten Kriegsschauplätze zu werden.

Der Divisionsstab ist neu zusammengesetzt. Es gelang aber, 7'000 Mann der alten Division in der neuen wieder zu vereinigen. Unser Bereich reicht von Mayenne und Vitré bis Craon und Angers. Das A.O.K. 7 (Dollmann), dem wir unmittelbar unterstellt sind, liegt in Le Mans, das XIV. Panzerkorps (Hube) in Nogent-le-Rotrou.

Mein Arbeitsraum, ein dunkel getäfelter Saal, ist aus dem 18. Jahrhundert. Blick in einen verwilderten Garten. Unklarheit über politische Verhältnisse. Die Bevölkerung verhält sich passiv feindlich und rechnet mit unserer Niederlage.

*11. April 1943*

Glocken läuten den ganzen Tag. Ich lese politische Aufsätze von Drieu la Rochelle, der sich für Europas Einigung unter deutscher Hegemonie einsetzt. Die Masse der Franzosen hängt weiter an England. Der «Attentisme» hat seit Stalingrad wieder Boden gewonnen, es war die Haltung Frankreichs schon vor 1939.

*14. April 1943*

Hube, der die Aufstellung und Ausbildung aller ehemaligen Stalin-

262

gradverbände leitet, besucht die Division. Ich nehme ihn bei Bernd Doering in Les Rocher in Empfang, dem Château der Madame de Sévigné, deren Reliquien besichtigt werden. Im Salon hängen die Bildnisse ihres Familien- und Freundeskreises, der Coulanges, Grignan, Rabutin, Chantal, Chaulues, La Rochefoucauld, Madame de Lafayette. Da ich mit ihren Charakteren vertraut bin, wirken sie wie eine lebendige Versammlung. Im runden Nordturm zu ebener Erde ist ihr Kabinett mit Paradebett, Schreibtisch und Gebrauchsgegenständen, schliesslich die vom Abbé de Coulange gebaute Kapelle. Von der Terrasse sieht man weit ins grünende Land, leuchtende Rapsfelder zwischen blühenden Obstbäumen. Das Schloss innen sonst düster, kalt und unfreundlich.

In Port Brillet festliches Mittagessen mit Musik des I.R. 6, die Tafel üppig mit Kamelien geschmückt. Der Bursche des Kommandeurs ist Gärtner und zaubert täglich frische Tischdekorationen. Zur normalen Verpflegung sind Eier, Salat, Käse, Muscheln und Austern zu bekommen. Abendwanderung mit Sieckenius durch den Wald.

#### *15. April 1943*

Morgens ist Generaloberst Dollmann, O.B. der 7. Armee, in Port Brillet. Nach Tisch fahre ich nach Le Mans zur Meldung bei dem Ic des A.O.K. Ich spreche den Chef, General Sixt. Danach in die Kathedrale und Notre Dame de la Couture. Das Leben ist unbeschwert, als herrsche tiefer Frieden. Strassen mit geschnittenen Platanen, Stühlen vor den Cafés, geschminkten Frauen in hellen Kleidern mit herausfordernden Hüten. Ich schliesse Freundschaft mit dem Buchhändler.

#### *20. April 1943*

Früh mit dem la in den Wald gefahren, dann mit ihm und dem Kommandeur Strassenerkundigung zur Küste. Von Baumreihen und Hecken durchzogenes Hügelland, viel Obstbau, Weiden, schmale Felder der Pachthöfe. Wir halten in Fougères an der Kirche St. Léonard, blicken von der Bastion des Jardin public auf Burg und Stadt, eine alte Kirche im Tal und unabsehbar weit ins Land. Wir umfahren Burg und Stadt. In Combourg zeigt uns die letzte Châteaubriand, Comtesse de Durfort, Duchesse de Duras, eine elegante Frau mittleren Alters, die Burg ihrer Väter. Mit ihr stirbt das ehrgeizige Geschlecht

aus. Elle se précipite du haut de son donjon, als sie uns mit der Concierge auf der Courtine erblickt. Die Burg ist ein mächtiges Viereck mit vier runden Ecktürmen, die hohen Wände von nur wenig Fenstern durchbrochen. «Eine alte Festung», wie die Gräfin mühsam, aber stolz auf deutsch hervorbringt. Das Innere ist nicht mehr wie es in den «Mémoires d'outre tombe» beschrieben, der Salle des Gardes wurde im 19. Jahrhundert geteilt und neugotisch dekoriert, doch es gibt gute Möbel, die schöne Bibliothek Châteaubriands. Sein Pariser Sterbebett ist in seinem Zimmer auf der höchsten Zinne aufgestellt.

Auf der Südseite treten Stadt und See nahe an das Schloss heran. Nach Norden erstreckt sich ein Park mit grossen Rasenflächen, von geraden Alleen eingefasst. Das Leben vor der Revolution von 1789 war hier im Hause düster und monoton, von Geiz und romantischer Ruhmsucht erfüllt. Mein Verhältnis zu Châteaubriand ist stark, sein Wille, Leben und Werk mit grandeur zu imprägnieren, erscheint mir trotz Eitelkeit vorbildlich. Er hatte eine unglaubliche Begabung als Memoirenschreiber.

Das Land ist wenig fruchtbar, man sieht viele aufgegebene Äcker, auf denen Ginster blüht.

Über einem Viadukt, von dem man auf den Hafen herabblickt, geht es nach Dinan, eine alte Stadt mit Mauern und Türmen, Fachwerkhäusern und zwei grossen Kirchen. Die Gassen sind sehr belebt. Wir umfahren die Sehenswürdigkeiten kreuz und quer durch die Stadt und steuern längs der Rance, die sich zu einer Meeresbucht zwischen Felsen erweitert, auf Saint Malo zu. Wir passieren Bunker und Drahtverhaue, die, neugebaut, die zur Küste führenden Hauptstrassen blockieren. In Saint Malo würgen wir uns mit dem starken Wagen mühsam durch die engen überfüllten Gassen der hochummauerten Altstadt auf der Halbinsel, überblicken von der westlichen Mauerkrone das in der Sonne leuchtende, afrikanisch blaue Meer mit rötlichen Felseninseln, darunter der Grand Bé mit dem Grabe Châteaubriands und die Steilküste von Dinard. Auf dem Sande zwischen den Klippen sonnt sich viel Volk. Alle Zugänge zum Meer sind verbarrikiert, die Stadt stark belegt, Reihen imposanter Patrizierhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts blicken mit hohen Schornsteinen über die Stadtmauern auf die See.

Viele Fischerboote unter Segel beleben die Bucht von Couwale.

Die Stadt selbst liegt auf einer felsigen Halbinsel, zu ihren Füßen Austernbänke. Es folgt die Polderlandschaft um den Mont Dol, der nach der Sturmflut wie der Mont Saint Michel im Meere lag. Schliesslich kommen wir in die etwas heruntergekommene Bischofsstadt Dol mit eindrucksvoller Kathedrale, die wir im Innern besichtigen. Im Querhaus ein grosses Renaissancegrabmal ohne Figuren. Ich fahre durch die Stationen des Lebens Châteaubriands. Wunderschön ist die Strecke durch das Hügelland bis Pontorson. Dann taucht der Mont Saint Michel über den Lagunen auf. Bis auf ein paar Soldaten ist es hier im Kriege einsam.

Als wir oben auf der Plattform vor dem Westportal der Abteikirche stehen, kommt die Flut herangerauscht, bedeckt die Sandmassen und wälzt sich um den Berg bis an die Deiche. Bis Sonnenuntergang verfolgen wir das Schauspiel mit den immer länger werdenden Schatten der Abtei, erforschen Kirche, Kreuzgang, Krypten, Kapitelsäle, das ganze Labyrinth in die Felsen gehauener Treppen, Gänge und Grotten. Für zwei Stunden hindert die Flut jeden Verkehr durch das Stadttor. Der Mond geht auf. Wir wandern noch einmal im Mondschein über Treppen und Mauern um die halbbestrahlte Abtei, während die Flut langsam verebbt.

*22. April 1943*

Paris. Gründonnerstag. Hochamt und Prozession in Notre Dame. Über St. Séverin, Luxembourg, St. Sulpice (Orgel) zum Brighton, wo Wolf Niebelschütz, der beim Luftgau West in Etampes ist, mich erwartet. Dieses zweitägige Zusammensein reiht sich meinen denkwürdigsten Pariser Erinnerungen an. Wolf ist spezialisiert auf «Ancien régime», lehnt alle anderen Epochen der französischen Geschichte ab, vornehmlich die Gegenwart, und geht soweit zu behaupten, nichts hätte Frankreich soviel Abbruch getan wie die führenden Schriftsteller der jüngsten Zeit. Frühstück im «Scribe». Wir fahren nach Sceaux, um den Park zu sehen, der kurz vor dem Kriege in öffentlichen Besitz kam und nach langen Zeiträumen wieder zugänglich wurde. Die Wiederherstellung ist noch nicht beendet.

An der alten Kirche von Sceaux geht man durch einen Kastanientunnel in den Park. Links liegt der Orangeriegarten mit dem Pavillon de l'Aurose. Das Schloss ist vom Herzog von Treviso um 1870 ge-

baut anstelle des in der Revolution zerstörten Colbertschen Schlosses, das von Persault entworfen und von Le Brun dekoriert war. Es war ein Hufeisenbau, viel grösser als der heutige Palast, zu beiden Seiten geschnittene Kastanienbosketts. Die Einfahrt ist geschmückt mit Bildwerken von Coyzeaux, der Park stammt von Le Nôtre. Die Hauptachse vom Schloss «en pente douce», nach Westen mit Terrassen und einem breiten «tapis vert», der sich zwischen Alleen zu einem Tal senkt und jenseits zu den bewaldeten Höhen von Châtenay wieder aufsteigt, eine klassische Parklandschaft der Ile de France. Das alles ist erst halb wiederhergestellt. Zauberhaft ist das Gegenlicht, das lichte Frühlingsgrün, die blauen Töne. Die Querachse ist doppelt ausgebildet. Kaskade und ein Oktagon-Bassin liegen in einer Flucht, die in einer Perspektive von unendlicher Weite ausmündet. Parallel dazu an der tiefsten Stelle liegt der grand canal, der leider vom Schloss aus unsichtbar bleibt und den man erst im Wandern überraschend entdeckt. Er scheint neu ausgegraben, denn die dürftige, sicher nicht von Le Nôtre stammende Steinumrandung und die jungen Spitzpappelreihen an seinen Ufern lassen ihn wie eine moderne Stadtparkanlage wirken. Stilvoller ist die Umrandung des oktagonen Beckens mit alten Platanen. Wie ein Faustschlag dagegen wirkt die missglückte moderne Kaskade anstelle der alten; vergoldete Hirsche sind Gipsplastiken. Die Franzosen sind heute merkwürdig unsicher in diesen Sachen. Von den ursprünglichen Bildwerken sind nur noch wenige erhalten. Trotz alles Störenden und Missverstandenen bleibt die Majestät des Le Notre'schen Urgedankens beherrschend. Es macht Spass, mit Wolf die Feste Colberts und Seignelays, den getarnten Hof der Duchesse du Maine in der Phantasie wieder aufleben zu lassen und herumwandernd zu ergründen, wie alles einst gewesen ist. Mit Leidenschaft würden wir unsere Kräfte für ein General-Nettoyage aller in späterer Zeit verunstalteten Reliquien grosser Zeiten einsetzen. «Nettoyons Paris» wird unser Kampfgeschrei.

Marsch durch ein Stück banlieue und eine Busfahrt führen zum Restaurant Hermitage auf der Höhe von Châtenay. Tief unter der Terrasse Vallee aux loups liegt Châteaubriands Wohnsitz. Der Rundblick umfasst den Süden von Paris vom Bois de Sénart bis zum Donjon von Monthléry, in der Mitte liegt der Park von Sceaux mit dem in der Abendsonne hell aufleuchtenden Schloss, die Ile de

France, hier betupft mit roten Häuschen, die, jedes für sich affreuse, im Ganzen wie ein Blütenmeer wirken. Die Flugzeughallen von Orly, ein Gefängnis, in dem täglich Fahnenflüchtige und Verbrecher erschossen werden. Schwarzhandel. Auflösung der Disziplin.

Unser Gespräch berührt die Dekadenz Frankreichs seit 1900. Haltung der Jugend, Versagen von Mass und Form angesichts der grossen, alten Vorbilder.

Ich gehe mit Wolf zur Rue de Varenne. Wir überfallen die zu Tode erschrockene Prinzessin Hélène Biron, die allein das Palais ihres Onkels, des Marquis de Jancourt, bewohnt, und ihre Verhaftung kommen sieht. Da die Concièrge ausgegangen ist, verhilft uns deren Kollegin von gegenüber zu einem Schlüssel zu der porte d'honneur. Das Hotel Jancourt ist ganz in weiss, Ende des 18. Jahrhunderts erbaut, mit schöner Treppe und Boiserien. Am Kaminplatz steht ein Riesenstrauss weisser Päonien. Die Prinzess – französisch zurechtgemacht und etwas Akzent sprechend – erklärt, die Franzosen rechneten fast damit, dass Giraud einst in Berlin vielleicht den Frieden diktieren wird, worüber sie ihre Niederlage vergessen. Im Übrigen wächst die Erneuerungsbewegung, die sich auf famille, profession, religion, patrie bezieht. Vielseitige Unterhaltung über die Grenzen hinweg.

Wir besehen das Hôtel de Matignon, früher österreichische Botschaft, einst Residenz Pauline Metternichs, jetzt Regierungssitz, und das benachbarte Palais Doudeauville, jetzt italienische Botschaft.

Von diesen Hotels «entre cour et jardin», aus denen sich das Faubourg St. Germain von 1789 lückenlos zusammensetzte, ist nur eine geringe Zahl geblieben, doch ein Blick ins Telefonbuch beweist, dass der «gratin» hier noch in grossen Mengen, nur etwas bescheidener etabliert, zu Hause ist.

Wir sind immer noch im Gespräch über den Aufbau des letzten Bandes von Wolfs Roman «Danae». Unsere Gedanken umkreisen den «Kolossal-Untergang», mit dem er enden muss und der sich aus den Krisen und Katastrophen dieses Jahres 1943 heraus kristallisiert. «Gesicherte Zustände kann man nicht mehr schildern.» Nach Stalingrad und der Zerstörung des Rhein-Ruhrgebietes stehen Italien und Frankreich unter unmittelbarer Bedrohung. Das gibt allen noch existierenden Dingen erhöhten Wert und die Stimmung des Vorabends einer Trennung für immer. Wir fühlen uns im Besitz der

Geheimnisse, die einst zur Grösse Frankreichs führten und die den Franzosen unter den zersetzenden Einflüssen von hundert Jahren Moderne verloren gingen. Wiederherstellung der Ordnung und der Gesetze für Leben und Kunst, Bauwerk und Natur strengsten Regeln zu unterwerfen, wäre hier Gebot. Alle Produkte von Willkür reinigen, mit einer gigantischen Heckenschere die Perspektiven auf die einfachsten Linien bringen, wie das Grand Siècle sie vorschrieb. Das Volk hier muss blind geworden sein gegen Lehren und Vorbilder der Ahnen, von denen sie noch umgeben sind. Wir glauben, wir tragen sie im Herzen, nicht ohne den heiteren Illusionismus vor dem Hintergrund von Untergangsgewissheit zu sehen und in seiner Ironie zu empfinden.

Der Himmel war tagsüber unbestimmt, doch nie hält über Paris eine böse Wetterlaune an. Ein Abend voll tendresse. Auf der Seine spiegeln sich unter zartrosa Himmel toutes les gloires de Paris, Port Neuf, Port Royal, über klaren Fronten die Kuppeln auf Montmartre. Schöner Augenblick auf hoher Brücke. Vor uns unabwendbar der Zusammenbruch aller menschlichen Ordnung, die Zerstörung alles hohen Menschenwerks, die Ausrottung aller hohen menschlichen Substanz. Vielleicht hat Gott für diesmal genug. Er presst seinen Ton zusammen und braust, einen neuen Kosmos ersinnend, mit ausgestrecktem Finger durch Äonen davon.

*23. April 1943*

## **Paris**

Karfreitag. Les Marconniers en fleur. Messe in St. Roche, protestantischer Gottesdienst im Oratoire, Rue de Rivoli, die vornehmste Assemblée, die ich in Paris gesehen habe, der Prediger «ein alter Marquis». In St. Eustache wird Bachs Johannespassion als kirchliche Feier aufgeführt. Das Innere hat etwas Berückendes. Grabmal Colberts. Marktbetrieb vor den Hallen.

An vielen Läden und Antiquariaten vorüber, die im Vergleich zum Rest Europas 1001 Nacht bedeuten, nach St. Germain des Près, wo die Petits Chanteurs de la croix de bois Orlando di Lasso und Heinrich Schütz singen die sieben Worte Christi, umrahmt von Bachschen Orgelchorälen. Wir hocken unter den Chorgittern der



überfüllten Kirche. In St. Julien-le Pauvre präsidiert ein römischer Prälat bei den Exequien der armenischen Kirche mit griechischen Gesängen vor einer dicht gedrängten Gemeinde, in der wohl alle Nationen und Konfessionen vertreten sind, auch Neger und Juden mit Judensternen. Den Höhepunkt dieses Karfreitags bildet zur Todesstunde die Ausstellung der Reliquien in Notre Dame, die viele Stunden lang von einer nicht abreissenden Prozession verehrt und geküsst werden, während von wunderbaren Stimmen im halbdunklen, kerzenerleuchteten Chor das «Kyrie» gesungen wird. Darüber schwebt der Kardinalshut, und über die Rosenfenster hängen violette Schleier, kunstvoll gefaltet, herab. Um den Chor aussen ein Gewoge blühender Kastanien, deren Blüten der Sturm davonjagt.

Amüsante Unterhaltung mit den Bouquinisten am Quai. Wir umwandern die Ile St. Louis, an den Fenstern der alten Palais Gestalten, die am ennui leiden. Gewitter und Wolkenbruch. Die Abendsonne durchbricht dramatisch das Gewölk, ein doppelter Regenbogen spannt sich über regennasse Dächer, Schornsteine und Brücken, Türme und Kuppeln. Wolf bringt mich und mein um einen Bücherkoffer vermehrtes Gepäck zum Zuge.

In Laval erfahre ich, dass ich für drei Wochen zu einem «russischen» Lehrgang nach Posen kommandiert bin.

*29. April 1943*

## **Posen**

Beginn des Ic Kursus beim Stellvertretenden Generalkommando XI. Leiter ist Oberstleutnant i. G. von Harling aus dem Stabe des Oberst Gehlen, Chefs der Abteilung «Fremde Heere Ost». Ein gedrängtes Programm von 9 bis 13 Uhr und 15 bis 18 Uhr. Gemeinsames Mittagessen im Wehrmachtshaus am Bahnhof. Etwa 70 Teilnehmer. Abends in den «Don Carlos» von Verdi, eine kulturlose Monstre-Aufführung, denn Kulturpropaganda ist in der Hauptstadt des Wartegaus Trumpf, daher auch der Prunk des neuen Hotels Ostland, der durch ruppiges Publikum wieder annulliert wird.

Die Polen machen noch 80 Prozent der Bevölkerung aus, sind aber von allem ausgeschlossen, werden mit Gewalt als zweitklassig behandelt, dürfen nichts betreten, müssen zu bestimmten Zeiten kaufen

und besondere Trambahnwagen benutzen. Dabei will man sie gewinnen, um sie zu Soldaten zu machen.

### *30. April 1943*

Mit dem Posener Schloss hat sich Kaiser Wilhelm II. ein Denkmal gesetzt, mag man gegen den romantischen Aufwand sagen, was man will. Der Bau des Schlosses hat (1905) fünf Millionen gekostet, der Umbau der Residenz Hitlers, der 1939 begonnen wurde und trotz des totalen Krieges in vollem Umfang weitergeführt wird, schon über zehn Millionen.

### *2. Mai 1943*

Sonntag. Nachmittags gearbeitet, gegen Abend zur Adalbertkirche, der einzigen, die den Polen hier geöffnet ist und daher von Volksmassen belagert wird. Der Besuch eines deutschen Offiziers wird als Demonstration empfunden, und in der Tat ist für mich die Teilnahme am Kultus polnischer Bauern die gleiche moralische Selbstbewahrung wie neulich der Besuch bei der Prinzessin Biron.

### *3. Mai 1943*

Der Chef einer Propaganda-Kompanie, der im Besitz geheimnisvollen Ansehens ist, wird aus dem D-Zug geholt, um uns über die Propagandalage einen improvisierten Vortrag zu halten. Gesamtergebnis: wie im Ersten Weltkrieg lernen wir auch dieses Mal wieder alles von den Engländern. Dem Mangel an leitenden Ideen steht die Bereitschaft gegenüber, eigene Propagandafehler dauernd zu korrigieren und Methoden zu wechseln. Das tiefere Übel, das hier sichtbar und offen zugestanden wird, ist das Fehlen eigener Kriegsziele. Man denkt, wer weiss, wofür man kämpft und dass ein heroischer Wille das Ganze grössten Zielen entgegenlenkt, doch dieser Wille tut den Mund auf, und man erfährt, dass wir um Öl, Sprit, Kohlen und Lebensmittel kämpfen, dass unsere Kameraden dafür gefallen sind, dass wir heute schon mit Stolz sagen können, dass wir aus Habenichtsen Besitzende geworden sind und die einst Besitzenden Habenichtse. Will man mit solch formulierten Kriegszielen die Leidtragenden trösten und die Völker Europas für eine deutsche Hegemonie begeistern? Krasser Materialismus und frecher Stolz auf unverhüllte

Gaunermentalität kennzeichnen diese Denkweise. So denkt unser Volk nicht, weder das frühere noch das heutige. Solche Reden sind verlorene Schlachten! Wir sehen seit 1940, dass sich Europa organisieren muss, ob es will oder nicht. Deutschland ist dabei eine bestimmende Rolle von der Geschichte geradezu aufgezwungen und hat damit die Pflicht, das Fundament für einen dauerhaften Bau zu legen.

Aber wie eine Masse aus den Hinterhäusern gebärdet sich dieses «Herrenvolk» und wird versagen und dem Erdteil zum Verhängnis werden, wenn uns der Geist solcher Reden weiter beherrscht.

### *6. Mai 1943*

Ich treibe in der Raczyński-Bibliothek polnische Kulturgeschichte. Diese immer unglücklich operierende Nation hat sich durch eigene subalterne Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert ihr Renommee gründlich verdorben. Der Glanzpunkt, die grossen Familien, die jahrhundertlang die polnische Kultur getragen haben, wurden mit Adelsfeindschaft und Ressentiment verfolgt. Vieles mag sehr berechtigt sein, aber genau wie Frankreich seine La Rochefoucauld, Montaigne, St. Simon, Mesdames de Lafayette und Sévigné hatte Polen seine Potocki, Radziwiłł, Branicki, Krasinski, seine vornehmen Briefschreiber und Verfasserinnen von Memoiren, die, wenn auch auf anderer Ebene, literarisch alles geleistet haben, was dieses Volk damals leisten konnte. Strafund wird vermerkt, dass die grossen Herren nur geringen Wert auf das Veröffentlichliche ihrer Werke gelegt haben, sondern sich mit Vorliebe begnügt hätten, diese in wenigen handschriftlichen Exemplaren ihren Freunden zugänglich zu machen.

Ich bin selbst für diese polnische Methode.

Im Posener Gebiet waren die Leszyński (Lissa-Lesno), die Opalinsky (Gemahlin Stanislaw Leszyński) als Starosten von Posen und die Raczyński die bedeutendsten Geschlechter.

### *8. Mai 1943*

Geistvoller Vortrag von Strick-Strickfeld über den russischen Menschen. Er ist russophil und stellt die These auf, dass wir künftig für alle Zeit mit den Russen zusammengehören. Selbst in der jetzigen Epoche der Demagogie überwiegen die Verwandtschaften die Unterschiede der Weltanschauungen. Es handele sich um zwei Radikal-

Bewegungen von nur äusserlich verschiedener Färbung, deren Ziel und Wesen aber das gleiche sei. So sei dieser Krieg auch in dieser Hinsicht voll falscher Frontstellungen und Parolen. Der kleine Kreis von jungen Offizieren, die vielleicht morgen schon wieder Regimenter an der Wolga führen werden – vor dem Strick-Strickfeld spricht –, steht solchen Gedankengängen nahe.

Nach schonender Vorbereitung steht in der Presse mittags die Nachricht von der Tunesischen Katastrophe. Die Verbündeten durchbrachen unsere Front, drängten die Verteidiger ans Meer und machten jeden Abtransport unmöglich. Die Gegner kämpften, heisst es, schlecht, der Kampf wurde nicht mit Waffen entschieden sondern lediglich durch Versagen unseres Nachschubs. Er endete, als weder Sprit noch Munition mehr vorhanden waren. Die Niederlage ist schwer, der Feinddruck verlagert sich gegen Italien, wo Treuekundgebungen für Mussolini stattfinden. Hitlers Hoffnungen auf Afrika als koloniale Ergänzung seines Europa, die er 1940/41 gehegt zu haben scheint, sind bis auf weiteres verschoben.'

#### *9. Mai 1943*

Misericordias domini. Zum Hochamt in die Franziskanerkirche, die für deutsche Katholiken reserviert, zu allen Gottesdiensten überfüllt ist. Grabmäler mit Bildnissen von bärtigen Granden in polnischer Nationaltracht und eleganten Rokokodamen. Grosses Orgelspiel. Danach Predigt in der evangelischen Paulskirche wie zurzeit Friedrich Wilhelms IV. in der Berliner «Matthäikirche», von 1846, wie sie Ludwig Gerlach im Tagebuch beschreibt.

#### *11. Mai 1943*

Kammermusik der Berliner Philharmoniker, Sextett von Beethoven, Oktett von Schubert. Gutes baltisches Publikum. Ich begegne Professor Hollfelder, der ein schnelles, billiges Verfahren für Röntgenuntersuchungen erfunden hat. Er behauptet, Deutschland besässe heute drei Millionen Soldaten mehr, wenn er dies Verfahren vor 25 Jahren hätte herausbringen können.

Wie in solchen Köpfen die grossen Auseinandersetzungen der Epoche sich auf die Bereitstellung von «Menschenmaterial» reduzieren!

## Sinne über die zersetzende Wirkung des technischen Denkens nach.

### 13. Mai 1943

Täglich in die Raczynski-Bibliothek. Viel über Châteaubriand gelesen. Freier Nachmittag. Am Abend noch einmal mit Hollfelder. Er ist ein erbitterter Gegner der katholischen Kirche, verteidigt mit äusserster Schärfe die Ausrottung der Juden und findet es humaner, auch Kinder zu töten, als sie als Juden leben zu lassen. Er hat bei diesem Gespräch, bei dem ich die Gegenpartei mit Vorsicht einnehme, etwas grausam Fanatisiertes. Einerseits will er Millionen von Menschen vor der Tuberkulose retten, dann aber sucht er gewissermassen unerwünschte Erdenpilger durch gewünschte zu ersetzen.

### 14. Mai 1943

Der Widerstand der Achsenmächte in Tunis wird aufgegeben. Zehn deutsche Divisionen und eine italienische Armee sind vernichtet. 102'000 Deutsche gefangen. Die Kämpfe um Veliki Luki haben uns 50'000 Mann gekostet. Unsere in diesen Tagen bei Charkow geplante Offensive mit dem Ziel, eine russische Armee einzuschliessen und zu vernichten, wurde aufgegeben, da sie verraten war.

Der britischen Luftwaffe gelang die Zerstörung der Mohne- und Edertalsperre in einer Nacht. Ganze Ortschaften wurden von den Fluten weggerissen. Churchill beglückwünscht sein Luftfahrtministerium zu einem der grössten Erfolge dieses Krieges.

### 15. Mai 1943

Aus allen Vorträgen spricht höchste Achtung vor den Fähigkeiten des Russen im Gegensatz zu der früheren Geringschätzung. Geistige Führung und Propaganda sind ohne Rat und Ziel. Die Methoden, mit denen Ostvölker behandelt werden, sind beim Heer, das die praktischen Notwendigkeiten schnell erkannt hat, und bei der Zivilverwaltung, die mit weltanschaulichen Ideologen arbeitet, ausserordentlich verschieden. Alle Referenten beklagen, dass von Hitler keine Entscheidung zu erlangen ist. Die erkannten Fehler, die eine Anfang 1941 ausserordentlich günstige Einstellung der Ostvölker zu uns in ihr Gegenteil verkehrt haben, werden nicht abgestellt sondern fortgesetzt, was die verantwortlichen Stellen mit einer Hoffnungs-

losigkeit erfüllt, die offen bekannt wird. Oder die Dinge werden halb durchgeführt. Die Russen sind uns in Abwehr, Spionage und Propaganda überlegen. Der Bandenkrieg, von Woroschilow zentral gesteuert, und Unsicherheit in den besetzten Gebieten nehmen allmonatlich zu. Längst haben die hinter unseren Linien operierenden Gruppen Flugplätze und Luftverbindung mit dem Feind. Die Million eingestellter russischer Hilfwilliger ist unter diesen Umständen schwer zu behandeln und unsicher.

Hier in Polen herrscht bei den Heeresdienststellen und zivilen Experten eine pessimistische Beurteilung aller Massnahmen vor. Man hat die Polen in der Abwehr geeint, die Volksdeutschen aber durch das Vierklassensystem gespalten. In Warschau tobt seit Wochen der Kampf um das Ghetto, das mit Bunkern und allen Waffen verteidigt wird. Das Ghetto liegt unter konzentrischem Artilleriefeuer, und so wird Warschau zum zweiten Mal in diesem Krieg zerstört.

*19. Mai 1943*

Ende des russischen Lehrgangs. Die meisten Hörer sind erschlagen von den sich ihnen eröffnenden Perspektiven.

*28. Mai 1943*

**Paris**

Ferngespräch nach Port Brillet. Ich erfahre, dass Hube, der in Italien ist, die 16. Panzer-Division dorthin folgen lässt. Zunächst ist die Toskana für uns vorgesehen. Teile der Division sind schon im Aufbruch.

*1. Juni 1943*

Abschied von der Bretagne. In der schwarz ausgeschlagenen Kathedrale von Rennes finden die Exequien für die Opfer des Bombardements statt. Verzweifelte Menschen.

Ich sehe noch einmal das Schloss Combourg über Wällen von Kastanien, die Stadt und Teich überragen. Madame de Darfort ist in Paris. Ich denke im Abendschatten der Alleen des Parks unter den Türmen der Grösse Châteaubriands. In Fougères auf die Burg. Brausende Kaskaden stürzen durch Brücken, Mauern und über Mühlräder. Ich studiere die Kirchen St. Eustache (im Tal) und St.

Léonard. Von der Terrasse des Jardin public Gesamteindruck der gewaltigen Befestigungen um die geruhsame Stadt, eingebettet in eine Landschaft von klassischer Form und Grösse, im Vordergrund ein geometrisches Parterre mit feingeformten Wasserbecken und Buchsbaumornamenten, ein ehrbares Publikum, auch Liebespaare, die sich in aller Öffentlichkeit selbstvergessen und stürmisch umarmen.

*2. Juni 1943*

Ich arbeite bis zum Abend am Fenster meines Eckzimmers, das Park, See, Wälder, Dorf und Kirche überblickt. Regelmässig das Geläut der Glocken. Abends fahre ich als letzter nach Laval. Die Abfahrt des Transportes des Divisionsstabes beginnt gegen Mitternacht.

## Zerstörung Italiens 1943

### Toskana

*7. Juni 1943*

Morgens um 7 Uhr sind wir in Siena. Das Ausladen dauert bis 15 Uhr. Ich erkunde inzwischen Ausfahrtstrassen, durchbrause auf einem Krad die engen Strassen, umkreise Mauern und Tore, gehe in den Dom, in die Kirche San Domenico, die restauriert wird, nach Fontebranda, ich sehe in der Sodoma-Kapelle «l'évanouissement de Sainte Catherine». Wie überall in Italien wird viel gebaut, bereinigt, verschönt, restauriert. Die Bevölkerung bringt uns aufgrund englischer Propaganda sichtbar wenig Sympathien entgegen; die Engländer drohten, die Toskana mit Ankunft der 16. Panzer-Division als Kriegsgebiet zu betrachten und alle Orte mit deutscher Einquartierung zu bombardieren. Daher hat man uns unter Ausschluss der Städte in die Wüste gelegt und Teile der Division gezwungen zu biwakieren.

Blick in das ernste Bergland der Toskana ringsum: Vor blauen Höhenzügen reiche Vordergründe, Villen, Klöster, Kirchen, Bergnester, Zypressen. Ich führe unsere Kolonne durch die von Menschen wimmelnden Gassen zur Porta San Marco nach Grosseto hinaus. Ich sage zu einem alten Feldwebel angesichts der gewaltigen Rundsicht: «So billig kommen wir nicht wieder nach Italien» und bekomme zur Antwort: «Wenn wir nur gut wieder herauskommen.»

Am Ziel, Castello Frosini, empfängt uns der Kommandeur des Panzer-Grenadier-Regiments 79 an der Spitze des Vorkommandos und weist mich in die Lage ein. Gegen Abend kommen Sieckenius und sein Ib Brauchitsch von Florenz. Abends Diner bei der Besitzerin, Gräfin Spaletti, die uns mit ihrer Tochter, Prinzessin Colonna sehr reizend aufnimmt und sich grosse Mühe gibt, alles so bequem wie nur möglich zu machen. Die Gräfin ist eine Ruffo della Scaletta, Schwester der Gräfin Schönborn-Wiesentheid, der Fürstin Leyen und der Prinzessin Wittgenstein, hat also viel deutsche Beziehungen. Der Mann der Prinzessin Colonna ist Ingenieur in Neapel. Spaletti besitzt sieben



Schlösser, gute Weinberge und bewohnt in Rom den Palazzo Massimo-Colonna am Capitol. Als Urenkel der Caroline Murat-Bonaparte besitzt er wichtige Stücke aus Napoleons Nachlass und rund 20'000 Werke über ihn. Die Hauptgüter liegen bei Rimini und Pistoja. Frosini wurde erst im Ersten Weltkrieg erworben. Die Damen sprechen deutsch, ziehen die Unterhaltung auf französisch jedoch vor. Wir haben viel gemeinsame Bekannte und Interessen.

Die Burg liegt von Zypressen umstanden auf einer Anhöhe im Gebirge, an der Strasse Siena-Grosseto, von aussen rauh und alt, im Innern gut gehalten, als Jagdhaus eingerichtet. Der Kern umschliesst einen kleinen Arkadenhof und zwei dicke Türme. In der Vorburg ist das Dorf angesiedelt, Bauern und Gutsarbeiter, echtes altes Italien. Eine Pfarrkirche und eine romanische Kapelle gehören zum Schloss, das wie ein Labyrinth von schmalen, gewölbten Gängen und Treppen durchzogen ist. Die Damen bewohnen einen mit Landschaftsfresken bemalten Salon, der auf einen Altan mit herrlicher Aussicht mündet. Zwei Fresken stellten die Abtei San Galgamo dar, die unter der Schutzherrschaft von Frosini stand. Gegessen wird einfach und elegant in der einstigen Küche mit Rauchfang. Durch die Fenster «blaut die Nacht». Auf der Tafel stehen alte Fayencen. Es gibt eigenen Landwein und schweren Vino Santo.

### *8. Juni 1943*

Unsere Lage, ein Land verteidigen zu müssen, das unser Hiersein nicht schätzt, ist unangenehm. Zwei deutsche Panzer-Divisionen stehen in Italien. Die Panzer-Division «Hermann Göring» liegt bei Neapel. Zwei deutsche Divisionsreste des Afrikakorps verteilen sich auf Sizilien und Sardinien. Den Gesamtbefehl hat General Kesselring. Hube leitet als Kommandeur des XIV. Panzer-Korps Einsatz und Ausbildung. Die Hälfte des italienischen Heeres, das kaum motorisierte Truppen und Panzer besitzt, steht auf dem Balkan. Italien würde lieber stärker mit Waffen beliefert werden und empfindet die Anwesenheit deutscher Truppen als kränkend, obwohl diese noch verstärkt werden müssen, wenn die Halbinsel wirksam verteidigt werden soll. Unsere Verlegung nach Sardinien hat Hube abgelehnt. Es wäre eine nutzlose Aufopferung. Uns gegenüber hat der Feind von Tunis bis Oran etwa 54 Divisionen mit sehr starker Luftwaffe und

Landungsmaterial versammelt und steht startbereit. Eben beginnt der Angriff auf Pantelleria und Lampedusa, dem vermutlich der Stoss auf Sardinien folgen wird. Die italienischen Küstenbefestigungen sind schwach. Gerechnet wird mit späteren Landungsversuchen in Apulien, bei Neapel und Livorno. Dort bestünde die Möglichkeit, Mittel- und Süditalien abzuschneiden und nach Oberitalien vorzudringen. Die 16. Panzer-Division hat den Auftrag, diese Landung zu verhindern und nach Norden ins Arnotal wie in die Maremmen vorzustossen.

Italien führt keinen totalen Krieg. Im Vatikan sitzen Gesandtschaften der feindlichen Länder, die sich in Rom frei bewegen dürfen. Von den starken englischen und amerikanischen Kolonien im Lande, die hohes Ansehen geniessen, sind nur wenige männliche Mitglieder, Frauen überhaupt nicht, interniert. Daher hat die Spionage einen ungeheuren Umfang und verfügt über geheime Sender, die feindliche Propaganda betreiben und wirksam im Volk gegen Deutschland arbeiten. Die Mehrheit ist für den Frieden, vertreten durch den Kronprinzen; für die Fortführung des Krieges «bis zur äussersten Konsequenz» steht Mussolini allein, nicht einmal die Partei ist geschlossen hinter ihm. Der Duce hat seine Absicht, mit uns durchzuhalten, Hube ausdrücklich versichert, doch fragt es sich, ob Italien nach Verlust der Inseln weiter standhalten wird. Denkbar wäre, dass die Italiener selbst den Versuch machen würden, uns zu internieren. In diesem Fall wäre es unsere Aufgabe, Oberitalien als Vorfeld Deutschlands zu verteidigen. Ins Auge fällt die Menge der vorhandenen Arbeitskräfte, der Lebensmittel und der verkäuflichen Artikel, der Fortgang des gesellschaftlichen Lebens, der Annehmlichkeiten des Daseins, das friedensmässige Bild überhaupt. Der Italiener, sehr besorgt um die Denkmäler seiner Vergangenheit, ist nicht geneigt, sich sein Leben durch den Krieg und übertriebene Einschränkungen verderben zu lassen.

Ich bewohne ein Eckzimmer im Kastell, sehe weit in die Berge, im Tal die Ruinen von San Galgano, in der Ferne Monte Amiata, darüber den klarsten Himmel, nachts den Mond. Fasanen gurren, Nachtigallen schlagen. Zitronen-, Pinien- und Zypressendüfte wogen aus Garten und Wald herauf. Edelkastanien, Roteichen, Ölbäume. Morgens, mittags und abends läuten die Glocken der Schlosskirche. Die Mannschaften zelten. In all diesem Glanz leben wir ziemlich primitiv.

Doch mindert das nicht im Geringsten das dauernde Hochgefühl, in dieser Luft zu atmen. Allein der Blick morgens aus dem Fenster, die Nächte mit Nachtigallen, Glühwürmchen, Blütenduft, Brunnenrauschen, Mond und Gewitter, das Geläut der Schlosskirche. Aber was ist auch hier schon zerstört an unersetzlichen Kostbarkeiten in Turin, Mailand, Genua, Livorno, Civitavecchia, Neapel, Süditalien, Sizilien und Sardinien. Man nimmt das hier sehr tragisch, und der Gedanke, dass über allem hier das Verderben hängt, ist wirklich kaum fassbar.

Gräfin Spaletti zeigt mir Schloss, Terrassen, die malerischen Winkel der Vorburg, in der primitiv aber munter die Untertanen hausen. Ich muss, wie damals für die Wiederherstellung der Terrassen von Pommersfelden, hier für die Erneuerung der romanischen Kapelle Rat geben.

### *10. Juni 1943*

Mit Sieckenius zu Hube nach Ostia. Wir fahren die Gebirgsstrassen über Roccastrada bis Grosseto, sehen dort Dom und Stadtmauern. Auf der Via Aurelia geht es weiter längs der Küste durch die bereits abgeernteten Weizenfelder der Maremmen und an etruskischen Nekropolen vorbei, über Orbetello, Tarquinia, durch das bombenzerstörte Civitavecchia, von wo die Transporte nach Sardinien gehen, nach Rom. Wir durchfahren den noch unvollendeten Strassendurchbruch von St. Peter zur Engelsburg, die Via del Mare vom Capitol, am Aventin vorbei, über San Paolo, sehen die Ausstellungsbauten und die Ausgrabungen von Ostia Antica und landen schliesslich vor dem Gefechtsstand des XIV. Panzer-A.K. am Strand. Hube weist uns in die Lage ein.

Rom wirkt mit den freigelegten, isolierten Monumenten wie eine Architektur-Ausstellung, ruinenhafter als früher und dadurch im Kern gealtert, an der Peripherie dagegen verjüngt, eine südamerikanische Stadt. Kein Platz der Welt hat in den letzten Jahren solche Veränderungen erfahren, und doch überwiegt, was den römischen Kern betrifft, die Steigerung aller Wirkungen den Verlust an Patina und Intimität. Manche Raumwirkung ging verloren, Plätze und Monumente erscheinen mir jetzt kleiner als einst, so das Colosseum.

Rückfahrt 17 Uhr über die Via del Impero, abends an der See entlang. Geraten in Grosseto auf den östlichen Weg nach Siena, der uns

über Gebirgskämme und entlegene Bergnester führt, in denen die Bevölkerung zusammenschrückt und ein zahnloser Greis, nach dem Weg befragt, mit dem Ruf «perbacco» in homerisches Gelächter ausbricht.

### *11. Juni 1943*

Besuche in Siena den Präfekten (Regierungspräsidenten), einen vollblütigen, aufgeregten Sizilianer, und das Flakkommando, beide im Palazzo Governo am Domplatz, ausserdem den netten faschistischen Gauleiter Alburno, der hier unsere Hauptstütze ist. Mit Zeremonie werden wir in prächtige Räume hineingeführt. Grossartiger noch ist der Palazzo Communale. Der Podestà, selbstbewusst, stämmig und gut beschlagen, führt uns. In seinen Amtsräumen ein Fresko der Marienkrönung (Sano di Pietro) und die herrliche Auferstehung Christi von Sodoma. Ungeschützt in den oberen Sälen hängt die «Majestas» des Guido Riccio und eine Darstellung des Marienlebens von Simone Martini. Es ist für mich die grösste Begegnung in dieser Zeit. Im Dom werden Marmorböden für uns aufgedeckt.

### *12. Juni 1943*

Fahrt nach San Galgano mit Sieckenius, der Prinzessin Colonna und der Gräfin Agovadro di Vigliano d'Albertis. San Galgano ist eine Zisterzienserabtei aus dem 13. Jahrhundert, die im 18. Jahrhundert verfiel. Die Basilika ist französischer Bauart. Im Querschiff raucht die Küche einer Panzerkompanie. Die Landser sind im Badekostüm. Wir gehen zur Kapelle San Galgano, die auf einem Hügel liegt. In der romanischen Rundkirche, die konisch gewölbt ist, steht der Fels, in den der heilige Ritter San Galgano (ein Bretoner) sein Schwert stiess, eine Szene, die man in vielen Kirchen der Gegend abgebildet findet. Ein Unteroffizier des hier eingesetzten Sanitätspostens verblüfft die Damen durch profunde Kenntnisse, die ihm der Ortsgeistliche auf Lateinisch beizubringen versuchte. Auf dem Altar eine hölzerne Madonna des Nicolo Pisano, ausserdem ein Kultbild der Schule von Siena und Fresken. Eindrucksvolle Berglandschaft ringsum.

Zum Abendessen hat die Gräfin ihre Nachbarschaft für uns eingeladen, Graf und Gräfin Bulgarini-Montignegoli, Gräfin Avogadro, Graf Scroffa-Pentolina mit Sohn, Schwiegertochter und drei Nichten

Borgia und so weiter. Alle sprechen etwas deutsch, alle sind gebildet, lebhaft, entgegenkommend, einfach und natürlich.

Italien ist des Faschismus gründlich müde. Ich spreche verschiedentlich informatorisch vor der Truppe und vor Offizieren in Gegenwart von italienischen Notabein. Das war nötig, denn unsere Leute beurteilen Italien grösstenteils lediglich nach den zivilisatorischen Mängeln.

*16. Juni 1943*

Bei Tagesgrauen Abfahrt nach Rom. Es geht durch die Tore und menschenleeren Gassen Sienas auf der Höhenstrasse nach Süden. Wir geraten bei Radicofani in ein Gewitter, das den Monte Amiata umbraust, winden uns unter Wolkenbrüchen die Serpentine hinauf und hinab. Friedlich leuchtet dann wieder der See von Bolsena. Montefiascone, Viterbo und die Monti Cimini. Über Capranica, Sutri, Bergnester mit etruskischen Höhlengräbern, endlich Rom. Einfahrt an der Villa Borghese vorbei, Pincio, Santa Maria Maggiore zur Villa Wolkonski. Im Garten antike Wasserleitung. Dort Besuch des Gesandten von Plessen und des Rundfunk-Attachés von Borries; wir organisieren Betreuungsmaterial für die Division.

An den Toren der Vatikanstadt stehen die Schweizer. Zum ersten Mal im Krieg empfinde ich, dass hier eine Grenze ist, vor der die Greuel Halt machen. Feierlicher Frieden strömt einem durchs Herz. Ohne jeden Schutz stehen die grossen Werke der Anbetung offen. Man spürt die Nähe des Stellvertreters Christi und des letzten grossen Mittlers über den Völkern. Die Grösse in der römischen Baugesinnung verdunkelt alles, was man sonst sieht. Nur die grossen Kathedralen bestehen auf einer anderen Ebene. Wir sind jetzt unglaublich aufnahmefähig.

Geläut aller Glocken. Die Abendstunde in der römischen Peterskirche mit den durch die Kuppel einfallenden Sonnenstrahlen und den Kerzen unten in der Dämmerung – wie weit ist das von den entsetzlichen Tagen an der Wolga entfernt.

Heimwärts über Ronciglione und die Monti Cimini. Vom hohen Kraterrand, auf dem die Strasse entlang führt, blickt man zur Linken auf den Lago di Vico und zur Rechten auf das Tibertal hinab, im Vordergrund Caprarola, Soriane, Civita Castellana, in der Ferne

Soracte und die Sabinerberge. Durch die Tore Viterbos geht es an rauschenden Brunnen, Kirchen und Palästen vorüber, Montefiascone, die Strasse nach Orvieto und die Kehren hinab nach Bolsena mit unvergleichlichen Blicken auf Stadt, See und Inseln. Sonnenuntergang über der starren Bergwelt um Radicofani. Bei Vollmond Siena, der marmorschimmernde Dom, die Piazza del Campo, Torre Mangia – das ist unvergesslich.

### *18. Juni 1943*

Mit dem General muss ich nach Casole d'Elsa zum Grafen Avogadro di Vigliano, dem Obersten und Adjutanten des Königs.

Casole liegt im Schutz etruskischer Mauern beherrschend auf hohem Berge. Der gräfliche Palast steht auf der Westmauer. Von der Terrasse Fernblick auf San Gimignano, Volterra, Roccasillana und das toskanische Erzgebirge. Die Räume im Geschmack von 1890. Wir werden mit Tee, Kuchen, drinks und Vino santo bewirtet. Besehen die Stadtkirche, in der bedeutende Tafelbilder der Schule von Siena, Grabmäler und Altäre zu sehen sind. Wandern zu einem verfallenen Kloster mit herrlicher Rundschau gegen Abend. Die Gespräche werden meist in Französisch geführt.

### *19. Juni 1943*

General Chiappi, Kommandeur der Difesa Territoriale in Florenz, gibt dem General Sieckenius ein Bankett im Adelsklub am Campo in Siena. Dazu geladen sind der Präfekt, Podestà, Spitzen der Militärbehörden, von unserer Seite ausser Sieckenius unter anderen auch ich. Ein Palast mit hochgewölbten Sälen. Nach dem an Früchten, Salaten und gebackenen Gemüsen reichen Mahl wird Sieckenius wenig fein mit einer Liste angeblicher Untaten unserer Truppe überfallen, die als Vorwand dafür dienen sollen, deutschen Offizieren und Mannschaften das Betreten aller grösseren Städte zu verbieten. Die Italiener wollen das durchsetzen, teils aus Furcht vor angedrohten feindlichen Fliegerangriffen, teils um deutsche Käufe grösseren Umfangs unmöglich zu machen. Der General, entrüstet über die angeblichen Sünden, akzeptiert zunächst, doch stellen sich die Vorwürfe später als übertrieben oder gegenstandslos heraus. Die entrüsteten Kommandeure verlangen schärfsten Protest. Es kommt

fast zu einer Palastrevolution. Unser Freund Colombo selber verfasst eine Beschwerdeschrift gegen General Carraciola in Florenz, dem Urheber des Verbots, die an den Duce geht.

### *22. Juni 1943*

Kommandeurs-Abend in Frosini, der zunächst unter der Kritik an der Haltung des Generals in der noch unbereinigten Streitsache mit den Italienern leidet. Schliesslich kommen General Marocco und Colombo aus Florenz und entschuldigen sich.

### *23. Juni 1943*

Feldmarschall Kesselring, Oberbefehlshaber-Süd in Frascati, besichtigt die Division, zu Tisch mit drei Begleitoffizieren in Frosini, ein kraftvoller, energischer Mann.

Am Abend ist ein Konzert in Pentolina. Ein gutes Programm. Das Orchester des Panzergrenadier-Regiments 64 ist klein, dazu ein Tenor der Essener Oper, der mit einer Tochter des Hauses Vanozza Borgia, die in Florenz Musik studiert, ein Duett aus «Cavalleria» singt. Besonders gut in Stil und Empfindung gelingt Signorina Vanozza die «Nähmaschinenarie» aus dem «Figaro». In den Räumen hängen Corot-artige Landschaften einer neuerdings entdeckten Malerschule des 19. Jahrhunderts, die auf Ausstellungen umherreisen. Etwas eng wohnen hier die beiden äusserst zahlreichen Familien zweier Schwestern, der Gräfin Scoffa und der verwitweten Generalin Borgia sommers und winters zusammen, nachdem sie ihre Stadthäuser in Florenz aufgegeben haben. Den Hauptanziehungspunkt bilden die fünf klugen, temperamentvollen Töchter Borgia.

Nach dem Konzert wird gegessen. Aus den Fenstern überblickt man über eine mit Buchsbaum bepflanzte Terrasse das Tal von San Galgano vor den blauen Bergen des toskanischen Erzgebirges. Wir sitzen bis tief in die Nacht unter Zedern und blühenden Oleandern, hören der mozartischen Musik zu, umringt von Landsern und Dorfbewohnern, umschwirrt von Glühwürmchen.

### *24. Juni 1943*

Vor Tagesanbruch mit einem Auftrage nach Livorno. Über die Zypressenhügel von Casole d'Elsa nach Volterra, das mit zyκλο-

pischen Bollwerken unheimlich vom höchsten Berge entgedroht. Endlos windet sich die Strasse über kahle Grate zur Etruskerfeste hinauf. An einer Biegung der Stadtmauer ragen Dom, Baptisterium und Palazzo Vecchio überraschend auf. Der alte Markt gehört zu den eindrucksvollsten Bildern der Toskana. Im Einzelnen haftet keines der Gebäude trotz Fülle wichtiger Kunstwerke tiefer in der Erinnerung. Die Schönheit liegt aber in einer unübertroffenen Lage und Grossheit des Horizontes, in der noch urweltlichen Lebensluft Etruriens, die man hier spürt. Wir fahren zu den Erdfällen Le Balze, die Kirchen, Klöster und ganze Stadtteile verschlingen, und kreuz und quer um die Mauern wie durch die Stadt.

Auf Serpentina geht es abwärts ins Cecina-Tal, wo wir den Schlussübungen unserer Aufklärungs-Abteilung assistieren. Weiter die Küstenstrasse durch ein strotzendes Blütenparadies auf sonnendurchglühtem Felsen über Antiguano, Ardenza nach Livorno. Ardenza und der Wallfahrtsort Monte Nero sind für mich lebendig durch Aufzeichnungen und Briefe von Helene Nostitz und Rodin. Unter der Barockkuppel der Kirche von Monte Nero ist gerade Hochamt und Fronleichnamprozession. Einfachstes Volk, das sich in den Arkaden des Vorhofes schlafend, kochend, sich entlausend häuslich niedergelassen hat, assistiert. Ein weltlich frommer Jahrmarkt, ursprünglichstes Italien. Nicht weniger einfach sind die Exvotos in den Umgängen und Kapellen, die man in ihrer Ausdrucksgewalt gründlich studieren möchte. Seenot und Verkehrsunfälle sind die Hauptthemen. Von der Kirche blickt man weit über Meer und Land. Livorno, das unter uns liegt, wird eben von der See her zum Schutz gegen gemeldete feindliche Flieger eingenebelt. Wir durchfahren die unsichtbar gemachte Stadt, deren Hauptstrasse durch wiederholtes Bombardement schon verwüstet ist. Sehr fern scheint das fröhliche Livorno von einst. Doch entledigen wir uns unseres Auftrages und baden am Strand des Pinienwaldes, nahe Marina di Pisa, in dem deutsche Einheiten kampieren. Auf dem Rückweg rollen wir am Arno von der Mündung aufwärts unter dichter Platanenallee zur romantischen Kirche San Piero di Grado, dem Überrest der einstigen Hafenstadt Pisas. Sie erinnert an Sant Appolinare in Classe bei Ravenna, an die Kirche von Damme bei Brügge, die alle ein gleiches Schicksal traf. Hier ist der Aussenbau mit fünf Absiden besonders schön. Das Innere



ist weiträumig mit antiken Säulen und einem Altar zu Ehren der Landung Petri in Italien.

Höhepunkt des Tages bleibt der Dom von Pisa, der mir niemals mit soviel Glanz ins Bewusstsein trat. Pisa scheint für die nahe Zukunft bedroht. Vom Monte Nero aus erstand uns das Bild einer feindlichen Landung und zerstörender Verteidigungskämpfe. Unter Sommerhimmel und Seewind, der die Sonnenglut mildert, stehen die Marmorbauten einsam, allein von bewundernden Soldaten bevölkert, auf verbranntem Grastepich. Nur wenige Teile wurden geschützt. Voll Verehrung und Andacht umfängt das Auge jede Form. Dann brausen wir durch die Laubtunnel der Platanenalleen nach Lucca, besichtigen den mit Purpur ausgeschlagenen Dom und San Michele, fahren langsam durch überbevölkerte Strassen dieser ungewöhnlich monumentalen und gepflegten Stadt und auf Stadtwällen, von denen man nach innen das Gewirr der Dächer und Glockentürme, nach aussen Gebirgszüge und mit Villen bedeckte Abhänge sieht.

#### *25. Juni 1943*

Hube besichtigt die Division und verbringt Abend und Nacht in Frosini. Wir werden zur Verteidigung des Südostens der Halbinsel nach Apulien verlegt. Bombenangriffe auf Livorno. In Genua, Turin und Palermo wurden unersetzliche Kulturwerte zerstört, berühmte Kirchen und Paläste; doch an Umfang reichen diese Verheerungen nicht entfernt an das Schicksal der westdeutschen Städte heran. Täglich kommen erschütternde Nachrichten, der Prozentsatz der Bombengeschädigten in der 16. Panzer-Division ist so hoch, dass es kaum noch möglich ist, alle zu beurlauben, doch die Haltung der Betroffenen ist erstaunlich.

#### *27. Juni 1943*

Sonntag. Mit General Sieckenius nach Montignegnoli zu Graf und Gräfin Bulgarini. Dort ist ein Sportfest der 4. Kompanie des Panzerregiments 64 mit Preisverteilung und Gesang im Schlosshof. Wir nehmen an allem mit den Bulgarinis und ihren fünf kleinen Kindern teil, besehen das Schloss und bleiben zum Abend. Die Mutter der Hausfrau, trotz ihrer achtzig Jahre, noch immer temperamentvoll, ist aus ihrem Palazzo in Genua hierher geflüchtet. Alle sprechen

deutsch, und «Fräulein Anna» spielt eine gewichtige Rolle. So dringt man in das Leben dieser toskanischen Bergnester ein.

Ein steiniger Weg windet sich am Hang steil empor. Durch mehrere Torbogen geht es durch ein Gewirr von Behausungen, die wie gewachsener Fels dastehen, bevölkert von schmutzigen Kindern, Schweinen und Federvieh. Mittendrin ein Hof, darin ein Portal: Il Castello. Das Castell ist von oben bis unten mit alten dunklen Möbeln der Renaissance- und Barockzeit eingerichtet. Unten eine Waffenhalle, oben Wohnräume mit Kaminen, Stufen, Gemälden, gemütlich und pompös. Ein gewölbter Raum ist mit Landschaften al fresco bemalt. In der Bibliothek viele Inkunabeln und schön gebundene Archivalien. Gut gehaltene Schlaf- und Badestuben, Küche und Gesinderäume. In der Schlosskapelle spielt einer der Soldaten Orgel. Vom Altan und dem Schlossturm Aussichten von unvergesslicher Schönheit auf die Städte Beifeste, Radicondoli, Monticastelli und benachbarte Hügel, auf das entferntere Volterra, das schöne Angna in der Tiefe, auf die Ruine Roccasillana und die weiten Wälder des Gebirges im Süden. Terrassengärten und Zypressenalleen, Kapellen und Heiligenbilder, Weinberge und Ölbäume. Der Angelus wird geläutet.

Graf Bulgarini ist durch einen Jagdunfall Invalide, ein feiner, kultivierter, gut aussehender Mann. Wir verabreden, uns nach dem Kriege zu besuchen. Seine Schwester, mit einem italienischen Botschaftsrat verheiratet, lebt in Berlin. Die Familie, ursprünglich Patrizier von Siena, kam durch die toskanischen Habsburger an den Wiener Hof. Die Gräfin und die Kinder sind lebhaft und reizend. Sie pflegt alle Dorfbewohner. Sie leben sehr abgeschlossen das ganze Jahr hier oben, wollen aber später wegen der Kinder wieder nach Genua ziehen. Alles vornehm und sehr einfach zugleich. Vorzügliche Küche. Zwei dekorative Diener. Wie hier überall viel Personal. Natürliches, wechselseitiges, patriarchalisches Verhältnis mit den Bauern, die hier grösstenteils noch nie eine Stadt gesehen haben. Die Herrschaft der Habsburger über die Toskana wird als besonders gut, vor allem im Strassenbau, beurteilt. Das Haus Savoyen wird verehrt, dem Faschismus gegenüber herrscht Reserve. Anfangs hat er viel geleistet, besonders auch für die Religion, aber seit Jahren versage er und bedeute ein Unglück. Das Landschaftsbild der Toskana steht gerade im Zeichen Breughelscher Erntebilder, gelbe Streifen reifen Kornes zwi-

schen grünen Rebengärten und silbergrauen Ölbaumpflanzungen. Die Bulgarinis rühmen die Hilfsbereitschaft unserer Truppen, die die Ernte einbringen helfen.

### *28. Juni 1943*

Zur Aufklärungsabteilung nach Pomarance über Montignegnoli, Montecastelli, von wo man einen grossartigen Blick auf den Rundbau der Feste Roccasillana (Sulla) hat, die jenseits einer tiefen Schlucht einen Felsen krönt. Malerisch liegt San Macciano.

Der Palast des Fürsten Ginori Conti, in dem der Stab haust, bildet eine Fassade vor der ganzen Stadt, die auf hohem Felsen liegt, imposant in Toren und Glockentürmen und von üppigen Kulturen umgeben. Innen im Palazzo Ginori wundert man sich über eine endlose Zimmerflucht, die aus kleinen, gewölbten, mit altmodischem Prunk eingerichteten Räumen besteht. Die Bibliothek mit Empireschränken und ein Theatersaal sind das Beste. Die Hauptfront des Palastes liegt an enger Strasse. Vom Kalvarienberge blickt man tief in das Tal der Cecina hinab, die im Norden vorbeiströmt, darüber majestätisch auf dem Berg Volterra und fern das Meer. Abendfriede und Glockengeläut über dem feierlichen Gebirgsrund. Rückfahrt bei Tageslicht über Castelnuovo an Hochofenanlagen und Erzbergwerken von Larderello vorüber, dann hoch an Berghängen über Montieri, wo die Silberminen lagen, die den Reichtum des frühmittelalterlichen Siena begründeten, nach Frosini zurück.

### *29. Juni 1943*

Peter-Pauls-Tag. Mit dem General muss ich nach Florenz zu Abschiedsbesuchen bei den Generalen Chiappi und Carraciolo. Wir besuchen den Palazzo Vecchio und frühstücken mit Colombo auf schattiger Terrasse oben in Fiesole, im Angesicht von Florenz. Die Fahrt morgens durch die festlichen Orte unter klarstem Himmel war wundervoll, doch mittags zieht mit bleierner Schwüle ein Schirokko auf. Auf der Rückfahrt liegen Florenz, der Arno und die toskanische Landschaft unter grauem Himmel von schwerem Ernst, wunderbar in den Farben. Feindliche Luftgeschwader warfen drohende Flugblätter ab. Das Unheil kann jede Stunde hereinbrechen. Vielleicht sind wir bestimmt, auch hier den Untergang mitzuerleben.

So schreitet meine Generation von Untergang zu Untergang. Sonderbar ist, wie mir im Gang dieser Jahre der Sinn des alten Europa von den Küsten der Ukraine und dem Wawel Krakaus, den Bouquisten der Seinequais bis zu den Bergnestern Toskanas auf geht. Wir werden das letzte Geschlecht sein, das jenseits der Parteigungen den alten Kontinent umfasste. Mit Triumphen und Niedergängen wird eine neue Welt heraufziehen, und spätere Historiker werden vielleicht sagen, dass in diesen vierziger Jahren erst das 20. Jahrhundert begann.

So sehr ich mich bemühe, dem Augenblick zu leben, um ihn immer in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen, so lebe ich doch mehr und mehr in Gedanken über den Krieg hinaus. Schliesslich muss doch das Sammeln von soviel Erfahrungen zu etwas da sein, auch die grössere Kraft, zu der man gehärtet wird. Doch man kann das Schicksal nicht zwingen und muss sich bereithalten für das, was es einem bestimmt. Das Programm der Arbeiten bleibt gross genug. Ich ersehne den Augenblick, dafür wieder frei zu werden.

Noch einmal nach Siena in den Dom, Bibliotheca Piccolomini, Capella San Giovanni, Taufkapelle und ins alte Hotel Dieu. Die Pinturicchio-Fresken vermitteln lebendige Anschauung der grossartigen Vorstellungen vom Menschen jener Zeit, ein einzigartiges Denkmal der Piccolomini und der Persönlichkeit Papst Pius II. Auch die Chigi stammen aus Siena und vor allem die Tolomei, die ersten grossen Bankiers Europas. Ein Tolomeo gründete Mont Oliveto Maggiore und wurde seliggesprochen. Der Palazzo Tolomei ist ein Ruhmestitel Sienas und einer der schönsten des Mittelalters überhaupt. Die Stadt wehrt sich mit Stolz gegen alle entstellenden Neuerungen. Keine Stadt Europas vermittelt den vollen Eindruck der alte Zeit wie Siena. In den engen, schluchtartigen Strassen, den düsteren Wehrbauten spricht alles von unerbittlichster Härte. Kein versöhnender Zug, nichts von Gemütlichkeit, von romantischem Schmuckwerk, Erkern und Türmchen. Eine hohe Schule grossartiger Baugesinnung. Noch heute lebt in Siena ein durch Persönlichkeiten vertretener exklusiver und angesehener Stadtadel.

Der dunkle Tag, der mit Donner, Blitz und Regengüssen endet, unterstreicht das düster-harte Bild der Stadt.

Noch übersieht man den Umfang der entsetzlichen Opfer nicht. Die Aussicht darauf, dass für lange noch kein Ende des Schreckens

gefunden wird, ist dunkel, zumal es ohne Ruhepause und aufbauende Zeiten nicht geht. Diese künftige Weltordnung der einander bekämpfenden Riesenräume, die sich für den Fall abzeichnet, dass die ganze Entwicklung nicht noch einmal radikal zurückgeworfen wird, hat wenig Verlockendes. Von allen Seiten droht das Gespenst der fortschreitenden Nivellierung und Mechanisierung des menschlichen Daseins, so stark auch Gegenkräfte im Einzelnen wirken.

Mir ist es bei jedem Aufwachen, als müsse der Tag etwas Ungeheures bringen, das wie eine Erlösung verändernd in den Weltlauf eingreift.

### *2. Juli 1943*

Wir verlassen die Toskana und ihre Bewohner sehr ungern. Auch die Bevölkerung trauert der Division nach und gibt einen volksfestartigen, festlichen Abschiedsabend. Wir holen dazu unsere italienischen Nachbarn zu Feldküchenessen und Musik nach Frosini und bringen sie später mit unseren Wagen auch wieder zurück. Wir essen auf der Terrasse am Salon. Gräfin d'Albertis beherrscht mit sehr viel Geist, Temperament und Majestät das Bild. Sehr nett ist auch der junge Albertis, der beste jedoch ist Bulgarini. Mit allen gibt es viele Anknüpfungspunkte. Es ist das Ende glücklicher Wochen.

## **Süditalien**

### *3. Juli 1943*

Die engere Führungsstaffel startet mit drei Horchwagen, einem Lkw und dem Vorkommando zur Vorbereitung von Zeltplätzen zum neuen Unterkunftsraum an der Adria. Die Fahrt geht über Grosseto, Rom bis zum Albaner See, wo gesegelt wird. Ich selber fahre vorher schon mit Dolmetscher, Fahrer und Bursche über Siena und Buonconvento in die steile Wüste von Mont Oliveto Maggiore hinauf. Auf dürrer Felsrücken inmitten vieler schwermütiger Zypressen liegt der gotische Backsteinkomplex der Benediktiner-Abtei. Der Eingang führt durch einen wehrhaften Torturm. Im Kreuzgang sind die berühmten Fresken Signorellis und Sodomias aus dem Leben des Heiligen Benedikt. In der barocken Kirche findet gerade das Mittags-

gebet der sechzig Mönche statt. Eingelegtes Chorgestühl, Renaissance. Durch den «kleinen» Kreuzgang und ein hübsches Treppenhaus zur Bibliothek. Die Atmosphäre ist noch eindrucksvoller als die Kunstwerke. Der Gründer, ein Tolomei, hat einen Ort von äusserster Unfruchtbarkeit und Einsamkeit ausgesucht. Fern am Horizont sieht man noch die Türme seiner Vaterstadt Siena.

Noch einmal den geliebten Höhenweg über Radicofani, der Blick beim Verlassen von San Lorenzo auf den See von Bolsena, die zum Wasser führende Platanenallee in Bolsena selbst, die imponierende Lage Montefiascones, die unermessliche Aussicht rings von den Stadt-toren, der kolossale Innenraum der Kuppelkirche, die Fontänen Viterbos. Bei Vetralla gibt es die erste Reifenpanne, vor Bracciano eine zweite, die viel Zeit raubt. Bleiern verdunkelt Schirokkogewölk den Himmel. Eine der stolzesten Burgen Italiens, das Orsini-Kastell von Bracciano, steht auf gewaltigen Substruktionen drohend über Stadt und See. Von den Toslonias kam es an die Odescalchi. Alles daran ist finstere Majestät, der Park verwildert. Auf der Höhenstrasse weiter nach Cerveteri mit vorrömischen Mauern und Nekropolen angesichts des tyrrhenischen Meeres. Dort ist unsere Divisions-Tankstelle.

Am Abend, glücklicherweise mitten in Rom, vor der Chiesa Nuova, haben wir erneut einen Reifenschaden, der uns endgültig ausser Gefecht setzt. Wir steuern noch schnell in eine stille Nebenstrasse, in der uns weder Carabinieri noch Streifen belästigen, wogegen uns rührende Frauen Karaffen mit frischem Wasser bringen. Ich wandere, da nach 21 Uhr kein Verkehrsmittel mehr geht und Rom in totalem Schlaf versunken scheint, zur Frontleitstelle am Bahnhof. Unsere Lage ist wenig hoffnungsvoll, die Division ist am Albaner See unerreichbar, jedes Telefonieren ist aussichtslos. Der Fahrer bleibt über Nacht mit dem Wagen im Gassenlabyrinth, ich auf der Frontleitstelle und erlebe dabei, wie sich die Ewige Stadt gegen das Überfliegen feindlicher Luftgeschwader durch eine Flakkannonade verteidigt. In drei Wellen erscheinen ab Mitternacht die Engländer über Rom. Flaksplitter prasseln auf Strassen und Dächer, zwischen Diokletians Thermen und Santa Maria Maggiore dröhnt es von Detonationen, der Heilige Vater hört es wie wir. Rom ist schon öfter zerstört worden, ein «Scherbenberg der Weltgeschichte», doch der Gedanke an eine bevorstehende Wiederholung erregt mich tief.

Es fallen Flugblätter, die besagen, es sei, falls Mussolini und die Deutschen nicht vertrieben würden, das letzte Mal, dass die Bomber nur Papier abwerfen würden.

#### *4. Juli 1943*

Sonntag. Ein glücklicher Zufall lässt einen Leutnant aufkreuzen, der die Nachführung des schiffbrüchigen Wagens übernimmt. Wir besorgen noch einiges Dienstliche. Die Monumente Roms stehen im Licht eines neuen Tages, dann geht es durch die amerikanisierte Campagna zu den Albaner Bergen, in denen das Zeltlager abgebrochen wird, um am Lago d'Aveno bei Neapel wieder zu erstehen.

Der Schirokko weht sengend heiss, der Himmel bezieht sich weissgrau. Wir erreichen, vorüber an den Palastgärten von Frascati und den Felsenestern der Castelli Romani, bei Colonna die Strasse nach Neapel, die durch Gebirgstäler über Valmontone nach Cassino führt. Überall, besonders in dem hochgelegenen Frosinone, begrüßen uns die Einwohner lebhaft. Aus engen, verwinkelten Bergnestern sind stolze, moderne Städte mit Aussichtsterrassen geworden, die kurvenreichen Auffahrtsstrassen mit Platanenalleen bepflanzte, unter deren grünen Wölbungen wir dahinsausen. In Cassino wird nichts aus dem geplanten Besuch des Bergklosters, das blockhaft und mächtig in Adlerregionen hoch in den Gipfeln thront, und auch Caserta fällt aus. Wir holen uns bei Hube, der in einem Palast vor der schön gelegenen Stadt regiert, Informationen und folgen ihm und seinem engeren Stabe nach Formia an der Bucht von Gaeta. Der Weg dorthin führt durch fruchtbare Landstriche, unbekannte malerische Städte und über einen Gebirgspass. Wir baden an einsamem Strande gegenüber Gaeta, nahe bei einem Sarazenen-Wachturm, den eine Contessa zu einem verlockenden Wohnsitz ausbauen liess. Schwimmt man meerwärts, so leuchtet die Festung Gaeta wie ein Bild von Claude Lorrain vor der Abendsonne über den Wellen, landeinwärts stehen in warmen Farben zerklüftete Gebirge.

Hube offeriert dem Stab seiner 16. Panzer-Division ein üppiges Nachtmahl im Albergo della Queria am Meer in Formia. Die Terrasse ist von einer mächtigen Eiche überschattet, unter der ein Brunnen in ein rundes Staubecken rauscht. Aus dem Hafen laufen Boote mit bunten Segeln aus. Draussen vor Gaeta liegt ein hell erleuchtetes

Lazarettsschiff. Es gibt Riesenkrabben, frische Fische, gebackenes Gemüse, Eis und Käse, dazu Cinzano, Falerner, hinterher Chartreuse und Kullerpfirsich. Dieser mit soviel Passion inszenierte Abend wird bis tief in die Nacht ausgedehnt. Der Plan einer nächtlichen Vesuvbesteigung verblasst, der schöne Augenblick, wie man deren wenige im Krieg erlebt, das Zusammensein, die guten Gespräche, die gemeinsamen Erinnerungen sind wie der Scheitelpunkt einer Brücke zwischen Stalingrad und dem Schicksal, das uns erwartet. Wir starten spät über Capua, Caserta, Neapel zum Averner See, an dessen Südufer wir im Gebüsch unsere Zelte entdecken und ungewiegt schlafen.

### *5. Juli 1943*

Bad im Averner See. Frühstück in grüner Blätterlaube angesichts der phlegräischen Gefilde, dann Abbruch der Zelte und Start nach Miseno. Klassische Ruinen, Kastell und einstige Römerhäfen von Bajae. Blicke auf den Golf von Neapel, Procida und Ischia. Enge Strassen mit lärmender, zerlumpter Bevölkerung, Verdrahtungen und Küstenschutz. Das friedliche Bild dieses so reichen, interessanten Abschnitts wird dadurch gründlich verdorben. Wir folgen der Küstenstrasse über Pozzuoli, sehen die Altstadt in hellen, bunten Farben mit Torbögen und Kirchenfassaden, die Ruinen vom Rundtempel des Serapis im Wasser, die ganze Landschaft mit Bauresten des Altertums und Naturwundern vulkanischen Ursprungs bedeckt. Von Posillipp führt die Höhenstrasse zum Vomero hinauf, die pathetische Blicke über den blauen Golf auf Neapel, Vesuv, die Inseln und landeinwärts auf die Gegenden von Solfatara, von Pozzuoli und Camaldoli, umrahmt von Pinien und Blütenkaskaden der Oleander, Fuchsien, Rosen, Glyzinien, Bougainvillea freigibt. In der Sommersonnenglut vor dem Meeresblau leuchtende Farben, betäubender Duft. Dann kommt Neapel.

Der General ist zunächst verwundert über den Mangel an Bombenschäden im Stadtbild, kommt aber auf der Weiterfahrt durch die Hauptstadtteile noch auf seine Kosten, obwohl die Zerstörungen weit geringer sind als in Deutschland, da keine Brandbomben geworfen wurden. Am schwersten wurden die Hauptgeschäftsstrasse und das Hafenviertel betroffen. Wir passieren die Palmen von Villa Nazionale, das königliche Schloss, Teatro San Carlo, den Hafen, das



alte Viertel um Mercato Vecchio, den Hauptbahnhof, die Vorstädte bis Portici, in denen endlich die schmutzige Wäsche über die Strassen flattert, die man bisher vermisst hatte. Wir steuern von der Sommerresidenz der Bourbonenkönige in Portici, unter der Herculaneum begraben liegt, zur Autostrasse hinauf, die an den fruchtbaren Hängen des Vesuv über der endlosen Häuserzeile der Küstenstädte, den Vulkan und seine Lavaströme zur Linken, den Golf zur Rechten nach Pompeji führt, das summarisch besichtigt wird, nachdem wir aus Zeitmangel abermals bedauernd den Gedanken einer Vesuvbesteigung aufgaben.

Während uns Paestum mit Bewunderung für die Erbauer des gewaltigen und das Ideal der Vollkommenheit verwirklichenden Tempels erfüllt, mindert Pompeji unseren Respekt vor den Römern und ihrer Zivilisation. Wozu alles wissen wollen! Heute schauen der blaue Himmel, Vesuv und Landschaft ungehindert in die einst engen, blicklosen Räume, Strassen und Plätze, die rosa blühender Oleander überflutet. Hier begreift man erst, was wir der Raumgestaltung der Barockzeit verdanken. Da fast ausschliesslich Soldaten Pompeji besuchen – kein deutscher Soldat versäumt es –, so setzen die Führer den Hauptakzent auf Betrachtung der im Überfluss vorhandenen delikaten Kleinigkeiten.

Zur Erholung werden rauhe Mengen von Orangen vertilgt, wie sie nur um Neapel zu haben sind. Wir nehmen Kurs über die Höhenstrasse, die Castellamare an den Gebirgshängen umgeht, und fahren hoch über dem Golf über Vico Equense nach Sorrent. In dem verschiedenen Blau von Himmel, Meer, Gebirge und Ebene liegen Ortschaften, Villen und Klöster wie aufgesetzte goldene Lichter. Schiffe und Segler auf den Wellen und Windbahnen des blitzenden Golfs, die Abhänge mit Kirchen, Kastellen und hängenden Gärten bedeckt. Wir stoppen an jeder Biegung, um die Bilder in immer neuen Panoramen festzuhalten. Die Strasse längs der Sarazenenküste ist einer der Gipfel aller landschaftlichen Möglichkeiten des Erdballs. Im Meer schwimmen Inseln, an den Gipfeln hängen Wolken. Teile der in der Tiefe umbrandeten Steilküste liegen im Schatten. Wie riesige Grotten wölben sich überhängende Felsmassen über der in die Klippen und Steilhänge gesprengten Strasse. In Schluchten eingezwängt, liegen halbverlassene Fischernester, gewölbte Brücken über herabstürzenden Wildbächen, an denen tropische Vegetation ins Herz

294

der Berge aufwuchert. Endlich Positano, Termitenhügel aus orientalischen Kuppelbauten, weiss oder in der Farbe der Berge, mit unzähligen Treppen, Bogengängen, Loggien, Terrassen, Lauben, Pergolen, eine Moschee mit Minarett ganz oben, eine stieglitzbunte Kuppelkathedrale unten an der engen Marina, auf deren Kieseln Boote liegen. Die Strasse windet sich durch mehrere Stadtteile, verlässt sie, durchkurvt grüne Schluchtenwildnisse, um immer wieder ein anderes Positano anzusteuern. Einen ganzen Kosmos von Wehr- und Sakralbauten, bewohnten und verödeten Behausungen, seltsamen Naturformen, geologische und vegetabilische Überraschungen umfasst das Auge, von der Brandung bis zu den Gipfeln.

Mühsam zügeln die Fahrer angesichts der halbsbrecherischen Strecke ihr Temperament. Das Vorkommando hat nicht, wie geplant, bei Ravello Zelte aufgeschlagen sondern im Albergo Catarina vor Amalfi. Unsere Quartiere sind vorbereitet, schöne Zimmer im Palazzo nebenan, über der Steilküste im Angesicht von Stadt und Meer. Im letzten Tageslicht heben sich Dom und Klöster heraus. Nachts blinken Lichter der Fischerboote.

#### *6. Juli 1943*

Vor Sonnenaufgang ist das Meer opalfarben, unbewegt. Das Vorgebirge, das Atrani und Ravello verbirgt, liegt in durchsichtigem Blau vor der Morgenröte, Glocken läuten, Sturzbäche von Blüten öffnen sich dem Licht. Wir starten früh in langsamer Fahrt über Amalfi, Maiori – die Kirchen, Paläste und Zypressen Ravellos links auf hoher Bergterrasse zurücklassend –, Vietri, Salerno nach Paestum. Wir halten vor dem Poseidon-Tempel, durchschreiten eine Brandung von rosa Oleander und sehen in der Morgensonne durch die gedrunghenen Travertinsäulen des Tempels in leuchtendem Blau das Meer. Rings Basilika, Stoa, Tempel der Ceres und des Friedens. Auch heute, nachdem ich die Zeugen des Altertums gesehen habe, geht mir kein griechisches Heiligtum über Paestum.

In Battipaglia stossen wir durch kahles Gebirge über Eboli, Auletta nach Potenza vor. Die Strasse überquert in grossartiger Führung mehrere Pässe. Auf unerreichbaren, wasserlosen Höhen thronen in erbarmungsloser Sonnenglut Bergnester mit einer Bevölkerung, die noch alttestamentlich lebt, Blutrache und Räuberei wurden erst vor-

gestern unterdrückt. In Potenza melden wir uns beim Herzog von Bergamo, dem Oberbefehlshaber der 7. italienischen Armee, der wir unterstellt sind, in einem Hospital. Aber der Herzog ist abwesend, selten hier, meist in Eboli oder auf seinem Wohnsitz Cava dei Tirreni. Potenza war Hauptort der Basilicata, die unter Griechen und Römern eine reiche Provinz war, heute steiles, unfruchtbares Gebirgsland. Der Faschismus hat der beherrschend gelegenen Stadt eine Fassade von Monumentalbauten vorgeblendet.

In erschlaffender Hitze geht es weiter über Irsina, Gravina, Corato nach Biscéglie. Man hat den Eindruck afrikanischer Wüste. Der Charakter der Ortschaften mit fragmentarischen Baublocks, Gittern, Eisenbalkons, Palästen und Kirchen ist ausschweifendes Barock, spanisch, wohl eine Folge der spanischen Herrschaft über das Königreich Neapel. Irsina ist eine Bergstadt mit einer Kuppelkathedrale; Gravina, genannt nach der tiefen Balka unter den Mauern, hat eine unterirdische Grottenkirche, bei der wir erfrischendes Zitroneneis essen. Bei der Weiterfahrt wird bald zur Linken Castel del Monte sichtbar, die Krone Apuliens, Jagdschloss Kaiser Friedrichs II., dessen Anblick die Pulse höher schlagen lässt. Kurz vor der Küste der Adria weicht dann die Steinwüste bewässerten Pflanzungen, Wein, Mandeln, Oliven, Getreide- und Gemüsefeldern. Gegen Abend erreichen wir das Ziel, Villa Sant Andrea vor Biscéglie, und werden vom Besitzer, Commendatore Ciardi, einem Ingenieur aus Rom, der Arbeiten für den Küstenschutz leitet, zum Abendessen empfangen. Die Hausfrau, eine temperamentvolle Hera, trinkt gewaltig, liebt Lärm, Bewegung und Amüsement.

Es gibt vier Töchter von drei bis sechzehn Jahren, Gäste und viele Dienstboten.

Selbst nachts bleibt es in den Zimmern und auf der Terrasse trotz der Ventilatoren grauenvoll heiss.

### *7. Juli 1943*

Villa Sant Andrea, einstmals ein Torre, Gerichtsgebäude eines Feudalgeschlechts (man fand Gerippe in Kerkern und in Wände eingemauert), später umgebaut als Renaissancevilla mit Innenhof, ist ein goldbrauner Kubus. Im Hof eine mit barocken Marmorbüsten dekorierte Doppelstiege und eine Loggia vor den gewölbten Räumen des

Piano nobile, die auf eine Terrasse münden, von der man das Meer der Oliven bis Ruvo überblickt. Eine Steineichenallee führt wie ein Tunnel von der Strasse heran. Rings um den Palazzo Zedern, Palmen, Pinien in Prachtexemplaren, ein jardin anglochinois à l'Italienne mit Grotten, Pavillons und bepflanzt wie ein botanischer Garten. Alles Blühende wird täglich bewässert. Gras gibt es nicht. Das Wasser liefert der Aquadotto pugliese, die grösste Wasserleitung der Welt. Wird sie durch Bomben zerstört, verdursten wir mit dem Lande. Abends und frühmorgens ist es herrlich in dem Garten und so italienisch wie nur möglich, Zikaden schrillen ohrenbetäubend.

Sieckenius, andere Offiziere und ich wohnen im Gästeflügel, schlafen unter Moskitonetzen, arbeiten in Plantagenhäusern und essen in einem kleinen Kasino. Vom Dach meines rosa Häuschens, das in Indien stehen könnte, sieht man das Castel del Monte und über den Kuppeln und Normanntürmen von Bisceglie die Adria. Lucrezia Borgias erster Gemahl war Herzog von Bisceglie.

Die Bauweise schützt vor Sonnenglut, die von 11 bis 17 Uhr kaum erträglich ist. Wir beginnen den Tag daher früh und arbeiten mit langer Mittagspause, die zum Baden zwischen Bisceglie und Trani benutzt wird.

### *8. Juli 1943*

Wir leben wie in den Tropen. Kampf gegen Hitze, Moskitos, Fliegen, Ameisen. In Russland haben wir mit erstaunlichen Anfangserfolgen zu einer Offensive grossen Ausmasses am Orel und Belgorod angesetzt. Die Westmächte haben ihren Angriff auf Südeuropa, den wir Ende Juni erwarteten, vertagt, werden nun aber nach den letzten Nachrichten nicht mehr lange zögern. Hube argwöhnt, dass die Italiener die Küsten schlecht verteidigen werden und dass bei feindlicher Landung von italienischer Seite kein Schuss fallen wird.

### *10. Juli 1943*

Nach Bari zum General Ballomo, Kommandeur der Difesa Territoriale. Wir fahren auf der neuen Hafenstrasse in das stolze Bari ein, das unter Mussolini als Tor zum Balkan mit architektonischem Prunk repräsentativ ausgebaut wurde. Die Altstadt ist voll geheimnisvoller Winkel und schattigen Halbdunkels. Das Kastell Friedrichs II. ist

eines der besterhaltenen unter den Hohenstaufen-Burgen an der Küste Apuliens. Der Dom wurde restauriert, in San Nicolb stehen die Gerüste noch. Aus dem Dom hat man die gesamte Barockausstattung bis auf den Hochaltar herausgeschält und die Reinheit des romanischen Urzustandes wieder hergestellt. Aussen sind Portale und Säulengalerien vermauert. Die apulischen Dome sind auf griechischem Kreuz gebaut ohne Chor; die drei Absiden treten kaum aus dem Querschiffabschluss hervor. Ein hoher romanischer Chor. Angebaut ist eine kolossale Rundkapelle. In der ursprünglich romanischen, mit Marmor verkleideten Krypta liegt der noch anmutige, mumifizierte Leichnam einer Heiligen unter Glas.

Die andere Kirche, San Nicolö, die Hauptkirche dieses für uns Altmärker so wichtigen Heiligen, ist Wallfahrtsort für die östliche Christenheit. Umbaut mit monumentalen Plätzen, auf denen zu byzantinischer Zeit Recht gesprochen und regiert wurde, wird das Ganze eben in grossem Stil erneuert. Innen ist San Nicolb noch kraftvoller als der Dom, herrliche Kapitelle, Ziborium. In der Hauptapsis befindet sich das Grabmal der Bona Sforza, Königin von Polen, Herzogin von Bari, ein stolzes Hochrenaissance-Werk. In glühender Sonne und orientalischer Farbenpracht stehen diese Hohenstaufen-Dome auf umbrandeten Klippen. Der Dom von Bitetto ist innen barock umgebaut, nur Turm und Fassade sind noch romanisch. Durch den freundlichen Priester, der mir das Altarbild des San Michele von Salvator Rosa und die Kuppelkapellen zeigt, erfahre ich, dass Engländer und Amerikaner seit Mitternacht an der Süd- und Ostküste Siziliens landen. Die Nachricht kam eben durchs Radio.

Über Palo nach Bitonto. Dort steht einer der schönsten apulischen Dome, unverändert in den edlen Formen und dem bizarren Schmuckwerk seiner Erbauungszeit, innen besonders feierlich. Die Altstadt ist noch ganz spanisch, Paläste der Renaissance und Barockzeit mit sehr schönen Innenhöfen, Treppen, Balkons, Portalen. Gegen Abend sind Strassen und Plätze von Menschen überflutet, die bis in die Nacht gemeinsam ihr Dasein in der Kühle geniessen.

Bei der Heimkehr höre ich genauere Nachrichten: Der Feind ist mit zwei starken Kampfgruppen von je drei bis vier Divisionen und Panzern beiderseits Syrakus und bei Livata-Gela gelandet, schwächere Landungsversuche an anderen Stellen wurden abgewiesen, Fall-

schirmtruppen wurden bei Ragusa abgesetzt. Merkwürdig geringer Luftwaffen-Einsatz.

### *12. Juli 1943*

Es drängt mich, bevor es zu spät wird, mein Hauptziel, Castel del Monte, zu sehen, das ich jeden Morgen vom Dach meines rosa Ic-Häuschens fern, von der Morgensonne angestrahlt, anvisiere. Der Kampf um Italien ist entbrannt. Ich fahre in Prallsonne nach Tisch über Corato zum Kaiserschloss hinauf. Olivenpflanzungen weichen nackter Wüste. Auf einem Kegel, der die ferne Küste vom Monte Sant Angelo bis Bari beherrscht, liegt in schattenloser Landschaft strahlend goldbraun das Kastell. Kein Profanbau der älteren Kaiserzeit wirkt stärker, keiner ist so gut erhalten. Man sieht sofort, dass die Idee dem Kopf eines grossen Herrschers entsprang. Es ist ein Zentralbau im Achteck mit acht oktogonalen Türmen an den Brechungen, in der Mitte ein enger, achteckiger Hof. Das Ganze wirkt wie eine Krone. Das Merkwürdigste ist das Portal mit Anklängen an altrömische Bauweise, die dem Kaiser als die einzig imperiale erscheinen mochte, wichtige Etappe der Vor-Renaissance, in vollkommenem Einklang mit der Gotik des Torbogens, der einst anscheinend mit einem Fallgatter bewehrt war. Das alte Steinmaterial, anscheinend in der Nähe gebrochen, bewährte sich besser als die Substanz späterer Erneuerungen. Die im Kastell untergebrachte italienische Luftwaffe verweigert mir den Eintritt. Schneidend scharf heben sich Licht und Schatten auf den Mauerflächen ab.

Der Baugedanke verschmilzt Gedanken vom Wehrbau des Islam mit dem des Nordens, Gotisches und Römisches: Wirkung eines Sanktuariums, die kaiserliche Mitte, zu der ein Dompportal führt. Vor dem Meereshorizont leuchten die Kathedralstädte von Barletta bis Bitonto. Sonnen- und Sternenpalast.

Ich fahre nach Andria hinab, wo im Dom zwei Gemahlinnen Friedrichs II. beigesetzt sind, Isabella von England und Jolanthe von Jerusalem. Wurden die Särge der Kaiserinnen auf meinem Wege vom Castel del Monte heruntergebracht, oder in welchen der anderen kaiserlichen Pfalzen sind sie gestorben? Andria hat viele Kirchen und Glockentürme, das Beste sind die Skulpturen am Portal der Deutschordenskirche. Anstelle der einstigen Pfalz der Hohenstau-

fen steht das Schloss der Herzöge von Andria, die ihr Herzogtum erst vor kurzem verkauften.

### *15. Juli 1943*

Zum ersten Mal überfliegen über fünfzig feindliche Bomber das Divisionsgebiet, werfen Zeltlager in Brand und greifen Fahrzeuge an. Aus 8'000 Meter Höhe, durch Flak unerreichbar, wird ein gutgezielter Bombenteppich auf Foggia geworfen, der die Bahnanlagen zerstört.

### *16. Juli 1943*

Der ersten Feindlandung in Sizilien sind weitere Landungen bei Augusta und Catania gefolgt. Die erste Abwehr durch die Italiener hat versagt. Unsere eigenen Kräfte suchen die feindliche Übermacht durch Gegenstöße aufzuhalten. Südsizilien ist in feindlicher Hand. Hube übernimmt den Befehl in Sizilien, wir treten ab heute früh unter den Befehl des LXXVI. Korps (General Herr).

Mittags feindliche Bomber über Bari. Brände und Rauchwolken. Die Bevölkerung, die bisher sorglos in den Tag lebte, ergreift Panik. So beginnt die Kriegsfurie auch dies bisher friedliche Gebiet zu verwüsten.

Ich halte nach Sonnenuntergang am Hafen von Bisceglie vor einem stolzen Palazzo des 16. Jahrhunderts. Der Besitzer, jung und sportlich, italienischer Reserveoffizier, schlägt mir eine Besichtigung vor. Eine Flucht kostbarster eingerichteter Räume öffnet sich, Monumento Nazionale, Sammlungen von Fayencen, altem Silber, antiken Möbeln, Gemälden, Brokaten. Das Geschlecht der Amazzolorso, aus Venedig stammend (Stifter der Pala d'oro in Grado 1300) sitzt hier seit 1400. Die Mutter, geborene Baronessa Ciani-Passeri aus Udine, eine feine, alte Dame, die bei passenden Gelegenheiten kleine höfliche Verbeugungen ausführt, empfängt mich im Salon und führt mich mit dem Sohn und zwei Gesellschafterinnen durch die Zimmer einschliesslich ihres eigenen Schlafgemachs, das prunkvoll in Empire eingerichtet ist. Überall Produktionen des bekannten Fälschers Dossena, der Meisterwerke zustande brachte, sobald er frei nach alten Meistern schuf, und versagte, wenn er Eigenes schaffen sollte. Er hat lange hier im Haus gelebt und gearbeitet. Man tritt auf eine bestrikende Gartenterrasse hinaus, von der man in Strassenschächte und

300

durch üppige Kübelgewächse und Bildwerke in die Fenster der nah gegenüberliegenden Häuser hineinblickt. Man setzt uns ausgezeichneten alten Rotwein eigenen Wachstums und Kuchen vor. Nie würde man in dieser Lazzaroni-Umgebung soviel Pracht und Geschmack vermuten. Auch lässt die Opulenz der nagelneuen Autos und die Güte des Wagenparks in den unteren Gewölben auf soliden Wohlstand schliessen. Ein Abend im Stil von Aladins Wunderlampe!

### *17. Juli 1943*

Unsere Offensive in Russland um Orel und Belgorod war die Folge von Meldungen über feindlichen Aufmarsch zum Stoss auf Charkow, dem wir zwangsweise zuvorkommen mussten. Wir stiessen mitten hinein. Daher die hohe Zahl vernichteter russischer Panzer. Inzwischen sind die Russen auf breiter Front beiderseits Orel zum Gegenstoss angetreten, und Schlechtwetter hat die eigenen Operationen gebremst.

Auf Sizilien finden immer neue Landungen statt, dazu Luft- und Flottenbombardements auf alle Küsten (85 Prozent des feindlichen Landungsraumes soll eingesetzt sein). Wir erwarten weitere Landungen auf Sardinien, bei Livorno und Foggia.

### *18. Juli 1943*

Sonntag. Hochamt am Dom zu Bisceglie. Vom romanischen Urbau stehen noch zwei Portale, Säulen, Reliefs, Tierplastiken und Chorbau. Das Innere ist in geistlosen Barock umgestaltet. Ganz rein erhalten ist aber noch die kleine Kirche Santa Margherita mit edlen Wölbungen und stolzen Grabmälern der Falcone, Vorfahren der Amazzalorso, aus dem 13. Jahrhundert, an einer Aussenwand. Halbnackt tragt eine unserer Kompanien durch die Stadt zum Baden an der Hafemole. Die Italiener haben in Entkleidungsfragen eine zum Klima wenig passende Etikette und nehmen Anstoss an Shorts wie an jeglichem Dekollete.

Am Abend Ball bei Ciardis auf der Terrasse von Villa Sant Andrea. Man tanzt am Vorabend der Schrecken auf dem Vulkan. Ausgezeichnete Mandeltorte und Muscato werden serviert.

In dieser Nacht wird Rom von über hundert feindlichen Bombern angegriffen. Der Schwerpunkt liegt auf östlichen Stadtteilen um Cam-



po Verano. San Lorenzo fuori, eine der Hauptpilgerkirchen, wird schwer beschädigt. 166 Tote, 1'659 Verwundete. Die Welt hallt davon wider, denn des Vatikans wegen hatte man mit einer Bombardierung Roms nicht gerechnet. Der Feind sucht Italien mit allen Mitteln zur Übergabe reif zu machen und erreicht es vielleicht auch. Panik ergreift die bisher allzu Sorglosen.

Sizilien ist bis auf die Nordostecke in Feindeshand. Die fortgesetzten Landungen der Verbündeten sind angesichts der Schwäche unserer Luftwaffe nicht zu verhindern. Dabei sind erst Teile der in Nordafrika aufmarschierten Feindtruppen eingesetzt.

Häufig werden unsere Fernsprechkabel von Italienern durchgeschnitten, ohne planmässige Sabotage-Absicht, Akte der Antipathie einer ahnungslosen Bevölkerung, die von der Lage nichts weiss und uns für die Bomben verantwortlich macht. Feldgendarmarie nimmt Schuldige fest. Kampf gegen Haltung von Zivil- und Militärbehörden, die sich bis auf Ausnahmen feindlich ablehnend zeigen. Die Regierung verhält sich passiv, die Partei ist machtlos, der Einfluss des Duce wird immer geringer.

### *21. Juli 1943*

Ich führe die Lagekarten aller Kriegsschauplätze und der Verteilung der Feindkräfte in der ganzen Welt, feindlicher Truppengliederungen, Generallisten, Kartotheken, mache 10 Divisionsberichte, Meldungen über Verhalten der italienischen Behörden und der Bevölkerung, Einsatz von Filmen und Schauspieltruppen, Verschickung in Erholungsheime (Aquila in den Abruzzen, San Remo und Deutschland), Betreuungen von Offizieren und Mannschaften mit Studienmaterial, Lektüre, Vorträgen und Führungen. Orientierung von General, Ia und Truppenkommandeuren. Redaktion einer Denkschrift über das Schlusskapitel von Stalingrad.

Schirokko. Schwere Hitze. Himmel und Meer sind wie Blei.

Seit Beginn der sizilianischen Vesper sucht die feindliche Luftwaffe unsere rückwärtigen Verbindungen zu zerstören. Ein neuer Luftangriff auf Foggia. Unsere Soldaten leisten Verwundeten und Umherirrenden Samariterdienste, während die Italiener dabeistehen oder kopflos flüchten.

Auf Sizilien wird der Nordwestteil geräumt.

## 22. Juli 1943

Mit Sieckenius Fahrt längs der Küste. Sie führt an interessanten Orten vorüber, zunächst Brindisi. Wir sehen das Kastell Friedrichs II., das Karl V. erneuern liess, den ausgezeichneten, im Augenblick toten Naturhafen, den romanischen, barock ausgestatteten Dom und andere steinalte Kirchen sowie die Säule, die am Ende der Via Appia stand. Greifbar nah liegen jenseits der Adria die Gebirge von Albanien.

Weit grösseren Eindruck macht mir Lecce wegen seiner phantastischen Barockbauten. Ein Denkmal der spanischen Herrschaft im Königreich Neapel. Der am Ort gebrochene Sandstein lässt sich leicht bearbeiten und offerierte sich den ausschweifenden Ornamentierungsgelüsten der Granden dieser ehrgeizigen Stadt. In alter Zeit waren die Grafen von Lecce Herren des Landes. Ein Juwel ist die Normannenkirche San Nicola e Cataldo mit Kreuzgang und Kuppel von 1186. Auch der Dom war ursprünglich romanisch, musste sich aber eine barocke Verprächtigung gefallen lassen. Mächtiger Campanile. Die schönsten Kirchen sind Santa Croce mit meisterhafter Fassade, Sant' Irene, San Marco, die schönsten Paläste das heutige Seminar und die Präfektur. Unwahrscheinlich pompöse, einheitliche Strassen- und Platzbilder, ganz abweichend von dem, was man sonst in Apulien sieht, und von einer Pracht, die man hier nicht erwartet, Triumphbögen und Säulen, Obelisken und der Rest eines römischen Amphitheaters.

Der Rückweg führt über Tarent und durch das Gebiet der Trulli genannten, konisch geformten Wohnbauten. Tarent, einst Emporium Gross-Griechenlands, kommt nach langer Verfallszeit als Kriegshafen wieder zu Ehren. Auf einer flachen Insel gelegen, nur durch zwei Brücken zugänglich, blickt die enggebaute Altstadt rings auf die See. Im Süden ist es das freie Meer, im Norden die Lagune des Mare Piccolo. Aus dem Altertum ist fast nichts mehr erhalten. An entscheidender Stelle thront über der offenen See das noch vor-hohenstaufische Kastell. Im uralten Dom, an dessen Stelle wie überall das antike Hauptheiligtum gestanden hat, ist die Barockkapelle San Cataldo das Eindrucksvollste. Das Ganze farbig belebt und unter der gewaltigen Sonne ein herausfordernd südliches Bild, das der Phantasie Spielraum und Auftrieb gibt.

### *23. Juli 1943*

Wieder mit dem General unterwegs, diesmal zu einer Übung des Panzer- und Artillerie-Regiments. Bei Sonnenaufgang geht es nach Andria, Canosa, Cerignola, Trinitapoli, über das Schlachtfeld von Cannae, von dem man Castel del Monte sieht, und Barletta. Besonders Canosa ist interessant als älteste Stadt Apuliens, von Griechen auf einem Hügel gegründet, mit römischen Stadtmauern, Amphitheater, Aquädukt, Grabmälern, der Taufkapelle San Giovanni, einem byzantinischen Zentralbau der romanischen Kathedrale San Sabino, darin eine berühmte Kanzel und Bischofsthron. Im Hof ein Kuppelbau, innen mit Marmorplatten bekleidet, Grabmal Bohemunds, eines Sohnes des Normannen Robert Guiscard, der im ersten Kreuzzug fiel und dessen Leiche auf Befehl seiner Mutter hier beigesetzt wurde. Einst retteten die Mauern der treu gebliebenen Stadt die Reste der Römer nach der Niederlage von Cannae. Auf dem Schlachtfeld werden neuerdings Ausgrabungen und bedeutende Funde gemacht.

Zu Tisch kommt der Generalleutnant Herr, Kommandierender des LXXVI. Korps, dem wir unterstehen, in die Villa Sant Andrea. Ciardi sagt uns den Umsturz in Italien für den Fall voraus, dass Sizilien verlorengeht und die Feindlandung auf dem Festland gelingt, die bei Livorno erwartet wird. Sardinien und Korsika fallen dann von selbst. Man spricht in voller Freiheit und mit grosser Offenheit von dilettantischer Führung des Reiches und Krieges. Die Zerstörung der Nachschubwege ist angesichts der starken Luftüberlegenheit nicht aufzuhalten. In Oberitalien, um Bologna, Rom, Neapel, Salerno, Foggia sind Bahnen und Strassen durch Bomben zerstört. Feldpost kommt nicht mehr. Auf Sizilien landeten bisher fünfzehn feindliche Divisionen. Hube leitet den Kampf von Randazzo aus.

### *24. Juli 1943*

Die Amerikaner sind in Palermo. Viele Anzeichen für bevorstehende Landungen in Kalabrien und Apulien. Der Duce hat nur noch Bruchteile des Volkes hinter sich. Italien wünscht nichts als ein schnelles Vorüberziehen der Kriegswelle um jeden Preis. Hitlers Mittel, den Partner an die Kandare zu nehmen, sind begrenzt. Wir dürfen nicht vergessen, dass Italien ungeheure Opfer gebracht hat, vor dem Abgrund und vor der Entscheidung steht, ob es eine vollständige Zer-

trümmerung durch Bomben wagen will oder nicht. Eine rechtzeitige Klärung der entscheidenden Fragen, die das Schicksal der deutschen Truppen in Italien für einen solchen Fall betreffen, ist nicht möglich, da kein General es angesichts der politischen Verhältnisse wagen darf, diese Themen zu berühren. Sie exerzieren dafür prinzipiellen Optimismus und Vogel-Strauss-Politik.

Lange am Strand von Santa Maria Colona. Hinreissend sind die Farben des Südens, der blauende Glanz der See, der durchsichtigen Wellen, der Ernst der wenigen dekorativen Bäume, die Bezauberung durch die Palmen, Blüten, die Fruchtbeladenheit von Mandel-, Öl- und Feigenbäumen. Im geringsten Bauwerk zeigt sich hier der natürliche Sinn für das Grosse, für Farbe und Mass. Und welcher Apparat an Loggien, Balkonen, Dachterrassen mit Pflanzkübeln besetzt und von Weinspalieren beschattet, von Arkaden, Treppen, Portalen. Vieles ist von altersher nur halbvollendet. Finster dagegen sind die Typen, die aus den Strassenschluchten herausquellen, ein gutmütig-bösartiges Lumpengesindel, das sich abends verschwörerisch zusammenrottet und endlos debattiert.

### *25. Juli 1943*

Gewitter und Abkühlung. Auf Sizilien halten wir nur noch das Dreieck Messina-Catania-Cefalu mit dem Ätna. Die Bevölkerung Siziliens beteiligt sich aktiv an der Vernichtung feindlicher Fallschirmjäger, ermordet aber auch deutsche Soldaten. Seltsame Lage, ein Volk zu verteidigen, das mit Hass gegen uns geladen ist. Wäre es möglich, starke Panzer- und Luftstreitkräfte für Italien frei zu machen, so wäre der Feind hier mit Erfolg abzuwehren. Doch sind wir in Russland, an der Atlantikküste und auf dem Balkan gebunden.

Mein Ic-Laden hat sich verstärkt: ein Offizier ist geblieben, zwei Sonderführer, ein Dolmetscher für Italienisch und ein anderer für Englisch, drei Unteroffiziere und drei Mann als Schreiber und Zeichner. Angegliedert wird noch ein Offizier für kriegsgeschichtliche Arbeiten und der italienische Verbindungsoffizier.

Zum Stabe des Panzergrenadier-Regiments 64 in die Nähe von Tarent. Kühler klarer Nachmittag. Wunderschöne Fahrt. Pallagiano liegt auf steilen Klippen über Grotten, die das Meer in die Felsen höhlt. Es war eine venezianische Stadt und besitzt in den

Kirchen Schätze an Gemälden. Weiter auf grossartig geführter Strasse über Monopoli mit vielen Barockkirchen, deren Türme, Kuppeln und Fassaden vor dem Hintergrund der Adria ein pompöses Stadtbild ausmachen. Uralte Ölbaumpflanzungen und schöne Gutshöfe mit gepflegten Gebäuden, Gärten und Alleen säumen den Weg. Auch beginnen Trulli in ihrer für diesen Teil Apuliens charakteristischen spitzen Form aufzutauchen. Wir sehen Gruppierungen von mehreren solcher Spitzkuppelgebilde, die ein ganzes Bauernhaus bilden und dauernd bewohnt werden. Wir kriechen in einen solchen Trullo hinein, photographieren ihn. Der Trullo ist vorgeschichtlichen Ursprungs. Er wurde von orientalischen Völkern und später von den Römern im Grabbau verwendet. Das Schatzhaus der Atriden zu Mykenä, Grabmäler auf Kreta, in Babylon, Assyrien, Ägypten zeigen die Linie für die Weiterentwicklung der Urform des Trullo. In den Verzierungen sind Einflüsse der Kulturen aller Völker erkennbar, die über Apulien hingebraust sind.

Wir durchfahren das Gebiet des antiken Egnatia, das man an vielen sichtbaren Grundmauern erkennt. Auf einem Vorgebirge der «Murgie» liegt sehr schön im Anblick der hier entfernten Adria Ostuni, eingefasst von Mauern mit Rundtürmen, gipfelnd in einer mosaikbunten Domkuppel. Eine Marienprozession versperrt uns am Markt den Weg. Wir warten in der Volksmasse unter der barocken Pestsäule, hören lustige Märsche. Halb spanisch, halb türkisch. Im Hügelland vor Tarent leuchten überall weisse Trulli verstreut wie Stupas und Dagobas in Birma und Indien.

Am Abend spreche ich vor Offizieren im Zeltlager an der Strasse nach Tarent über die Geschichte Apuliens. Bei Sonnenaufgang bringt der Rundfunk die Nachricht, dass Mussolini zurückgetreten und unter Badoglio eine Militärregierung gebildet ist. Die Lawine setzt sich in Bewegung.

### *26. Juli 1943*

Auf die Nachricht vom Rücktritt des Duce wird der Ausnahmezustand proklamiert.

In den Ortschaften rotten sich Einwohner zusammen. An allen Gebäuden sind noch Bilder des Duce, seine Kernsprüche («Vinceremo»), seine Unterschrift. Doch jetzt erhebt sich der Hass der Gegner. Sein

Bild wird beschmutzt, sein Name gestrichen. In Molfetta und Bisceglie ruft die Menge den Deutschen «Andate via», («schert Euch nach Hause») zu. Das Volk macht den Duce für das verhasste Bündnis und alles Kriegsunglück verantwortlich. Alle Parteimitglieder werden aus ihren Ämtern entfernt. Leute, die am meisten unter dem Duce verdient haben und geehrt worden sind, ergehen sich in Schmähungen, so auch Herr Ciardi, unser Quartierwirt. Die englische Propaganda bemüht sich, Italien zur Kapitulation zu bringen, «um die Brennerfront schnellstens beziehen zu können».

### *27. Juli 1943*

Das italienische Volk hofft auf ein schnelles Kriegsende. Die Partei ist derart diskreditiert, dass sie als Trägerin einer Gegenrevolution nicht in Frage kommt. Italien setzt mit Sicherheit den Krieg nur fort, um den zweifellos geheim eingeleiteten Waffenstillstandsverhandlungen eine Basis zu geben.

Da das italienische Heer demoralisiert und ungenügend bewaffnet ist, von Luftstreitkräften und schweren Waffen ganz zu schweigen, wäre der Kampf ohne Anwesenheit der deutschen Divisionen praktisch am Ende. So bilden wir das Fundament für die Bedingungen, die Italien gestellt werden. Die Hauptfrage für uns ist, ob wir in der Lage sind, in einem feindlichen Oberitalien eine Abwehrfront kräftemässig aufzubauen und zu halten.

### *28. Juli 1943*

Der König und Marschall Badoglio habe sich bindend zum Dreierpakt und zur Fortführung des Krieges bekannt. Sieckenius ist müde und pessimistisch, nicht mehr imstande, die Truppe mitzureissen. Er äussert nie ein lobendes Wort. Dabei ist er warmherzig gegen die, denen er vertraut. Unruhen in Bari und anderen Städten. Das Heer greift ein. Unsere Division sichert von Foggia bis Tarent.

### *30. Juli 1943*

Mit dem General zur Schiessübung des Panzer-Regiments, die auf dem Schlachtfeld von Cannae stattfindet. Spritmangel zwingt, grössere Übungen einzuschränken. Der Bahnverkehr stockt und damit Versorgung und Urlaubstransport. Auf der Rückfahrt das Innere vom

Castel del Monte besichtigt. Auf das Portal folgt ein gewölbter Raum, in dem die italienische Wache haust. Über einem der Hofportale sind Reste eines Reiter-Reliefs. Die unteren Gewölbe waren einst Quartier des kaiserlichen Gefolges, die Fenster sind vermauert, um die hier geborgenen Kunstwerke zu schützen. In drei Türmen führen Wendeltreppen zum Obergeschoss. In den fünf weiteren befinden sich Baderäume und Abortanlagen mit Wasserleitungen, die von Bassins unter dem Dach gespeist wurden. Sakraler Eindruck der kaiserlichen Gemächer, Reste von Marmorsäulen, Gewölben, Rippen, Türumrahmungen, Kaminen, Fensternischen mit Marmorbänken, Mosaikfußböden, Wandverkleidungen aus Marmorplatten und Kosmatenarbeit. Nach aussen sind Fenster, zum Hof waren Türen, die auf einen rings umlaufenden Balkon führten. In den Schiessscharten der Türme brüten Falken. Wir fangen ein junges Tier und lassen es vom Dach aus fliegen. Die das einsame Schloss umsegelnden Nachkommen der kaiserlichen Jagdfalken sind wie eine letzte lebendige Verbindung mit den Hohenstaufen. Ringsum glüht die Wüste, fern blitzt die See vor den Umrissen der Uferstädte.

#### *9. August 1943*

Hube nimmt die Sizilienfront unter dem Druck feindlicher Übermacht täglich um etwa zehn bis zwanzig Kilometer zurück, in der Reihenfolge: italienische Soldaten, deutsche Waffen, deutsches Heer.

#### *14. August 1943*

Wir bereiten für die geplante Verlegung nach Süden, näher an Tarent heran, Quartiere um Altamura vor. Ich besehe, vor Sonnenaufgang startend, den Dolmen am Wege nach Corato, den Dom von Gravina und einen Palazzo mit Eichendorff-Park über dem Ort. Altamura ist eine stolze Hohenstaufenstadt mit Türmen und Kuppeln auf einer Wüstenkuppe, von der man den Golf von Tarent in der Ferne erspäht. Das berühmte Portal ist vermauert, das Innere verdorben, aber die zweitürmige Fassade mit Barockhelmen und die romanisch-gotischen Seitenfronten geben noch einen Begriff. In Kirchen und über den Portalen alter Paläste prunken Wappen und Kronen vieler Adelsgeschlechter, die hier wie in den meisten Städten des Landes einst glanzvoll und selbstbewusst auftraten und nun zurückgezogen

mit geringen Renten, ohne grössere Aufgaben, ohne Aufsehen zu erregen, wahrscheinlich ganz zufrieden weiterleben.

### *15. August 1943*

Abschied von der Villa Sant Andrea, Bisceglie und der Adria. Herr Ciardi sagt aufgrund englischer Informationen ein neues deutsches Bündnis mit Russland voraus. Der General fährt um 14 Uhr der Kolonne mit mir voraus, über Gravina, das schöne, hochgelegene Irsina, die Bergstadt Tolve, Vietri di Potenza, Auletta nach Polla zum Gefechtsstand des LXXVI. Korps, das ausserhalb des Ortes zeltet.

Die Bevölkerung ist erregt über das bedrohliche Schauspiel einer marschierenden Panzer-Division. Der Nachtmarsch wird zeitweilig durch totale Mondfinsternis erschwert, die unheimlich wirkt und die Abergläubische mit noch kommenden Katastrophen dieses Jahres in Verbindung bringen.

### *16. August 1943*

#### **Polla. Frühstück in grüner Gebirgslandschaft.**

Bergfahrt über Postiglione, Roccadaspide ein wüstes Bergnest, zur Erkundung der malariaverseuchten Ebene von Paestum für einen Gegenstoss der Panzer im Fall feindlicher Landung. Weiter gegen Salerno. Die Bauten von Flugplätzen, landwirtschaftlichen Versuchsanstalten und Wirtschaftshöfen sind durch die feindliche Luftwaffe systematisch zerstört worden. Auch Battipaglia und Eboli, vor sechs Wochen noch intakt, haben durch Bomben gelitten. Unser Gefechtsstand wird daher nicht nach Eboli hinein, sondern in die Olivenwälder an den Hängen südlich Campagna verlegt, in denen wir zum ersten Mal wieder nach langer Zeit kriegsmässig wie in Russland in Befehlswagen und Zelten kampieren.

Abends Erkundung nach Campagna hinauf, das in enger Schlucht zu beiden Seiten eines Wildbaches in Felshänge gehauen ist, eine Welt kühner Bühnenbilder, um Barockkirchen gruppiert, Brücken, Treppen, Loggien, Balkone, Palazzi, Säulen, Höfe und Klöster. Das Gewühl der Einwohnerschaft wirkt wie aus der Kloake gespien, trotz Priestern, Nonnen und hübschen Mädchen. Schmutz, Verfall und animalische Fruchtbarkeit dominieren. Aus dem Tal kommen Eselreiter und Karren herauf.



*17. August 1943*

Wir haben den Auftrag, im Fall einer feindlichen Landung sowohl gegen den Golf von Salerno wie in Richtung Foggia einzugreifen oder für den Fall von Angriffen auf Neapel und Rom bei der Hand zu sein. Unsere Einheiten liegen von Paestum bis Avellino und Potenza verteilt.

Wir erfahren, dass heute früh die letzten deutschen Truppen von Sizilien nach Kalabrien zurückgenommen wurden, Hube am Schluss. Seine Leistung wird aufs Höchste anerkannt.

*19. August 1943*

Zum General Fürsten Gonzaga, Herzog von Mantua, «Principe del Sacro Impero Romano», Kommandeur der 222. italienischen Division, die in unserem Einsatzstreifen liegt, nach Buccoli, einer Tenuta zwischen Eboli und Battipaglia. Der Fürst ist ein Mann in mittleren Jahren, der in München studiert hat und Deutsch spricht. Die Berglandschaft ist von klassischer Grösse. Gegen Tagesende liegt unvergleichlich zarter, warmer Farbenglanz darüber; gelbe Stoppelfelder geben dem Bild etwas Herbstliches. Zu Füssen des braunen Bergnestes Contursi führt eine hohe, schmal gewölbte Steinbrücke über den Sele. Aus Felsen brechen starke Schwefelquellen und köstliche Mineralwasser mit natürlicher Kohlensäure, die man trinken und in denen man baden kann. Damit die natürlichen Heilkräfte mit den göttlichen sich verbinden, steht eine Barockkapelle inmitten der Quellen.

*21. August 1943*

Trotz leichtester Bekleidung ist man täglich viele Stunden sterbensmüde und apathisch vor Hitze. Man glaubt zu verbrennen, Glutwind faucht uns wie aus feurigem Ofen an. Es ist seit Menschengedenken einer der heissesten italienischen Sommer, bis zu 72 Grad Celsius, im Schatten 48 Grad.

Unterdessen erbraust der Himmel von feindlichen Flugzeugen, die das Dunkel mit «Weihnachtsbäumen» erhellen, Trauben von Leuchtraketen, und in drei Wellen ihren Bombensegen über Salerno und Battipaglia ausschütten. Die Einwohner haben sich in Gebirgshöhlen geflüchtet. Als ich Battipaglia auf dem Rückweg passiere, sind alle

Strassen durch zusammengestürzte Häuser, Trichter und Brände gesperrt.

### *23. August 1943*

Gedenktag des Vorstosses auf Stalingrad 1942, der, obwohl Auftakt einer Tragödie, bei uns in Erinnerung an die damalige Leistung wie ein Sieg gefeiert wird. Hube kommt von Amalfi, wo er seit Abschluss der Sizilienkämpfe im Santa Caterina regiert, um den Tag mit den Kommandeuren im Olivenhain zu begehen. Heute wurde Charkow geräumt.

Nach dem Zapfenstreich habe ich ein konzentriertes Gespräch mit Hube über seine Erfahrungen auf Sizilien und die allgemeinen Aussichten eines Krieges, der nicht mehr gewonnen werden kann. So kämpfen wir nicht nur für eine uns fremde Welt, sondern auch für eine zum Scheitern bestimmte Sache. Das gibt allen Empfindungen und Gedanken ihre Gebrochenheit. Hube meint, die Engländer kämpfen besser als die Amerikaner, wurden jedoch an der Ostküste in eine Falle gelockt und dezimiert, was ihnen jede weitere Angriffslust nahm. Die Erfolge des Feindes beruhen auf gewaltigstem Materialeinsatz der Artillerie, Flotte und Luftwaffe. Doch war unsere Flakabwehr so stark, dass der Übersetzverkehr bei Messina fast ohne Unterbrechung möglich war.

Bauern führten Engländer auf Schleichwegen übers Gebirge. Die Italiener liessen ihre Fahrzeuge auf Sizilien zurück. Wir brachten sie zum Schluss herüber und gaben sie nicht wieder heraus. Italienische Artillerie und Pioniere waren gut, sonst aber ist das übrige Heer unbrauchbar.

Wie die Regierung in Rom sich auch entscheiden wird, wir verteidigen die Linie Pisa-Ancona und behalten Italien nördlich dieser Linie unter militärischem Oberbefehl, «wodurch es noch einmal zu einem Königreich Neapel (Rest-Italien) kommen könnte».

### *24. August 1943*

Lagebesprechung mit Hube und Vietinghoff, dem neuen Armeeführer, auf dem Divisions-Gefechtsstand. Mit anderen zum Bad im Selef und nach Persano. Das weite Gebiet der Tenuta reale bildet eine von Gebirgen umrahmte Parklandschaft mit Eichengruppen und

Knicks, die jetzt im August dürr und verbraucht wirkt, belebt nur durch edle Rosse des Gestüts. Das einstige königliche Jagdschloss Persano auf einem Hügel bildet einen massigen Würfel mit einem von zwei Arkadenreihen übereinander eingefassten Innenhof. Die vier Türme an den inneren Hof ecken bestimmen den Umriss von fern und wirken wie Dachpavillons. Die nach Westen herausgebaute Kapelle zeigt uns der Kaplan. Der Kapelle nach Osten gegenüber liegt die Haupteinfahrt, von der das offene Treppenhaus mit Marmortreppe und Stuck abzweigt. Auf der oberen Brüstung steht eine Marmorhündin von Canova.

Der Schöpfer des Ganzen ist König Karl III.

### *26. August 1943*

Fahrt zum II. Bataillon des Panzergrenadier-Regiments 79 auf das Gebirge im Süden der Bucht von Salerno. Unterwegs die Tempel von Paestum, allein, in Ruhe. Die Strasse windet sich, grossartig geführt, die Berge hinauf. Über Tälern und monumentalen Vordergründen wird nach Westen in Ausschnitten die sonnenbeglänzte See sichtbar, in der Ferne das Vorgebirge von Amalfi und Capri, nach Norden die Ebene von Paestum, die Berge Kampaniens, der klassisch geformte Monte Alburno, gegen Süden die griechische Bergwelt Kalabriens. In den Kirchtürmen der Bergnester läuten die Abendglocken. Einsame Villen, Klöster und Kapellen, einfach und grossgesinnt in ihrer Bauweise, blinken hell an Hängen und Gipfeln. Die grandiose Landschaft wirkt wunderbar humanisiert. Reife Trauben und Feigen erzeugen den Eindruck von Fülle und Kraft. Das Laub der Edelkastanienwälder beginnt sich herbstlich zu verfärben. In dieser überwirklich schönen Umgebung zelten unsere Kompanien bei Laureana mit dem Auftrag, im Fall der Landung alliierter Truppen um Paestum nach Norden herabzustossen. Rückfahrt über Agropoli, einem Räubernest auf hohem Felsen, der ins Meer vorspringt. Eine lange Treppe führt zum Tor in der ruinenhaften Stadtmauer hinauf. Innen ist ein wüstes Gewinkel, Schmutz und Gestank. Von Terrassen erblickt man einen goldenen Sonnenuntergang über dem Meer und die Brandung unter der Stadt.

### *28. August 1943*

Die Fortführung des Krieges an der Seite Italiens ist in Frage gestellt, die Lage gespannt. Wir treffen Massnahmen für den Fall offen ausbrechender Feindschaft und zur Räumung Süd-Italiens.

### *30. August 1943*

Schön sind die Nächte und die Morgendämmerung im Olivenwald. Während in Russland Kämpfe ungeheuersten Ausmasses toben und deutschen Städten Opfer und Grauen auferlegt werden, von deren Umfang keine Epoche sich jemals hätte einen Begriff machen können, hat uns unser Schicksal in ein Land geführt, dessen Schönheit Entsetzen und Verzweiflung mildert.

### *31. August 1943*

Die fortgeschrittenen Völker sind Meister der Zerstörung. Sie setzen ihr Vernichtungswerk bis zum Äussersten fort. Wir leben in einer Spätzeit und verschleudern und liquidieren die Kulturgüter des abgelaufenen Zeitalters.

Ich habe einen grossen Teil meiner Lebenszeit darauf verwandt, das Bild der jetzt zugrundegehenden Kulturdenkmäler, in denen sich die Summe alles Schaffens vergangener Geschlechter noch sichtbar vorstellte, festzuhalten, und wollte, es wäre möglich, ihr entschwindendes Bild über die Zeiten zu retten, bis endlich neue Werke geschaffen werden können, die ihnen ebenbürtig sind. Unser früheren Zeiten gegenüber erweitertes Bild der Weltzusammenhänge erleichtert es uns, über den Jammer und die innere Armseligkeit der für einen langen Zeitraum bevorstehenden Epoche freudig und mit innerer Sicherheit hinwegzusehen und eine Ära der Neubildung einer künftigen Kultur in weiter Ferne schon heute ins Auge zu fassen.

Mit tausend Zungen müsste man das Inferno unserer Tage darstellen. Die schauerhaften Perspektiven, das geistige Chaos, die Irreführung der Massen, die Verbrechen der Völker, die Herabwürdigung des Menschen und im Kontrast dazu den Aufschwung der Herzen, die Leistungen und Opfer.

1. September 1943

## Monte Cassino

Nach Cassino. In Salerno Umwege, da die Strassen nach nächtlichem Bombardement verschüttet sind. Die Stadt ist sehr zerstört und fast menschenleer. Da keine Verkehrsmittel mehr fahren, stehen viele Menschen mit Gepäck an den Landstrassen und versuchen, auf Militärfahrzeugen mitgenommen zu werden. Durch Orangen- und Zitronenwälder von Nocera bis Pompeji. Die Sonne erhebt sich nach langer Morgendämmerung über den Bergen. Zur Linken liegt der Golf im klaren Morgenlicht, Capri und Ischia hell bestrahlt, die Häusermasse von Neapel, zur Rechten der Vesuv. Trotz fortschreitender Zerstörung in der Innenstadt von Neapel herrscht dichtes Menschen- und Marktgewühl. Durch die mächtigen Laubtunnel der Platanenallee über der Strasse nach Capua wogt der Strom der Abwandernden nach Norden. Die Landstädte stehen noch, wie sie im 18. Jahrhundert gebaut wurden, fast ohne Änderungen. Es muss eine reiche, produktive Zeit für das Königreich gewesen sein. Viele Paläste, Klöster und Kirchen sind heute degradiert, ohne dass Neues hinzugekommen wäre. In der fruchtbaren Campagna felix sind die Äcker obendrein mit Obstbäumen bestanden, zwischen denen Weinreben ranken.

Wir fahren in Serpentinaen zum Monte Cassino hinauf; schönste Ausblicke auf das Gebirgsrund. Die Abtei, vom Heiligen Benedikt 329 n. Chr. gegründet, wurde oft zerstört und vom 16. bis zum 18. Jahrhundert neu gebaut. Ein Baublock mit vielen Höfen und einer überreich geschmückten Kirche, zu der man durch mehrere Säulenhöfe auf einer kolossalen Treppe innerhalb des Klosters hinaufsteigt. Von den Terrassen über den Säulengängen hat man einen grossartigen Fernblick gegen Rom. Von der Treppe führen drei Portale in den Säulenhof vor der Kirche, an der bis 1727 gebaut wurde. Das Innere ist ein Wunder prunkvollster Marmor-Inkrustierung, in der das Königreich Neapel besonders kunstfertig war. Wirkungsvolle Schaustellung von Macht und Reichtum der Kirche, aber auch vom Opfersinn des Volkes und der Grossen, denen damals nichts prächtig genug erschien, um das Haus Gottes damit zu schmücken. Das juwelenhaft schimmernde Marmormosaik breitet sich lückenlos über Fussböden und Wände. Es umrahmt theatralisch kombinierte Kult-

bilder von Meistern der Neapolitanischen Schule des 17. Jahrhunderts wie Solimena und Luca Giordano, die von einheitlicher Wirkung und farbigem Reichtum sind. Die schweren, stark vergoldeten Stuckverkleidungen der Gewölbe fassen virtuos gemalte Deckenfresken ein. Üppige Holzschnitzereien am Gestühl und in der schönen Sakristei. Der Gesamteindruck bleibt jedoch hinter der Geistigkeit von Kirchenräumen des süddeutschen Spätbarock zurück. Verfehlt und dekadent erscheinen die ägyptischen Dekorationen der Krypta, die, kurz vor 1914 von Beuroner Benediktinern ausgeführt, an die Stelle verfallener Barockausstattung traten. Die Mosaikdecke wurde von Kaiser Wilhelm II. mitgestiftet. Die barocken Kaiserstatuen im Vorhof erinnern an die säkulare Verbindung dieses Hauptklosters der Benediktiner mit der Deutschen Reichsgeschichte.

Das Barock hat hier mit fast allen Resten älterer Bauformen aufgeräumt. Einzelne gerettete Fragmente lassen erkennen, dass es antike Marmorsäulen, frühchristliche Bildwerke, Kreuzgänge wie die des Lateran mit gedrehten Säulen und romanischen Kapitellen, Mosaiken, Kosmatenarbeiten und Renaissance-Plastiken gegeben hat. Bibliothek und Archiv stammen aus jenen Zeiten, als Monte Cassino eines der grossen Kulturzentren des Abendlandes darstellte. Gartenterrassen umgaben den Bau, der in grosser Höhe, einst nur auf beschwerlichem Pfade erreichbar, in Wolkenhöhe thront.

## Caserta

Das Wiedersehen mit Caserta bleibt ein böser Traum. Hube schritt vor noch nicht acht Wochen voll Bewunderung durch die Marmorsäule des unversehrten Palastes. Heute ist der Vorplatz ein Trichterfeld, das Schloss selbst allerdings nur leicht von Bomben getroffen, doch sind Fenster zerstört, Läden und Vorhänge wehen heraus, das erste Stadium einer Ruine. Im Innern lagern die Insassen der im Schloss untergebrachten Fliegerschule schlafend auf der Haupttreppe, die noch in allem königlichen Glanz, vor Prunk und Grandezza sich überschlagend und allen Winden geöffnet, in der Mitte emporsteigt. So unwirklich stellte man sich Versailles in Revolutionszeiten vor. Zu Füßen der Paradetreppe, im Innersten des Palastes, bietet sich dem Auge das exorbitanteste architektonische Schauspiel dar. Durch den

majestätischen Tunnel der mittleren Durchfahrt sieht man die Hauptachse des Schlosses nach Süden durch eine gewaltige Platanenallee verlängert, die schnurgerade auf Neapel zuführt, zur Linken der Vesuv. Nach Norden führt die mittlere Gartenperspektive zu den Kaskaden hinauf, die vom kahlen sonnenverbrühten Gebirge herabstürzen. Durch riesige Bogenöffnungen blickt man über Eck in die vier Höfe des Schlosses, in denen man erst Höhe und Ausmasse des Gebäudes ermisst. Vanvitellis Palast ist ein Bruder des Escorial und des Königsschlosses von Madrid. Caserta bleibt ein grosses Denkmal der Bourbonenkönige und übertrifft in seinen Ausmassen bei weitem, was der Wohnbau in Italien, selbst in den Palästen der Kaiserzeit, je geleistet hat.

Wir fahren weiter, die Platanenallee bis Neapel, das mit einem mit Obelisken geschmückten Rond point beginnt. Die Schönheit der Stadt triumphiert auch jetzt noch. Sonnenlicht flimmert auf Kuppeln, Glockentürmen, Castellen, auf dem bewegten Meer, Vorgebirgen und Inseln. Wir passieren die Via del Duomo, die Kathedrale San Gennaro, den Hafen. Die Kirche Santa Maria del Carmine, in der Konradin begraben ruht, steht unter den Ruinen des Mercato Vecchio. Die Häuser der Altstadt sind grösstenteils geräumt, das Königsschloss, Teatro San Carlo, Santa Chiara und viele andere Kirchen von Bomben zerstört.

In Pompeji zieht eine Friedens-Demonstration mit Handtüchern und Bettlaken an Stangen befestigt, als Friedensfahnen und dem Ruf nach Pace und Lavoro durch die Strassen.

Die Arbeiter der zerstörten oder geschlossenen Betriebe bekommen weder Lohn noch Unterstützung. Auch die Versorgung mit Lebensmitteln versagt, da weder Bahntransport noch Strassenbeförderung mehr möglich ist.

Wir fahren weiter nach Gagnano durch Waldtäler am Fuss des Monte Sant Angelo in Windungen bis zu dem Tunnel hinauf, der das Massiv des Lattari-Gebirges durchschneidet. Unter Edelkastanien herrscht altitalienisches Leben, Eselreiterinnen, lasttragende Frauen, uralte Handwerker, fern vom Krieg. Rückwärts liegen Vesuv und der Golf von Neapel. Jenseits des Tunnels das Hochtal von Agerola, über dem Golf von Salerno, wo die Häuser überraschenderweise mit spitzen Schindeldächern gedeckt sind, während Glockentürme und

Kuppeln orientalisch mit Fayencen geschmückt sind und die Steinwürfel am Abhang in weissen Kuppeln auslaufen. Elegante Flüchtlinge aus Neapel haben sich hier eingenistet. Dort, wo die steil nach Amalfi hinabführenden Kehren beginnen, entfaltet sich, aus grosser Höhe gesehen, die Bucht von Capri bis Paestum, auf der U-Boote kreuzen, und die zauberische Vielfalt der Sarazenenküste.

Bis Amalfi hinab ist bei jeder der unzähligen Windungen ein unablässiger Szenenwechsel. Dort einen Augenblick in den Dom, in dem griechische Säulen freigelegt werden, die Robert Guiscard aus Paestum entführte, dann in die Krypta zum Prunkgrab des Heiligen Andreas, in den Normannenkreuzgang. Auch hier wogt aufgeregt viel Volk herum, vermischt mit Gestalten, die hier Schutz suchen. Wir eilen auf der Küstenstrasse an besetzten Bunkern und Flakstellungen vorüber bei letztem Sonnenlicht ostwärts, um Salerno vor dem «Abendseggen» zu passieren. Die Bevölkerung wandert mit Bündeln zur Nacht aus den Städten in ihre Fluchthöhlen.

### *3. September 1943*

In der Nacht landen Engländer am Ostufer der Strasse von Messina in Kalabrien. Bis zum Abend steht eine kanadische und eine englische Panzerdivision auf dem italienischen Festland. Unsere schwachen Verteidigungskräfte und die italienischen Verbände leisten Widerstand. Aber der Hauptstoss ist an anderer Stelle zu erwarten. Sollte er in Apulien und nicht gleichzeitig bei Salerno landen, marschieren wir nach Bari und Tarent zurück.

Unsere Führungsabteilung verlässt, um der bedrohten Küste des Golfs näher zu sein und sie ständig überblicken zu können, den Olivenhain bei Campagna und bezieht einen neuen Gefechtsstand auf dem Monte Conforti, der zu den Monti d'Eboli, nördlich der Strasse Eboli-Battipaglia, gehört, beschattet von Eichen, im Angesicht einer klassischen Landschaft. Die Sonne brennt erbarmungslos. Es gibt Schlangen, Skorpione, Insekten. Deckungslöcher müssen gesprengt werden. Schwieriger Anmarsch durch Weinberge, die nicht mehr abgeerntet werden. An Berghängen schwelen Waldbrände. Die Landschaft verwandelt sich, dunkle, schwere Farben, die Bergkuppen sind umwölkt, Regenböen peitschen über die See. Unter Donner und Blitz versinkt der Tag, und im Aufruhr der Elemente schütten feindliche



Bomber Verderben über die Städte. Donner und Detonationen sind nicht zu unterscheiden. Flammen röten den Horizont, und alle Schleusen des Himmels öffnen sich.

### *6. September 1943*

Fahrt zum XIV. Panzer-A.K. nach Salerno, Vietri, wunderschön vor Sonnenaufgang.

Die Besprechung ergibt, dass das italienische Heer bereits Bindungen mit dem Feind eingegangen und praktisch ebenfalls als Gegner zu betrachten ist. Befehle, dass die italienischen Truppen im Landungsfall keinen Widerstand mehr leisten, sollen schon erlassen sein.

Wir dürfen den Verbündeten keine militärischen Auskünfte mehr erteilen, aber die Form soll bis zur Entscheidung gewahrt bleiben.

### *7. September 1943*

Ruhiger Tag. Abends sind General Fürst Gonzaga und sein Generalstabs-Offizier, Major Pinna, zum Essen bei General Sieckenius. Obwohl die Situation politisch immer noch ungeklärt und einigermaßen peinlich ist, wird bei gutem Rheinwein und Münchener Bier ein sehr geglückter Abend daraus, Fürst Gonzaga erzählt seltsame Geschichten von dem kleinen prunkvollen Schloss San Leucio, das ich gestern bei Caserta entdeckte und das Vanvitelli gebaut hat. Es war gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Kolonie von Künstlern und Edelkommunisten im Stil der Aufklärung vor der französischen Revolution. König Ferdinand von Neapel hat sie 1773 ins Leben gerufen, ihr eine eigene Verfassung gegeben, Gesetze für sie bestimmt und öffentlich bekannt gemacht, «entfernt von Unordnung und Sittenverderbnis». Mehr als zweihundert Menschen lebten dort. Von der Terrasse des Schlosses überschaut man Caserta mit seinen Gärten, Campanien, den Vesuv und die Inseln.

Gonzaga ist der Chef seines Hauses und mit seinen beiden kleinen Söhnen, die noch unter fünf Jahre sind, der letzte Gonzaga. Er wohnt in Rom. Seine Interessen und seine Tätigkeit liegen auf technischem Gebiet. Er ist Ingenieur. Temperamentvoll, lebensfroh, witzig nach aussen, dabei allerdings ein Unterton von Gedrücktheit und Pessimismus. Militärische Dinge werden nicht besprochen. Wir reden über Mantua, die Gonzaga-Ausstellung von 1939, Cuastalla, «Barbara di

Brandenburgo», Mantegna, die Darstellung ihrer Hochzeit im Alten Schloss Stuttgart, Isabella d'Este und die Kaiserinnen aus dem Hause Gonzaga. Der Fürst sieht aus wie Federigo da Montefeltre, der sein Vorfahre war. Gross und schwer, ein verwegen geschnittenes charaktervolles Renaissancegesicht. Auch Major Pinna ist angenehm. Nach Mitternacht fahren wir beide in unserem Wagen den schwierigen Weg hinab zum Gefechtsstand des Fürsten.

### *8. September 1943*

18.30 Uhr Radio-Nachricht: Italien hat mit den Feinden Waffenstillstand geschlossen und sich bedingungslos ergeben. Unsere erste Aufgabe ist jetzt zu verhindern, dass italienische Truppen im Augenblick der Landung gegen uns kämpfen. Beide Heere teilen sich ja in den Küstenschutz, die Italiener sind in der Überzahl, wir haben eine bessere Bewaffnung.

Ich erhalte um 19 Uhr den Befehl, General Gonzaga aufzufordern, mit seiner Division die Waffen niederzulegen und sich in Schutzhaft der 16. Panzer-Division zu begeben. Ein Zug der Begleitkompanie steht unter einem Oberleutnant zu meiner Verfügung. Zwei Stunden vergehen. Meldungen werden abgewartet. Ich stelle dem General Sieckenius vor, dass mein Auftrag den sicheren Tod des Fürsten bedeuten wird, da er sich niemals zwingen lassen wird, und schlage vor, dass ich unbewaffnet zu ihm gehe. Korps und Armee sollen befragt werden. Schliesslich entscheidet das vom XIV. A.K. durchgegebene Stichwort: «Ernte einbringen.» Das Verhängnis nimmt seinen Lauf. Ich breche um 21 Uhr nach Buccoli de Conforti, dem Gefechtsstand des Fürsten Gonzaga, auf.

Ein amerikanischer Luftangriff tobt, als wir ankommen, Bomben fallen um das verlassene Haus, vor dem kein Posten mehr ist. Nur der Pionierkommandeur des Stabes Gonzaga irrt im Garten herum und erklärt sich ohne Weiteres bereit, meine Eskorte zu den Felshöhlen oben am Berge hinaufzuführen, in die sich Gonzaga mit zehn Offizieren, fünfzig Mann und einigen Maschinengewehren zurückgezogen hat, offenbar, um einer Aktion wie der meinen aus dem Wege zu gehen, vielleicht auch nur der Bombenangriffe wegen. Unterwegs gibt es eine Störung. Italienische Soldaten, die im Dunkel auf uns eindringen, müssen mit Maschinenpistolen unter Feuer genommen werden.

Wir erreichen eine vom Mond hell bestrahlte Felsterrasse auf halber Höhe des Berges. In der silbernen Klarheit der südlichen Nacht liegt zu unseren Füßen die vom Sele-Fluss durchströmte Piana di Pesto, deutlich übersehbar vom Monte Alburno bis zur hellglänzenden Meeresbucht von Salerno, die Tempel von Paestum in der Mitte; in der Ferne einschlagende Bomben und auflodernde Brände. Hier oben herrscht nächtliche Stille. Ich lasse den Oberleutnant und seine Begleiter, etwa fünf Mann, in einiger Entfernung zurück, während die übrigen durch den Überfall aufgehalten, noch im Aufstieg begriffen sind, und gehe in Begleitung des italienischen Majors und meines Dolmetschers allein auf die Höhle zu. Fürst Gonzaga tritt mir mit seinen, durch den Feuerlärm am Fuss des Berges beunruhigten Offizieren entgegen, sichtbar erfreut, mich als Parlamentär vor sich zu sehen. Er lässt seinen Stab zurücktreten, um allein mit mir zu verhandeln. War die Unterhaltung am Vortage im Wesentlichen französisch geführt worden, so spricht jetzt jeder in seiner Muttersprache, die wir gegenseitig leidlich verstehen. Der General erklärt, nichts gegen uns unternehmen zu wollen, gibt aber auf meine notwendigen präzisen Fragen keine klare Antwort. Der Kern meines Auftrages geht dahin, ihn aufzufordern, sich für seine Person auf kurze Zeit in Schutzhaft zu begeben. Wie vorauszusehen war, weigert er sich. Ich betone, dass es sich nur um eine Sicherungsmassnahme handele, notwendig geworden durch Badoglios Verrat, und gebe mir alle Mühe, die peinliche Aufforderung akzeptabel zu machen, zumal ich den Fürsten nur zu gut verstehe. Die prekäre Situation unserer deutschen Truppen in diesem Augenblick rechtfertigt meine Forderung. So kommt es, wie es kommen musste. Es bleibt nichts übrig als die offene Erklärung, dass mein Befehl dahin laute, ihn zu verhaften.

Gonzaga schnellte mit einer heftigen Bewegung zurück, griff zur Pistole und schien ein Signal zu geben. Eine Wolke verdeckte den Mond. Es war wieder dunkel geworden. Um den Schein einer Drohung zu vermeiden, hatte ich meine Waffe nicht schussbereit zur Hand. Meinen Begleitern war befohlen, nur im äussersten Notfall zu feuern. In der Finsternis fiel ein Schuss. Die zehn Offiziere und fünfzig Mann des Gonzaga-Stabes stürzten, obwohl im Besitz ihrer Waffen, mit erhobenen Händen aus der Höhle. Sie wussten nicht, dass ich mit nur sechs Mann vor ihnen stand. Offenkundig überschätzten sie auch die

Zahl des im Anmarsch befindlichen Kommandos. Leicht genug wären Gonzagas Leute mit uns fertig geworden. Der Fürst war nicht mehr zu sehen. Mein Begleitkommando kam nach einer fatalen Pause, die der Dolmetscher tapfer mit Suada ausfüllte, glücklicherweise schnell genug heran, um sich an der Entwaffnung zu beteiligen und die Italiener, die vor wenigen Stunden noch unsere Verbündeten gewesen waren, einige darunter vielleicht sogar unsere aufrichtigen Freunde, zur Internierung abzuführen.

Es war damit zu rechnen, dass sich noch Bewaffnete in der Höhle versteckt hielten. Ich trat mit dem Oberleutnant hinein und fand General Gonzaga mit blutüberströmtem Gesicht, durch die Brust geschossen, tot auf dem Felsboden liegen. War er durch eigene Hand gefallen? Es hat sich nicht ergründen lassen. Der Vorgang spielte sich in wenigen Sekunden ab. Schweigen umgab den Toten. Ich sprach ein Gebet. Land und Meer leuchteten, aus der weiten Höhlenöffnung gesehen, wieder im Mondlicht. Jetzt war es grabesstill. Wir trugen den Fürsten die Felsen hinab in sein vormaliges Stabsquartier und stellten Wachen auf. Ich habe diesen ritterlichen Mann, der um seiner Ehre willen unterging, nicht retten können. Menschlicher Voraussicht nach hätte ich selbst das Opfer des verhängnisvollen Augenblicks sein müssen.

Eine Stunde darauf begann die Landung der Westmächte vor Salerno. Der Oberleutnant fiel in der Dämmerung des nächsten Morgens.

### *9. September 1943*

Kurz nach Mitternacht bricht der Sturm los. Die Flotte der atlantischen Mächte nähert sich auf Seehöhe von Paestum bis Amalfi, Salerno als Zentrum des Landungszieles, der Küste. Schiffsartillerie speit Verderben, von unserem Berge anzusehen wie ein Nachtstück von Hieronymus Bosch. Höllenschlünde tun sich auf, Städte lodern auf, sprühendes Feuerwerk, ein Getöse wie beim Ausbruch von Vulkanen, als wirkten die Elemente mit, als zerberste Berg und Meer in einer Kolossal-Eruption, als brause eine Flutwelle von gigantischem Ausmass heran.

Eine neue Alexanderschlacht, im Vordergrund das mittelalterliche Agropoli auf hohem Felsen über der Brandung, die Tempel von

Paestum, der barocke Bourbonen-Palast von Persano, und jenseits der Riesenmuschel der Piana die Gebirge von Alburno bis zur Halbinsel von Sorrent, besäumt mit den Häfen der Sarrazenenküste, am Ende die Insel Capri. Sonnenaufgang. Weichende Nacht. Der Mond verblasst. Auf der beglänzten See eine unabsehbare Armada ausgerichteter Schiffe: in vorderer Linie die kleinen Landungsboote, aus denen Infanterie ans Ufer schwirrt. Dahinter die grösseren, die aus geöffnetem Rachen Panzer speien, hierauf die Kriegsschiffe, aus allen Rohren feuernd, endlich die Flotte der Flugzeugträger, die Bienenschwärme von Bombern entsenden.

Dazu die deutsche Armee in voller Aktion, Panzer, Artillerie und Küstenbefestigungen.

Von hier ist der Übergang zu Allegorie und Fabelwelt nicht schwer.

Die Landungsarmee verfügt, wie am Abend gemeldet wird, über acht Flugzeugträger, sechs Schlachtschiffe und eine Flotte mit einer Gesamttonnage von einer Million Brutto-Registertonnen, von einem Gürtel von Zerstörern, Korvetten und Motorbooten schützend umgeben. 4'800 Kriegsflugzeuge und 900 Transporter stehen zu diesem Einsatz zur Verfügung.

Jäh bricht die Kanonade ab. Die Engländer landen an den Gestaden von Paestum und in dem kleinen Hafen unter den Abstürzen des Monte Sant Angelo. Sie besetzen schliesslich die Ufer trotz des zähen Widerstandes der Küstenbesatzung. Über Poseidons Tempel braust die erste Welle schnell dahin. In Salerno greifen italienische Einheiten in den Kampf gegen uns ein. Die Abwehr einer feindlichen Grosslandung ist ohne eigene starke Luftwaffe unmöglich. Zunächst landen zwei englische Divisionen und eine amerikanische, ihnen folgen noch zwei weitere unter dem Gesamtbefehl des amerikanischen Generals Clark. Kampfgruppen der Division ringen bei Salerno und Vietri, bei Battipaglia und Paestum in erbitterten Strassenkämpfen, Salerno und Paestum gehen verloren. Wir sehen von unserer Höhe mit blossen Auge die Flotte der Westmächte teils in Bewegung, teils vor Anker. Immer noch öffnen gepanzerte Landungsboote ihre Tore und entlassen Panzer, die durch seichtes Wasser an Land fahren. Aus den grossen wird auf kleinere und kleinste Schiffe umgeladen. Am Uferstreifen zeichnen sich die Kämpfe ab.

Major Pinna taucht auf, meldet, General Gonzaga habe ihn beauftragt, mit uns Verbindung aufzunehmen, was sich durch die letzte Eintragung des Fürsten in seinem aufgefundenen Tagebuch bestätigt. Er erhält Erlaubnis, frei umherzugehen, das Begräbnis des Fürsten zu besorgen, dessen Leiche nach Eboli überführt wird, und Verpflegung für seinen Stab zu beschaffen.

Ich versuche mit drei Dolmetschern durch Vernehmungen und Auswertung von Beutepapieren, den Umfang der gelandeten Feindeinheiten festzustellen, was beinahe lückenlos gelingt. Bei Dunkelheit wird der Divisionsgefechtsstand vom Monte Conforti nach Olevano am Tusciano verlegt. Wir fahren in Kolonnen über Eboli, Battipaglia. Ein Begleitoffizier des Generals vom Panzerregiment 9 gerät verwundet mit dem Generalswagen in Feindeshand und stirbt, wie wir durch Gefangene erfahren, am nächsten Morgen. Bei Grabesstille kreuzen wir im Mondschein Battipaglia, das sonst ständig bombardiert wird. Wir ahnen nicht, dass die Engländer lautlos schon vor den Mauern stehen und in wenigen Minuten in den Ort eindringen werden. Der General und sein la brausen, von einer Besprechung kommend, mitten durch den Feind. Sie kommen mit Treffern im Wagen davon, können aber den neuen Gefechtsstand bei Olevano nicht mehr erreichen und kehren allein zum alten Platz auf dem Monte Conforti zurück.

Wir versuchen unterdessen, mit wechselnden Befehlen bombardiert, das Vordringen des Feindes ins Tusciano-Tal zu verhindern.

### *10. September 1943*

Etwas Schlaf nach nächtlichem Wirrwarr unter Obstbäumen. Da Battipaglia verloren ist, ist der Rückweg zum Divisions-Kommandeur nur auf Umgehungen von über hundert Kilometern möglich. Ich spreche ein Kontingent der 222. italienischen Division, das mit seinen Offizieren auf der Flucht aufgegriffen wird.

Mittags entschliesst sich der la, da wir abgeschnitten bleiben, uns über Sant Angelo wieder heranzuziehen. Die Strassen sind teilweise mit Kolonnen verstopft. Über dem Seletal taucht aus Wolkenschleiern der Monte Alburno; Verwundetentransporte kommen uns entgegen. Ich entdecke etwas weiter im Mondlicht die ersten fünfzig gefangenen Amerikaner. Ich picke mit der Taschenlampe einen kleinen Irokesen aus dem Haufen und lasse ihn mit Erfolg vernehmen. Die meisten

Deutschamerikaner sind besonders stur und sagen nichts aus, obwohl sie oft noch deutsch sprechen; meist sind sie gute Soldaten, zum Teil glänzende Erscheinungen. Alle sind über ihren geringen Erfolg enttäuscht.

### *11. September 1943*

Schwere Kämpfe. Die Division «Hermann Göring» löst die 16. Panzer-Division bei Salerno ab und sperrt bis zum Vesuv. Battipaglia wird mehrmals erkämpft und wieder verloren, Amerikaner stossen südlich des Sele vor, besetzen die Sele-Brücke an der Strasse Eboli-Potenza, fallen uns in den Rücken und gefährden den Nachschub. Amerikanische Panzer brechen von Persano auf Eboli vor. Eine feindliche Fallschirmjäger-Division landet bei Tarent und marschirt auf Potenza vor, andere Verbände landen bei Brindisi und Bari. Das 31. italienische Korps hat in Kalabrien treu zu uns gehalten. Die Haltung der italienischen Truppen ist ganz verschieden. Der italienische König versicherte noch wenige Stunden vor dem Waffenstillstand dem deutschen Botschafter, dass er fest zum Bündnis halte. Unterdes ging die italienische Flotte bereits zum Feinde über, vernichtete unterwegs deutsche Fahrzeuge und vermehrte nunmehr den Tonnageraum der feindlichen Handelsflotte. In Frankreich und auf dem Balkan werden die italienischen Truppen entwaffnet, die Inseln des Dodekanes besetzt. Abendkrise.

### *12. September 1943*

Die 16. Panzer-Division wird dem LXXVI. Panzer-Korps (General Herr) unterstellt und südlich des Sele eingesetzt. Wir verlegen darauf den Divisionsgefechtsstand in die Obstwälder an der Strasse Eboli-Campagna. Der Eindruck besteht, dass der Feind sich wieder einschiffte, da der Durchbruch nicht gelang. Wir hatten bis gestern Abend an Gefangenen vierzig Offiziere und 1'500 Mann, dazu 48 Panzer-Geschütze erbeutet. Der englische Rundfunk berichtet, dass die 16. Panzer-Division am 9. September «fünf Stöße hartnäckig kämpfend» abgewiesen hat.

Die Garnisonen in Oberitalien werden entwaffnet, König und Badoglio sind geflohen, Kronprinz Umberto igelt sich mit seinen Truppen ein. Der Vatikan wird unter deutschen Schutz gestellt.

### *13. September 1943*

Es herrscht eigentümliche Ruhe. Der Eindruck besteht bei uns weiter, dass der Feind Kräfte abzieht. Falsche Siegesnachrichten werden durch ruhmbegierige hohe Führer in die Welt gesetzt und gelangen in den Heeresbericht. Vor dem Golf von Neapel vollführt die feindliche Flotte ein Scheinmanöver. General Herr erscheint bei uns. General Sieckenius schlägt ihm vor, die Front vom Golf von Salerno aufzugeben und nach Norden zurückzumarschieren. Wir opfern hier sinnlos Leben, Sprit und Munition. Dennoch befiehlt der Kommandierende General einen Vorstoss der 16. Panzer-Division gegen die Küste. Dieser gelingt zunächst mit allen Teilen, bleibt aber bald im verheerenden Feuer der feindlichen Schiffsgeschütze liegen. Salerno wird zurückgewonnen, geht aber durch neue Feindlandungen wieder verloren.

Mussolini wird einen Tag vor Auslieferung an die Alliierten auf abenteuerliche Weise durch deutsche Fallschirmjäger befreit.

### *14. September 1943*

Verstärkter Feindwiderstand. Neue Landungen. Vor den Golfen von Salerno und Neapel kreuzt eine feindliche Flotte mit Transportraum für gut zwei bis drei Divisionen, wie Luftbeobachter feststellen. Harte Kämpfe entbrennen an der Strasse Bellizzi-Battipaglia-Paestum bis zum Sele und um Persano.

Zum ersten Mal ein überwältigender Einsatz der feindlichen Luftwaffe. Rund tausend feindlichen Flugzeugen haben wir im Augenblick nur 69 Jäger und 37 Schlachtflugzeuge entgegenzustellen. Front- und Nachschubwege werden mit Bombenteppichen belegt. Ortschaften und einzelne Gebäude sinken schnell in Trümmer, Strassen werden durch riesige Bombenrichter aufgerissen, Kolonnen vernichtet. Die Schiffsartillerie deckt mit unbegrenztem Munitionseinsatz, Präzision schießend, Truppe und Stellung zu. Sherman-Panzer brechen bei Persano, Albanella und Battipaglia vor. Dreissig italienische Fallschirmjäger stellen sich uns zur Verfügung. Stalingrad-Nacht bei Vollmond, von Bombern pausenlos durchbraust.

### *15. September 1943*

Da die eigenen Verluste sehr stark sind, werden die Angriffe eingestellt, um unsere Kampflinie an der Strasse Battipaglia-Paestum als



Stellung auszubauen. Um Mitternacht bei Avellino gelandete englische Fallschirmjäger werden durch unsere Versorgungstruppen vernichtet, zersprengt und gefangen, bevor ihre Sabotage-Aufträge ausgeführt sind. Andere landen bei Baronissi und machen sich übel bemerkbar. Artillerief Feuer und Bombenangriffe. Ich lasse die Gefangenen vernehmen, bevor sie abtransportiert werden. In der Hauptsache sind es Amerikaner, Offiziere sagen nichts aus, aber durch Vernehmung der Mannschaften und Auswertung der Beutepapiere ergibt sich ein fast lückenloses Bild der Feindlage.

Engländer und Amerikaner scheuen sich, Blutopfer zu bringen und sich persönlich zu gefährden. Wir sollen allein durch Materialeinsatz vernichtet werden. Die Landung in Salerno sehen sie als missglückt an. Sie war mit dem italienischen Waffenstillstand zeitlich gekoppelt. Der Feind rechnete im Augenblick des Wirrwarrs und blutiger Auseinandersetzungen unter den einstigen Achsenpartnern mit einem Überraschungserfolg.

### *16. September 1943*

Mit dem Krad zu den Gefechtsständen. Eboli und Umgebung, besonders die Strassen, sind ein Trichterfeld geworden. Unsere Bataillone, die, ohne infanteristischen Widerstand zu finden, ununterbrochen dem Punktfeuer der Schiffsartillerie und Bomben ausgesetzt sind, zehren sich auf «wie an den Baum genagelt». Ein Feuer, wie niemand es in diesem Kriege erlebte. Grosse Leistungen geschehen im Verborgenen. Mussolini übernimmt im Auftrag Hitlers von Wien aus die Regierung Oberitaliens. Er ruft eine Republikanische Faschistische Partei aus, setzt seine Anhänger wieder ein, die Anordnungen Badoglio's ausser Kraft und geht, soweit dies bei der Menge möglich ist, mit den Abtrünnigen ins Gericht. Die Parteiabzeichen werden im ganzen Land plötzlich wieder hervorgesucht. Mussolinis Miliz stellt sich uns zur Verfügung. Im Süden kämpfen dagegen italienische Truppen an der Seite des Feindes gegen uns. Von Apulien her sind Teile der 8. englischen Armee unter Montgomery im Anmarsch.

Die Restauration des Faschismus, im Augenblick für Hitler ein politischer Erfolg, wird aber nur von kurzer Dauer sein und mit unserem Rückzug aus Italien enden. Der mühelose Sturz des Faschismus hat bewiesen, dass er abgewirtschaftet hat. Der moralische Zer-

fall Italiens ist auch ein Teil des deutschen Schicksals. Da hilft alle entrüstete Distanzierung nichts.

### *17. September 1943*

Unser Rückzug beginnt. Als erste Etappe wird die Front bis Eboli zurückgenommen. Der Stab zieht sich mittags nach Serra d'Arse zurück, zwischen Campagna und Contursi, wo wir in Obstgärten unterziehen. Die Bauernhäuser dort wurden in wilder Flucht verlassen, nur Haustiere, Esel, Hunde, Katzen, Hühner und Küken sind geblieben. Das Innere dieser Häuser wirkt urzeitlich. Die Lebensweise der Bauern hier ist heute noch die gleiche wie in ältesten Tagen vor der Griechen- und Römerzeit. Im geschwärzten Weinkeller stehen Wein- und Ölpresen, Weinfässer und Ölkrüge. Drei Stockwerke, bis unters Dach mit Vorräten gefüllt, mit Mais, Kürbissen, Feigen, Stroh und anderen nahrhaften Produkten, so voll, dass nur in zwei Gelassen Betten stehen können. Bis auf Tische, rohe Bänke und Bretterruhen sind keine Möbel vorhanden. Alles erweckt die Vorstellung von genügsamem, primitivem Leben in der Fülle der Natur.

### *18. September 1943*

In unserem Rücken springen feindliche Fallschirmjäger ab und überfallen Kolonnen und Einzelfahrzeuge. Italiener setzen Tausende von in Afrika gefangenen Engländern in Freiheit und bewaffnen sie. Englische Generale, die auf Ehrenwort interniert waren, entfliehen. Wir müssen Truppen für diesen Sonderkrieg einsetzen.

Bei Anbruch der Dunkelheit, von Bombern ungestört, Rückmarsch nach Norden. Ein letzter Blick auf den Alburno und die Ebene von Paestum. Waldbrände durch Bomben und abgestürzte Flugzeuge schwelen an den Berghängen, leuchten in der Nacht. Erst spät erhebt sich der Mond aus dichtem Gewölk. Schwere Panzer, die mit äusserster Mühe die engen, gewundenen Strassenschluchten der Bergdörfer passieren, und der übliche Kolonnenwirrwarr sperren die Strassen. An den engsten Stellen müssen Häuser umgelegt werden. Angstvoll geistert das Volk um seine Wohnstätten. Mit Energieaufwand und Gebrüll wird das Chaos entwirrt. Jenseits des Klosters Materdomini, dessen riesige Mauerflächen vom Mond hell beschienen sind, geht es schneller voran. Über der herrlichen Landschaft steht jetzt ein klarer

Sternenhimmel. Bomben fallen, Brände begleiten den Weg talwärts. Wir ziehen beim Morgengrauen am Gebirge südlich Lioni nahe der Strasse Avellino-Potenza in einen Hohlweg und schlafen.

### *19. September 1943*

Abends Weitermarsch über Avellino nach Caserta, unbehelligt durch Fallschirmjäger, die bei Montella und Avellino absprangen, unbehelligt auch durch Flieger. Man sieht ausgezeichnet in diesen hellen südlichen Sternennächten. Wieder leuchten Waldbrände dem auf gewundenen Strassen über die Berge kriechenden Heerwurm voran. Avellino ist ein brennender Trümmerhaufen. Von Bomben Erschlagene liegen umher. Da viele Strassen unpassierbar sind, irren wir in Richtung auf den Monte Vergine ab und müssen umkehren, wodurch Verwirrung entsteht. Prachtvoll ist die autobahnartig ausgebaute Strasse durch das Gebirge nach Neapel, die wir am Ausgang der Berge verlassen, um durch teilweise bombenzerstörte Ortschaften nach Caserta zu fahren. Das Schloss liegt im Mondschein. Wir ziehen im Jagdпарк von San Leucio unter, der von chinesischen Mauern eingefasst ist.

### *20. September 1943*

Wir entdecken an den oberen Kaskaden des Parks von Caserta einen für das königliche Haus reservierten englischen Parkteil, anscheinend um 1760 angelegt, der die grossartigste Vereinigung von Prachtexemplaren seltener Baumarten darstellt, die man in Europa sehen kann. Dorthin verlegen wir den Gefechtsstand. Da der Zugang durch das Schloss Caserta und die Kaskaden-Achse hinauf wegen der feindlichen Flieger geschlossen bleiben muss, erfolgt die Anfahrt über den Schlosshof von San Leucio und das obere Kaskadenrondell mit den Marmorgruppen Dianas und Aktaeons. Sehr schön ist die mit Barockbildwerken geschmückte Terrasse, die eine ungeheure, im Halbrund geführte Treppe einfasst und deren edles Gestein bei Dämmerung und Mondlicht leuchtend sich von gestutzten Laubwänden, Lorbeer und Steineichen abhebt.

Ich schlage meine Residenz in einer Felsgrotte auf, die um eine zweitausendjährige Eibe herumgebaut wurde. Der karolinische Aquädukt, der die Gärten mit Wasser versorgt, speist Wasserfälle, die innerhalb der Grotte in ein klares Becken rauschen, das von Farnen,

Zwergpalmen, Lattich, Lorbeer eingefasst im Schatten von Zedern, Pinien und Zypressen ruht. Im Hintergründe öffnen sich künstliche Felsen zu einer römischen Badegrotte, in deren Nischen antike Marmorstatuen stehen. Eine Venus steigt eben ins Bad. Durch den Blätterdom und die geborstenen Wölbungen der Grotte fällt Sonnenlicht, vielfältig gebrochen, in dies immer kühle, wasserdurchrauschte Zaubereich, in dem wilde Orchideen und Asphodelen blühen und der Froschkönig regiert.

Sonst gibt es Rosengärten und Apfelsinenterrassen, Treibhäuser und Orangerien. Die Landser duschen sich unter Fontänen und spritzen sich gegenseitig mit Gartenschläuchen. Es gibt erstaunliche Exemplare amerikanischer Koniferen, deutsche Linden, Buchen und Kiefern, japanischen Zwergahorn, alle Arten von Palmen, Araukarien, Katalpen, Tulpenbäume, Teiche mit Inseln und üppiger Wasserfauna und überall künstliche Ruinen aus Fragmenten antiker Bau- und Bildwerke zusammengesetzt. Ich fahre mit dem Wagen längs der Kaskaden an getarnten Flakstellungen vorüber zum Schloss und durch die Bosketts des Parco Reale. Hier lockt ein riesiges architektonisches Wasserbecken mit einem Inselpavillon, dort eine Miniaturfestung für die Prinzen oder ein «Liebesturm», zu dem eine Zugbrücke über den Graben führt. Marmorbildwerke trauern in verwilderten, sternförmig von Alleen gekreuzten Bosketts. Das Prunkstück sind die Kaskaden mit ihrem überreichen plastischen Schmuck. Da gibt es Meeresungeheuer, bereit, Ströme auszuspeien, da wimmelt, was von amphibischen Gottheiten vorstellbar ist. Wunderschön ist der Blick von den Kaskaden abwärts zum Palast, noch grossartiger von der Grotte am Monte San Silvestro, aus der die Wasser hervorbrechen. Von hier gesehen durchschneidet die Gesamtanlage streng das blühende Land. Jenseits des Schlosses setzt sich die Platanenallee unabsehbar bis Neapel fort, halblinkt der gegen Abend klar hervortretende Vesuv. Auch Capri und Ischia sind zu sehen. Das Ganze ruht wie eine Muschel in das Amphitheater des Gebirges gebettet, an dessen linker Flanke ein Bündel von hell bestrahlten Türmen auftaucht, die Burgen und Kuppelkirchen von Maddaloni.

Unsere Kriegslage entspricht kaum der klassischen Schönheit unserer Umgebung. Der Feind hat eine Front Salerno-Contursi-Potenza-Altamura-Molfetta gebildet und sucht die Ebene von Foggia zu ge-

winnen, von der aus er die Adria beherrschen und nach dem Balkan übersetzen kann. Der Schwerpunkt des Angriffs liegt aber im Westen gegen Neapel und Rom. Bei Salerno und Contursi drückt der Feind mit Gewalt und filtrierte sich, von Italienern geführt, mit Maultieren über die Gebirge heran. Der König und Badoglio sind in Brindisi unter englischem Schutz. In Russland sieht es ernst aus. Der Angriff der Sowjets gewinnt immer schneller an Boden. Die in Massen eingesetzte sowjetische Artillerie bereitet uns Verluste von bisher unbekannter Höhe. Die völkermordende Materialschlacht hat wieder eingesetzt, wie wir sie vom Ersten Weltkrieg her noch in Erinnerung haben.

### *21. September 1943*

Nachts leuchtet der abnehmende Mond über Kaskaden, Wasserbächen, Marmorfiguren und durch exotische Blätterpracht in unsere durchplätscherte Feengrotte. Mit der Morgenröte erwachen in Klöstern und Dorfkirchen um den Park die Glocken und geben sich Antwort, melodisch aufeinander abgestimmt.

Mein Weg führt oft in das Schloss Caserta und das Lazarett im Franziskanerkloster daneben, um die vielen Offiziere der italienischen Fliegerschule aufzuspüren, die hier noch herumgeistern. Wir haben Befehl, alle waffenfähigen Italiener nach Norden abzutransportieren. Freiwillige Meldungen, zu denen aufgefordert wurde, sind selten. Das Volk ist vollkommen zermürbt, betrogen und im Begriff, zwischen Mühlsteinen zermalmt zu werden. Den Waffenstillstand hat es sich anders vorgestellt. Alle Fabriken, Gas- und Wasserwerke, Magazine und so weiter werden gesprengt, Lebensmittel und Vorräte jeder Art fortgeführt, um dem Feind nichts zurückzulassen und ihn zu zwingen, die geräumten Landesteile mit seinen Schiffen zu versorgen.

Umweg zum XIV. Panzer-A.K. über Caserta-Vecchia, dessen weit hin sichtbare Monumente fast verlassen auf kahler Bergkuppe liegen. Auf der in Windungen heraufführenden Strasse flieht die Bevölkerung Casertas mit hochbepackten Karren ins Gebirge. Alt-Caserta versteckt sich hinter dem gewaltigen Rundturm seines Kastells. Nur wenige zerbröckelnde Häuser und übelriechende Winkel umgeben die schöne Kathedrale Campaniens, eine mit griechisch-römischen Säulen und Kapitellen von den Normannen erbaute Basi-

lika. Flache Holzdecken, unverputzte Mauerflächen, mittelalterliche Grabmäler von Bischöfen und Rittern, Bildwerke in der Art der Pisani, eine archaische Himmelskönigin mit Kind, Marmorreliefs mit singenden Engeln. Dieser ehrwürdige verlassene Dom ist das Gotteshaus kümmerlicher Heloten und Tummelplatz von Archäologen geworden. Den Mittelpunkt der campanischen Landschaft zu Füßen der Kathedrale bildet der Riesenblock des Schlosses von Caserta, auf dem Schnittpunkt des ungeheuren Achsenkreuzes der Platanenalleen und Kaskaden, ein Denkmal absoluten Königtums, das geistig ordnende Macht ausstrahlt.

*22. September 1943*

## **Caserta**

Ich untersuche, gefolgt von einem Stab deutscher und italienischer Offiziere, das Schloss Caserta, fünf Geschosse und auch die Keller Räume, die sich wie Piranesi-Grotten unter dem ganzen Palast ausbreiten.

In Begleitung der Museumsbeamten, Gelehrten, Offiziere, Haus- und Schlüsselverwalter erfolgt die Besichtigung des Appartamento Reale. Der italienische König übergab Caserta dem Staat und reser vierte sich diese Gemächer. Die Marmortreppe zum grossen Vestibül hinauf, über dem sich nach dem Plan Vanvitellis eine Zentralkuppel aufwölben sollte. Gegenüber liegt die Schlosskapelle, die wie ein riesiger Schrein aus Halbedelsteinen schimmert. Vorbild für diese Kapelle war die von Versailles, die edler wirkt, weil sie in Sandstein, nicht in buntem Marmor wie hier ausgeführt wurde. Diese Dreiheit: Treppenhaus, Vestibül und Kapelle bildet den grandiosen Kern des Schlosses und der gesamten Planung Vanvitellis, nirgends wurde sie als Raumfolge wieder erreicht. Der Rest des Schlosses aber entspricht diesem Auftakt nicht. Es fehlt ein grosser Festsaal als Zentrum der Flucht von Paradesälen, es fehlen alle Innendekorationen der Erbauungszeit bis auf wenige barocke Deckenbilder. Die differenzierten Raumkunstwerke des deutschen Spätbarock kennt das Königreich Neapel nicht. Dafür ist ein Saal wie der andere klassizistisch ausgeschmückt, zum Teil erst nach der Restauration, nach der Vertreibung Murats, darunter auch der Thronsaal. Noch aus dem XVIII. Jahrhundert stam-

men die Räume der Königin Maria Caroline, Tochter Maria Theresias. Auch von König Ferdinand finden sich noch mancherlei Spuren. Gemälde und Möbel aus den Schlössern von Neapel wurden hier geborgen.

In der Ahnengalerie dominieren die Habsburger, die Familie Maria Theresias. Man sieht, wie ihre Züge, die blauen Augen, das blonde Inkarnat des Hauses Österreich auf die Bourbonen übergehen. Die Reihe beginnt mit Philipp V. von Spanien, Urenkel Ludwigs XIV., vermählt in letzter Ehe mit Elisabeth Farnese, der Erbin von Parma. Deren Sohn war Carl III., zuerst König von Neapel, dann von Spanien, der Erbauer von Caserta. Der Enkel Ferdinand I., ein Philanthrop, der sich mit seiner Familie in Bauerntracht malen liess und in San Leucio einen kommunistischen Miniaturstaat gründete. Er hatte viele Kinder. Die Königin, als junge Frau edel, hochfahrend, überzüchtet, Rokoko, war im Alter ohne Grösse, die Freundin der Lady Hamilton. Die Kinder auf brillanten Portraits gesund und lebensvoll, tragen im Alter Züge des Verfalls bis zur Karikatur. Bei den spanisch-neapolitanischen Bourbonen beobachtet man ständiges Sinken. Sie heirateten nur im engsten Familienkreis. Die vorletzte Königin, Infantin von Spanien, trägt zwei Diademe übereinander gestülpt. Vom letzten Königspaar gibt es nur noch verblichene Photos, klägliche Nachfahren der Paradebildnisse von einst. Letzter Glanzpunkt: Königin Maria Sophia, Herzogin in Bayern, die Heldin von Gaëta, die ich als alte Frau, 1920, noch in München sah, sechzig Jahre nach ihrer Entthronung. Sie hat den neapolitanischen Bourbonen vor der Geschichte einen ehrenvollen Abgang gesichert. Auf den zeitgenössischen Gemälden, die den Thronverzicht Karls III. zugunsten seines kleinen Sohnes Ferdinand I. und die Grundsteinlegung von Caserta darstellen, sieht man den Baumeister Luigi Vanvitelli, einen eleganten, mit Orden geschmückten Kavalier, die Pläne in der Hand. Auch die Dynastie Bonaparte ist in Staatsportraits vertreten, darunter der wie ein Brigant aussehende Murat.

Bomben, die in der Nähe fielen, haben Fenster eingedrückt, Vorhänge zerfetzt, Glassplitter über die Parketts gestreut. Kleinere Brände wurden gelöscht.

Das Schloss beflügelt meine Phantasie: Zwei Kanäle waren zu beiden Seiten der Platanenallee nach Neapel geplant, damit man in Gondeln

von einer Residenz zur anderen fahren konnte. Rings um das Schloss sollte man wieder Terrassen mit Broderieparterres und viel Taxus anlegen, wie sie einst bestanden haben. Das Hauptparterre bis zu den Bosketts würde ich zu «Wasserparterres» machen, riesige Becken mit reich profilierter, an den Ecken geschweifter Umrandung und Fontänen in der Mitte. Der Monte San Silvestro über der Grotte, aus dem die oberste Kaskade hervorbricht, wäre mit einem Château d'Eau, Belvédère oder einer Gloriette zu bekrönen von der Grösse des «Herkules» in Wilhelmshöhe. Die im Gegensatz zu Wilhelmshöhe unharmonische Gestalt des Gebirges im Hintergrund würde dadurch einen beherrschenden Mittelpunkt bekommen. Bezeichnend ist für Caserta der Unterschied des streng Geformten zu wilder, starrer Bergwelt, im Gegensatz zu deutschen Fürstensitzen, die, in bewaldete Mittelgebirge gebettet, in die Landschaft hinüberfliessen. San Leucio und andere königliche Villen, Lust- und Ziergebäude, beleben die Landschaft zu beiden Seiten der Kaskaden.

Farbenglorie eines italienischen Herbstabends.

*23. September 1943*

## **Neapel**

Die Zerstörung Italiens vollzieht sich in weit furchtbareren Formen, als zu erwarten war. Wofür wird dieses Volk bestraft – für das geduldige Ertragen der Gewaltherrschaft, die es in den Krieg führte, oder für den Verrat am ungeliebten Bündnispartner?

Der Gegensatz dieses Untergangs zu einer Natur, die sich an verschwenderischer Fülle und paradiesischer Schönheit nicht genug tun kann, ist von schmerzlicher Gewalt.

In greifbarer Nähe, schon vom Feind besetzt, liegt Capri und das Vorgebirge von Sorrent, das Meer funkelt in leuchtendem Blau.

In lichtesten Farben baut sich Neapel an den Hügeln auf, äusserlich noch ein stolzes Konglomerat von Schöpfungen aller Kulturen, die diese Metropole formten. Aber der Vesuv mit seinen Rauchfähnchen regiert nicht mehr das superbe Bild. Brände lodern, schwarze Rauchschwaden aus gesprengten Gas- und Ölbehältern ziehen über Himmel, Stadt und Meer. Noch massenhafter als sonst wogt das Volk durch die Strassenschluchten, vermehrt durch zurückströmende Flüchtlinge.



Sie erwarten die nah bevorstehende Landung der Engländer in der Hoffnung, damit den Schrecken des Krieges überhoben zu sein.

Die Hungersnot ist bereits so gross, dass alte Menschen im Rinnstein verenden, während die Umwelt in ihrer Lebenslust den hemmungslosen Leichtsinn der Mittelmeerwelt demonstriert. An Stellen, wo Wasser noch aus geborstenen Leitungen zutage tritt, balgen sich Menschenknäuel um jeden Tropfen. Es wird geplündert und vergewaltigt, soweit Frauen und Mädchen sich nicht selbst anbieten. Fabriken, Wasser- und Gaswerke, Hafen und Bahnanlagen werden gesprengt, ganze Stadtteile in Trümmerhaufen verwandelt. Es stürzt und brennt, Bomben fordern Opfer. Aber wie wenig wird damit erreicht! Bei Tage zeigt sich die Masse gefügig, bisweilen sogar freundlich, nachts schiesst es aus dem Hinterhalt. Dazu tritt die Menschenjagd. Alle Männer im wehrfähigen Alter werden, soweit sie sich auf unsere Aufrufe hin nicht freiwillig meldeten, mit Gewalt zusammengetrieben und als Arbeiter nach Deutschland geschafft. Wo ein deutscher Wagen sich im Gelände zeigt, flüchtet das Volk in seine Schlupfwinkel. Die Mehrzahl der Gefährdeten rettet sich ins Gebirge. Namenlos ist der Jammer der auseinandergerissenen Familien. Viele ergeben sich in ihr Schicksal, um dem Hunger und kommender Arbeitslosigkeit zu entgehen, denn alle Fabriken sind zerstört, alle Lebensmittel beschlagnahmt. Doch gibt es auch noch Italiener, die bereit sind, an unserer Seite weiterzukämpfen. Sie werden unter italienischen Offizieren zu geschlossenen Verbänden zusammengefasst.

Es zeigt sich, dass die Italiener kostbarste deutsche Materialien, die wir ihnen geliefert und an denen wir selbst Mangel haben, Edelstahl, Stoffe und dergleichen, nicht für Kriegszwecke verwendet, sondern gehortet oder ins Ausland verkauft haben.

Für die eigenen Truppen besteht Gefahr der Verrohung, Räuberei und Aufhebung der Disziplin, trotz aller Befehle, die dagegen erlassen werden, und aller eingesetzter Offiziers- und Feldgendarmiestreifen. Die Luftwaffe zeigt sich weitgehend demoralisiert. Sie wird diesmal die Rolle der Matrosen von 1918 spielen, lässt unersetzliches Heeresmaterial in Feindeshand fallen, um Beutegut auf Lastkraftwagen nach Norden abzuführen.

Am meisten haben die Pioniere zu tun, um die zerbombten Strassen und Brücken wieder instand zu setzen, Notbrücken und Zufahrts-

wege zu bauen. Regimenter sind mit der Bekämpfung der sich überall zusammenrottenden, noch bewaffneten Italiener, dem Abtransport der waffenfähigen Zivilisten, der Bergung von Heeresgut und Vorräten aller Art beschäftigt.

Der Feind bildet langsam eine geschlossene Südfront von Apulien über Potenza bis zum Vesuv, drückt vorwärts nach Norden, landet in Sardinien und Korsika.

*24. September 1943*

### **Caserta**

In der Frühe zum Panzerregiment. Weiter zum Castell Vecchio, im Jagdпарк von San Leucio, über dem Volturnotal herrlich gelegen, das älteste der Lustgebäude um Caserta, ein dreistöckiger Palazzo mit offener Loggia, heute verfallen, von Briganten und ihrem Vieh bewohnt. Diese vielen königlichen Jagd- und Lusthäuser in riesigem ummauerten Park erinnern an die kaiserlichen Residenzen in den Westbergen bei Peking und in Jehol. Besonders hübsch und noch eingerichtet ist ein kleines Jagdschloss am Monte San Silvestro, in dem sich unsere Nachrichtenabteilung niederliess. Es ist in Hufeisenform gebaut. Über der Durchfahrt in der Mitte als zweiter Stock ein Saal mit Schlaf- und Waschkabinett für König Ferdinand I, dessen Profilbild dort noch vorhanden ist. Die Einrichtung besteht, ganz wie in den kleinen Schlössern des Fürsten Franz von Dessau, aus einfachen klassizistischen Möbeln, pompejanischen Dekorationen, Deckenbildern. An den Wänden Farbstiche von königlichen Residenzen und Landschaften um Neapel. Unten ein rustikales Esszimmer, eine Küche voll alter Fayencen. Das Haus liegt auf schmaler Anhöhe im Wald mit Terrassen, Gärten zu beiden Seiten, einem Pinienboskett und von Bergen umrahmter Aussicht ins Tal, das Wohlgelegenste, was man sich vorstellen kann. Wie einheitlich waren damals noch die geistigen Tendenzen in Europa, wie sicher das Formgefühl.

Ich fahre nach Pignataro, nördlich Capua, überquere den Volturno, da alle massiven Brücken weithin durch Bomben zerstört, auf einer behelfsmässigen Brücke bei Cajazzo. Auf der Rückfahrt mache ich am Monte San Silvestro Halt, um die Stelle zu suchen, auf der mein Château d'Eau aufzutürmen wäre. Dabei entdecke ich genau dort die

Fundamente eines Rundtempels. Ich bin in Betrachtung der tief unter mir sich ausbreitenden Gärten von Caserta versunken, als plötzlich eine feindliche Bomberstaffel von Norden anfliegt. Flaksplinter sausen herum. Ich sehe die Flugzeuge wie Geier auf den Palast von Caserta stürzen, höre Detonationen, sehe das Dach einbrechen und Schuttwolken aus dem Innern aufwirbeln, eile durch den Park hinab, finde die Schosshöhe vom Geschrei wahnsinnig gewordener Frauen erfüllt, die mit Kindern auf dem Arm irr umherstürzen. In drei Höfe fielen schwere Bomben, Luftminen ins Gebäude, selbst Kellergewölbe barsten, Fundamente wurden gefasst, doch entsteht nicht der geringste Riss in dem für die Ewigkeit gefügten Mauerwerk. Lawinen von Fensterscheiben prasseln herab. Im Treppenhaus wogen noch Schuttwolken. Die königliche Kapelle ist zur Ruine geworden, das Gewölbe geborsten, Marmorbekleidungen sind zusammengestürzt, Gemälde zerstört. Die nächsten Stunden sind wir damit beschäftigt, den Frauen und Kindern zu helfen, die Verwundeten zu verbinden und die Toten zu bergen.

#### *25. September 1943*

In Flugblättern fordern König Victor Emanuel und Badoglio das italienische Volk auf, an der Seite des Feindes gegen uns zu kämpfen und uns mit allen Mitteln des Guerillakrieges in den Rücken zu fallen. Der Waffenstillstand, noch am gleichen Tage nach den heiligen Treueversicherungen vom König und seinem Generalstabschef geschlossen, war des Verrats schon genug; vom Verbündeten aber unmittelbar zum aktiven Feind zu werden, das jedenfalls hat wohl ein König bisher noch nicht über sich gebracht.

#### *26. September 1943*

Der Kommandeur des Panzergrenadier-Regiments 79 erhält Befehl, mit seinem Regiment von den Wehrfähigen in Neapel soviel wie möglich aufzugreifen und abzuführen. Allen Verbrechen sind Tor und Tür aufgetan. Die Dinge beginnen zu schwimmen. Wir stemmen uns mit allen Kräften dagegen.

Ich muss zum Kommandeur nach Neapel. Im Chaos der Brände und Sprengungen gibt es noch Inseln, wo Ordnung und Friede herrscht. So Schloss und Park Capodimonte, wo, von ein paar wach-

samen Carabinieri und getreuen Bediensteten in Livreen des 18. Jahrhunderts beschützt, die fünfundsiebzigjährige Herzoginmutter von Aosta noch residiert. Aus ihren Fenstern sieht sie die fortschreitende Zerstörung Neapels und erwartet die Landung der feindlichen Flotte, möglicherweise auch mörderische Kämpfe um die Stadt. Der Feind, dem die Situation wohl bekannt ist, hat Capodimonte mit Bomben verschont. Auf dem Dach weht noch die königliche Flagge mit Wappen und Krone. Die Tore werden geschlossen gehalten, und der grosse Bezirk ruht, von der Katastrophe umbrandet, wunderbar gehalten in paradiesischem Frieden. Ich werde von den Getreuen der Krone höflich begrüsst. Der Kammerherr der Herzogin, Admiral a. D. Graf S., erscheint, zunächst erschrocken, dann aufatmend und macht mit Courtoisie die Honneurs. Ich besichtige mit beträchtlichem Gefolge in den verschiedensten Uniformen die Umgebungen des Schlosses, das Stadt, Meer und Vesuv überblickt. Der Innenpark ist englisch angelegt und voller Palmen; der 114 Hektar grosse und sechs Kilometer im Umfang messende «Bosco» ist noch wie zur Barockzeit durch gerade, geschorene Alleen gegliedert. Fünf von ihnen strahlen von einer prächtigen Toranlage aus, sehr still, sehr feierlich. Leider habe ich keine Zeit zu grösserem Rundmarsch. Zeremoniöse Verabschiedung von dieser letzten Oase des verfeimten Hauses Savoyen.

Vom Castell San Elmo bietet sich ein besonders grausiger Blick auf die brennende, von Rauchwolken überlagerte Stadt, in der ständig Sprengungen unter Getöse wie Krater aufbrechen. Ein unbestimmter Himmel von sehr farbigem Grau darüber, der Golf dunkel und ernst, der Vesuv und die Berge von Sorrent von Wolken umbraust.

Es regnet etwas, hier und da Sonnenstrahlen, die auf das Meer, die Inseln und das Vorgebirge fallen.

Es ist eine ausserordentlich klare Sicht. Mit dem Glas sind an den feindbesetzten Gestaden der Inseln Capri, Ischia und des Golfs jedes Haus und alle Einzelheiten erkennbar. Die neuen Viertel Neapels auf den Hügeln blieben ziemlich unversehrt; südlich unbeschwert promeniert hier die Eleganz.

Weiter geht es auf der Höhenstrasse vom Vomero zum Posilipp. Auf dem Plateau des Vorgebirges liegt die noch unvollendete Prachtanlage des Parco di Bellezza. Wir blicken hier bei überklarer Sicht durch ein

Scherenfernrohr dem Feind bis in den Magen. Unten schäumt die Brandung in Felshöhlen hinein und gegen Klippen, auf denen Reste von Römerbauten erkennbar sind, dunkel überschattet von Piniengehölz. Hier ist alles zum bevorstehenden Kampf gerüstet. Dieser sonst vergnügteste aller Erdenwinkel wirkt ausgestorben, Häuser und Gärten stehen verlassen, die Musik ist verstummt. Doch der betörende Reiz ist geblieben, Neapel bringt zum Bewusstsein, wie sehr man dieser schönen, unvollkommenen Welt verhaftet ist.

Dunkel prallen die Wogen gegen den verlassenen Quai von Villa Nazionale und Castell dell'Ovo. Wir fahren schnell und vorsichtig ausbiegend an brennenden Hotels von Santa Lucia vorüber. Alarmsirenen gellen, doch niemand sucht Schutz, Neapel wird nicht mehr bombardiert. Im Angesicht der verwüsteten Residenz werden die letzten Hafenanlagen gesprengt. Es gibt nur wenige Fahrzeuge, dafür wimmelt die Altstadt von Menschen. Mitten im Labyrinth liegt die Ruine von Santa Chiara, in der die kostbarsten Grabmäler Neapels zugrunde gingen. Ich sehe die aus Facettenblöcken getürmte und in ausschweifenden Voluten ausklingende Fassade von Gesu Nuovo mit der Pestsäule davor und viele andere Kirchen, Plätze, Tore, Paläste, soweit die Gassen nicht durch Haufen Unrats, der nicht mehr abgefahren wird, und durch zusammengestürzte Häuser verbarrikadiert bleiben.

### *27. September 1943*

Die Division wird auf den Küstenabschnitt nördlich Neapel zurückverlegt, um eine Verteidigungsstellung nördlich des Volturmo zu beziehen.

Tropische Gewittergüsse nach langer Dürre. Die Natur atmet auf. Ich wandere nach dem Regen durch den duftenden, erfrischten Park von Caserta und krieche in Grotten unter den plötzlich wieder rauschenden Kaskaden, bin in der Abendröte auf der Terrasse mit dem Blick, die Wasser hinab, auf Caserta, den Vesuv und das brennende Neapel.

Ich schlage in dieser Nacht mein Feldbett in den Gewölben meiner Grotte auf, in einer Säulennische zu Füßen eines marmornen Götterbildes, ringsherum die Kameraden. Im Schein der Kerzen treten Gessimse, Kassettendecke und eindrucksvoll die Standbilder aus der Finsternis hervor. Nachts erleuchten Blitze die Bogenöffnungen zum

Grottenteich, lassen Ur-Eibe, Palmenwildnis und Wasserfälle gespenstisch sichtbar werden, während der Regen durch Baumkronen und geborstene Gewölbe rauscht. Tropendüfte und Fledermausgeruch. Jenseits der Parkmauer führt das Panzerregiment Krieg gegen bewaffnete Banden.

*28. September 1943*

## **Neapel**

Der Kommandeur des Regiments 79 begibt sich mit einem Bataillon zum Männerfang nach Neapel, bezieht seinen Gefechtsstand in einer Zimmerflucht von Capodimonte und verhindert dadurch, dass das Schloss von einem soeben eintreffenden Sprengkommando des XIV. Panzer-A.K. in Trümmer gelegt wird. Die begreiflicherweise erschrockene Herzogin von Aosta bittet, mit ihrem Hofstaat nach Florenz entfliehen zu dürfen, ändert jedoch ihren Entschluss nach langem Gebet in der Schlosskapelle, entlässt die bereits gestellten Wagen und bleibt. Durchbohrende Schreie gellen aus allen Stadtvierteln, in denen die Männer aus Schlupfwinkeln ans Licht gezerrt und zusammengetrieben werden. Die Neapolitanerinnen, jede eine Niobe, werfen sich schützend vor die geraubten Männer, stürzen mit gerungenen Armen vor den Soldaten in die Knie und flehen um Gnade. Der Kommandeur steht auf dem Marktplatz und schaut sich das von ihm innerlich scharf abgelehnte Desaster an. Feldmarschall Kesselring möchte Hitler eine Platte von 170'000 Italienern auf einmal servieren.

Und wie wir voraussagten, so trifft es ein: Die Bevölkerung, bisher im Privaten freundlich, gute Miene zum bösen Spiel machend, bäumt sich auf. Ein Aufstand, angeblich von englischen Offizieren geführt, bricht los. Alle Luken öffnen sich, und konzentriertes Feuer von Maschinengewehren, Granatwerfern und Handwaffen aller Art prasselt auf die deutschen Truppen ein. Es wird wiedergeschossen, man wälzt sich im Blut. Sinnlos werden unsere Soldaten hier hingeopfert, Posten, Wachtruppen, Beutekommandos, Heeresmaterial. Weitere Truppen werden in den Strassenkampf geworfen. Artillerie, Infanteriegeschütze, Granatwerfer eingesetzt, wobei im alten Stadtkern viel in Trümmer sinkt. Es gelingt, die wichtigsten Positionen, wie Quästur und Kommandantur, wiederzugewinnen. Zur Nacht tritt

eine Kampfpause ein. Gleichzeitig erfolgen Feindlandungen bei Castellamare und Torre Annunciata. Montgomery besetzt Foggia.

### *29. September 1943*

Der Aufstand in Neapel setzt mit doppelter Wucht wieder ein. Wir sind trotz aller aufgebotenen Truppen und Panzer nicht mehr imstande, die Lage zu meistern. Die Armee Clark drückt mit Panzern gegen unsere Auffanglinie am Vesuv. Hier Bombenteppich, geisterhafte Beleuchtung des Gebirgsrunds unter Regenbogen.

### *30. September 1943*

In Neapel noch immer Strassenkämpfe mit Panzern, Artillerie, Granatwerfern, Infanteriegeschützen, während die feindliche Flotte im Golf feuert und die englische Vorhut den südlichen Stadtrand erreicht. Schreie, die niemand vergessen wird, der sie gehört hat. Dicke Bündel von 100-Lire-Scheinen werden den Soldaten für Freilassung Festgenommener geboten. Frauen beissen sich in Stiefel und Uniformen fest. Im Schlossbereich Capodimonte beteiligen sich Hofbediente und Carabinieri an der Schiesserei. Granatwerfer des Regiments nehmen darauf einen Palastflügel und die Communs unter Feuer und machen damit dem Privatkrieg der Livrierten schnell ein Ende. Die Herzogin, der Admiral und der Hofstaat werden im Hof versammelt. Dem Admiral, der auf Ehrenwort erklärt, dass nicht mehr geschossen wird, sagt ein Hauptmann ins Gesicht, dass es für ihn das Ehrenwort eines italienischen Offiziers nicht mehr gebe und dass kein Hund vom König ein Stück Brot mehr nehme. Die erste Fanfaronade lässt dem Admiral die Knie wanken, die zweite auch die tapfere Herzogin erbleichen, der im Übrigen nichts geschieht.

Gegen Abend endet der Sacco di Napoli; die Engländer rücken ein.

### *2. Oktober 1943*

Da der Vormarsch Montgomerys bei Termoli uns im Norden zu umfassen droht, wird die 16. Panzer-Division quer durchs Gebirge zur Adria gezogen. Abmarsch mittags bei starkem Regen, der die Kolonnen vor Überfällen durch Feindbomber schützt, die auf der ganzen Marschstrecke Strassen, Brücken und Ortschaften übel heimgesucht haben. Schwieriges Herausziehen der schweren Waffen aus aufge-

weichtem Boden. Wir umfahren den Gebirgsstock des Monte di Matese. Alle Täler sind bis weit in die Berge hinauf auf altem Kulturboden sorgfältig bebaut. Die italienischen Gebirgländer verfügen über mehr fruchtbares Gebiet, als man vermutete. Ich bedaure, nicht im Frieden als Maler dieses Gebiet bereisen zu können. Hier bieten sich lapidare Häusergruppen vor Felswänden an, dort umhüllen Regenwolken den Gebirgskamm, oder klassische Prospekte, wie Goethe sie aufnehmen liess, entfalten sich mit Eichengruppen als Vordergrund. Gestutzte Pappeln wachsen an Bachrändern. Das Laub der Alleen verfärbt sich herbstlich.

### *3. Oktober 1943*

Die Division marschiert über Palata auf Termoli. Wir fahren ohne Licht in endloser Kette etwa hundert Kilometer auf schmalen, gewundenen Gebirgsstrassen bis Acquaviva, tiefe Täler und Schluchten bei Nacht auf schmalen Brücken, teilweise ohne Geländer, überquerend. Von der Adria her brauen Gewitter heran, vor denen Bergstädte aufleuchten. Wolkenbrüche die ganze Nacht. Blitze erleuchten grell die Bergnester, in denen das Volk, dunkelgeballt, die nächtliche wilde Jagd mit Spannung verfolgt. Unheimliche Fahrt um jähe Kurven an steilen Abhängen ohne Licht im Toben der Elemente.

### *4. Oktober 1943*

Ausserordentliche Leistung aller Fahrer, die Nächte hindurch bei schlechtestem Wetter auf halsbrecherischen Wegen gefahren sind. Der Feind vor Termoli wird ab neun Uhr in die Zange genommen.

### *5. Oktober 1943*

Nachts feuern Schiffsgeschütze von der Adria her. Das Panzer-Regiment rollt an. Grösste Sorge macht die Spritversorgung, da die Entfernungen weit sind und die an sich schon beschwerlichen Strassen beständig bombardiert werden. Um 12 Uhr tritt die gesamte Division mit Panzern zum Stoss auf Termoli an, doch fehlt es an Kräften, die Schluchten zu säubern, in denen der Feind sich, den Angriff vorüberrollen lassend, festsetzte. Wieder feuern Kanonenboote und Kreuzer auf unsere Versorgungsstrasse längs des Meeres. Auch die durch Feindpanzer bedrohte Ostflanke am Biferno bleibt ungedeckt. Die



englische Luftwaffe bombardiert Verkehrsknotenpunkte und Artilleriestellungen, greift in absoluter Luftherrschaft fast ununterbrochen Strassen und Einzelfahrzeuge an, so dass jeder Versorgungs- und Meldeverkehr behindert wird. Im Ganzen schlägt sich die Truppe ausdauernd und tapfer.

#### *6. Oktober 1943*

Heute sollte Termoli fallen, doch der Feind kommt uns durch einen Stoss mit Artillerievorbereitung, Panzern und Infanterie zuvor. Jeder Meter muss gegen feindliche Materialüberlegenheit erkämpft werden. Mittags werden eigene Panzer zum Stoss aus linker Flanke zusammengefasst, der auf Feindkräfte prallt, die eben zum Angriff vorgehen.

Die englischen Panzer durchstossen, begleitet von Infanterie, unsere dünne Front und gelangen bis über San Giacomo hinaus. Die abgesunkene Kampfkraft der eigenen drei Bataillone reicht nicht zum Widerstand, zumal die meisten Panzer ausfallen. Um ein Einschliessen von Osten und völlige Vernichtung zu vermeiden, werden die Kampfgruppen zurückgenommen.

Ich fahre über Montenero zum Gefechtsstand des Regiments 64 in Petacciato, einem Bergdorf über dem Strand der Adria mit romantischer Kirche und Palast. Von dort überblicke ich die zu Landungen sich anbietende Küste bis Termoli, das mit Kathedrale, Mauern und Hohenstaufen-Kastell auf einem Felsvorsprung ins Meer hineinragt. Dort und über Guglionesi Brandwolken. Wie Bienenschwärme stürzen sich feindliche Staffeln, Bomben werfend und mit Bordwaffen feuernd, kreuz und quer auf alles, was sich auf Strassen und in Unterkünften bewegt.

Heimweg an vielen brennenden Fahrzeugen vorüber, durch Brände und explodierende Munition hindurch.

#### *7. Oktober 1943*

Regen. Wir setzen uns auf Linie Petacciato-Guglionesi ab, gegen die der Feind nur vorsichtig vorzufühlen wagt. Der Divisions-Gefechtsstand wird nach Tavenna verlegt. Es ist eine Bergstadt, fast sechshundert Meter über dem Meer, das man in hundert Kilometer Breite überblickt. In der Mitte Termoli, im Süden Monte Gargano, von der Abendsonne beleuchtet. Die Einwohner schaffen freundlich Essbares

herbei und laden gastfrei ihre Einquartierung zu Tisch. Eine roh aufgemauerte mächtige Barockkirche, deren Turm und Fassade Fragment blieben, beherrscht mit ihren grossen Flächen, auf einer Terrasse gelegen, Stadt und Berg. Das Innere wirkt in der weissen Pracht von Säulen und stuckierten Gewölben fremdartig in dieser Umwelt, ein Ort der Geborgenheit im Schlachtgetümmel. Wie kommen solche Kirchen in diese Nester und zu diesen Menschen? Hat sich das Volk seit zweihundert Jahren so sehr herabentwickelt, trotz der besseren Strassen und Verkehrsmittel?

Von Tavenna überblickt man Meer und Gebirge bis zum fernsten Horizont, das reichgegliederte Relief einer Landschaft, die, mit menschlichen Siedlungen und bebauten Oasen spärlich durchsetzt, im Ganzen kahl und archaisch wirkt. Glühende Wolken über der See. An violetten Gebirgen über tiefen Tälern hängen Wolkenfetzen, die hier und da ein Bergnest freigeben oder wieder verhüllen. Für bildliche Darstellungen unserer heutigen Sehweise entsprechend, die den Grossraum umspannt, brauchen wir Kunstmittel, wie die chinesische Malerei sie fand, oder solche Maler wie Altdorfer, Breughel und Bosch. Auch moderne Schlachtendarstellungen bedürfen dieser Dimension.

Wir sitzen im feuchtkalten Dunkel um brennende Kamine in biblischer Umgebung beim Schein von Öllämpchen, wie man sie in Pompeji fand. Hexenhafte alte Frauen halten die Glut über der feinen weissen Asche mit altertümlichen Instrumenten wach. Das Leben verbraucht die Frauen früh und lässt sie zu abschreckenden Ruinen werden mit erloschenem oder bösem Blick. An den Küchenwänden schöngestaltete Töpfe, Krüge und Schalen. Unsere Männer brutzeln und trocknen ihre Uniformen. Die sonst vom Verkehr abgeschnittenen Tavennessen nehmen verschüchtert das Ungewohnte in sich auf. Feldmarschall Kesselring erscheint zur Besprechung. Hitler telefoniert beständig, weshalb Termoli nicht falle. Dem Volk muss à tout prix einmal wieder ein Erfolg serviert werden.

### *8. Oktober 1943*

Der Schwerpunkt liegt seit Beginn der Kämpfe auf dem Ostflügel. Ohne Befehl und ohne Feinddruck verlässt das II/64 die wichtige Höhenstellung Guglionesi. Doch gelingt sechs Stunden später eine

Wiederbesetzung, da der Feind noch nicht nachrückte. Schuld an solchem Verhalten bewährter Truppen und Kommandeure ist die allgemeine Tendenz zurückzugehen, manchmal auch der Eindruck, nicht für militärische sondern propagandistische Ziele zu kämpfen, und schliesslich zunehmende Lethargie, als Folge ständiger Rückzüge. Unsere Abwehr bei Paestum-Salerno ist entscheidend für den Verlauf des Feldzuges in Italien geblieben. Hätten wir dort versagt, wären die aus Sizilien und Kalabrien heraufkommenden Truppenteile verloren gewesen.

### *18. Oktober 1943*

Der Papierkrieg lässt zwischen den Kämpfen keine «schöpferische Pause» zu. Ständig werden Gefangene von der Front und wieder aufgegriffene Engländer, die die Italiener freilassen, eingebracht. Meine wichtigste Nachrichtenquelle sind augenblicklich die von Süden kommenden, durch die englische Front sickernden Italiener, ehemalige Soldaten, die ihrer Heimat im Norden zustreben. Gut behandelt, tischen sie brauchbare Beobachtungen über den Feind auf und tragen mit dramatischen Schilderungen ihrer Abenteuer und Leiden, tragischen Pantomimen und plastischen Übertreibungen viel zur Heiterkeit bei.

Während die Fronttruppe Disziplin hält, ist es das Plündern der rückwärtigen Dienste, was uns das Volk zu Feinden macht. Schuld daran sind die Plünderungsbefehle, die die Führung unter den Stürmen des Verrats im Affekt ergehen liess.

### *23. Oktober 1943*

Die wegen Bandenwesens befohlene Räumung so grosser Orte wie Istonio – es hat mit Flüchtlingen 40'000 Einwohner – ist in der beabsichtigten Form nicht möglich. Die Bevölkerung widersetzt sich mit allen Mitteln. Erschütternde Szenen spielen sich ab. Weil die Aufforderung zum Räumen durch Ortskommandanten und Bürgermeister fruchtlos blieb, werden die Stadtviertel systematisch mit der Waffe durchkämmt. Schwerkranke, Blinde, Gelähmte, mit Seuchen behaftete Greise, schwangere Frauen, Kinder müssen zurückgelassen werden. Viele haben Söhne in Russland verloren, andere haben Angehörige, die in Deutschland arbeiten. In vielen Fällen nutzen auch Schreck-

schüsse nichts. Die Leute wollen sich lieber erschiessen lassen als weichen.

An der Spitze eines langen Zuges verlässt ein Geistlicher mit tragischer Geste die Stadt. Viele kehren bei Nacht in ihre Wohnungen zurück. Was sollten auch diese Menschenmassen im rückwärtigen Gebiet? Sie überfüllen Strassen und Unterkünfte, sie sind nicht zu ernähren, sie werden zu unseren wütenden Feinden und arbeiten den Engländern und den Banden in die Hand. Die Mannschaften weigern sich schliesslich angesichts von so viel Elend und Verzweiflung, den Räumungsbefehl weiter auszuführen. Die Versuchung, die verlassenen Häuser zu plündern, ist gross. So bieten die angeblich geräumten Orte, in deren Schlupfwinkeln es von Menschen wimmelt, einen üblen Anblick. Schwarze Katzen jagen durch die leeren Gassen an wunderbaren alten Kirchen und Häusern vorüber, deren Inhalt aufs Pflaster quillt.

Wo man sich zeigt, stürzen in tödlicher Angst wehrlose Geschöpfe in die Knie und flehen darum, bleiben zu dürfen. Die Kommandeure haben vorgeschlagen, künftig nur die wehrfähigen Männer auszuheben und möglichst weit fortzuführen, den Rest der Bevölkerung aber am Ort zu lassen. Diese Situation belastet die kämpfende Truppe stark. Ich bemühe mich um möglichst humane Lösungen. Es zeigt sich immer wieder, dass die Italiener trotz ihrer vielen Auswanderer sesshafter sind als andere Völker. Die Franzosen flohen 1940 ohne Not zu Millionen, die Russen sind als ehemalige Nomaden ständig auf der Wanderschaft, auch die Deutschen lassen sich auf Kommando leichter verpflanzen. Die Italiener dagegen sind eher bereit, zugrunde zu gehen, als ihr Herdfeuer zu verlassen. Daraus erklärt sich, dass die schon aus den Tagen der Etrusker und Italiker stammenden Bergstädte, die nur aus Verteidigungsgründen auf steilen, wasserlosen Kuppen fern von Äckern und Strassen angelegt wurden, heute unter völlig anderen Lebensbedingungen ungemindert fortblühen mitsamt den urzeitlichen Daseinsformen in ihren Mauern. Wir haben es hier mit einer Wurzelfestigkeit zu tun, wie wir sie vielleicht nur noch in China kennen, in einem Land ältester Zivilisation.

*24. Oktober 1943*

Spähtrupps gehen seit Tagen von eigener wie von feindlicher Seite vor.

Montehero wird von unseren Vorposten geräumt, Kämpfe toben um die Trignobrücke bei San Salvo. Der Engländer schiebt Artillerie und Panzer vor und zieht starke Kräfte heran, darunter Inder und Farbige.

### *16. Oktober 1943*

Nach Sora. Bei Sonne den Abruzzen entgegen. An den Hängen der Maiella aufwärts durch buntbelaubte Buchenwälder und junge Koniferen-Anpflanzungen. Von Alfredena, wo der Sangro in wilder Schlucht die Altstadt durchbricht, steigt die Strasse zum Naturschutzpark der Abruzzen auf, der das obere Sangro-Tal einnimmt. Der Himmel verfinstert sich, und in dunkler Majestät tut sich, von den Zinnen des Bergnestes Barrea gesehen, das Hochtal zwischen drohenden Felsmassiven auf, von deren Hängen purpurn flammende Buchenwälder, mit Nadelgehölz vermischt, herabfluten. Erinnerung an den Norden. Auf der Talsohle schäumt der Sangro über Felsblöcke durch dunkles Gehölz. An Steilhängen sind Gemsen mit dem Glase sichtbar. Ein Augenblick der äussersten Farbenglut, bevor Stürme die Pracht mit einem Schlage vernichten.

Ich fahre durch das öder werdende oberste Talende bis zum Passo di Diavolo hinauf (1'400 m). Wunderbare Fernsicht über die Abruzzen bis zum Gran Sasso. Zurück über einen anderen Pass zum oberen Volturno-Tal hinüber. Fliehende Bauern kommen mir entgegen, sie retten sich aus der Kriegszone in die Berge. Die schmale, kurvenreiche Strasse, die auf lange Strecken hoch an Steilhängen entlang führt, verliert sich im Wolkennebel. Endlich an einer scharfen Biegung wird der Blick auf eine von Gebirgen umrahmte Talsohle frei, die der Bergstock der zurzeit umkämpften Monti Matessa überhöht. Die durch Acker und Weinbau gegliederte Ebene wirkt wie eine Landkarte. In langer Kehre senkt sich die Strasse nach San Donato Val di Comino, und über Alvito erreichen wir Sora am Liri kurz vor 17 Uhr. Auf den Feldern wird wie in der Urzeit mit primitiven Werkzeugen gegraben und gepflügt. Frauen tragen Obstkörbe und Kupfergefässe auf dem Haupt. In den Ortschaften lassen Terrassen vor Kirchen, Palästen, öffentlichen Gärten und Plätzen immer wieder den Blick in die Landschaft frei. Kurz vor Sora liegt an der Strasse die edel gegliederte Gruppe eines Klosters aus der Renaissancezeit. Es däm-

346

mert schon, als ich mich in der Stadt umsehe. Die Stadt ist stark mit Lazaretten belegt, sie wurde 1915 durch Erdbeben fast zerstört, danach reizlos wieder aufgebaut. Durch die Stadt strömt in einer Schleife der von Regengüssen graugelb angeschwollene Liri.

### *27. Oktober 1943*

Bei Tagesanbruch die Wasserfälle von Isola Liri angesehen. Der blau-graue Strom und ein oberhalb einmündender Nebenfluss bilden im Rahmen von Gärten und Pinien, Platanen und südlichem Baumwuchs brausende, schäumende Kaskaden und schnell dahinfließende Kanäle, die zum Teil schon industriell ausgenutzt wurden.

Die Abtei Casamaria liegt einsam und beherrschend auf einer Hochebene in der Nähe eines Flusses. Das Kloster wurde schon 1063, die Kirche 1203 von burgundischen Zisterziensern begründet, ein Werk nordischer Gotik, das hier im Raum Rom-Neapel fremdartig, uns jedoch heimatlich berührt. Das Innere macht, frei von allem Bildwerk und späteren Zutaten, einen strengen, reinen Eindruck.

Auf steiler Höhe gelegen, wird von Zyklopenmauern umschlossen Arpino von weitem sichtbar. Es ist die Heimat von Marius und Cicero. Diese Bergstädte stehen schwarz und finster auf ihren Felsen und sind seit Jahrhunderten unverändert. Langobardische oder fränkische Grafen haben in ihnen ihre Burgen aufgetürmt, die nun verödet dastehen, während der Bauer nach wie vor im Schweisse seines Angesichts Wein, Öl und Korn anbaut. Die Bewohner dieser Städte sind primitiv geblieben, ihre Lebensweise, ihr Kultus, ihre Bedürfnisse sind unverändert, und käme einer von ihren Vorfahren in den Ort zurück, er würde wenig Neues entdecken.

In dauernder Verwandlung verschleiern und entschleiern sich Teile des vielgestaltigen, herrlichen Tals mit seiner überreichen Vegetation, seinen weinumkränzten Masserien, Wassermühlen, Borgos, Villeggiaturen und dem durch dicht bewachsene Ufer in Kaskaden talabwärts schäumenden Liri.

Über den Gebirgskamm geht es weiter durch Aufforstungen von Schwarzkiefern nach Avezzano. Vom Pass aus öffnet sich der Blick gegen Osten über das Becken des einstigen Lago Fucino auf die schneebedeckten Bergstöcke des Velino und Monte Firente; im Süden, eine meilenweite Tiefe, prachtvoll umrahmt, eine herrliche Gruppe

von Bergen, das alte Marsenland; gegen Westen die Paletinische Ebene, auf den Vorhöhen verfallene Kastelle des Mittelalters, Kirchen, Klöster und Schlösser; auf einem Felshügel das einstige Alba Marsum mit Resten von Zyklopenmauern und antiken Tempeln.

An den Hängen des mächtigen Gebirges Fonte Celeste schlängelt sich der Fluss Salto in Windungen durchs Tal. Dort unten liegt das Schlachtfeld von Tagliacozzo, Schauplatz der Tragödie Konradins.

Das Land ist voller Geschichte.

Den Fuciner See legte der Bankier Torlonia im 19. Jahrhundert trocken und führte damit ein Projekt des Kaisers Claudius zum Abschluss. Gregorovius, der mich hier ein Stück Weges begleitet, missbilligt das nutzbringende Unternehmen, das er im Werden sah: «Ein herrliches Werk der Natur wird zerstört und Italien um ein Wunder der Landschaft, um eines seiner schönsten Juwelle für ewige Zeiten gebracht. Dieser entzückende See, in dessen blauen Wellen sich majestätische Berge und uralte Burgen spiegeln, verschwindet. Eine zaubervolle Dichtung der Natur wird in Industrieprosa umgewandelt, Geld und Maschinen trocknen die Poesie der Welt aus.»

Avezzano war einst Lehnbesitz der Grafen von Celano aus fränkischem Stamm. Die Orsini, die im 13. Jahrhundert das Schloss erbauten, wurden 1432, durch die Colonna vertrieben, die sich daraufhin «Herzöge der Marsen» nannten. Reiche Geschlechter blühten unter ihrem Lehnsschutz; 44 Ortschaften gehörten zur Herrschaft. Marc Antonio Colonna schmückte das Schloss nach dem Türkenkrieg mit Trophäen und Fresken, doch ist alles zerstört. Jetzt residiert hier unser Armee-Oberkommando. Deutsche Fahrzeuge rollen auf allen Strassen.

Jenseits des Tals führt die Hauptstrasse Rom-Pescara über einen Pass in das Herz der Abruzzen hinab. Hinreissend ist oben der Blick in die ungeheure Wildnis rötlicher Felsmassen, die kühn ineinandergeschoben und tausendfach in Schluchten auseinandergebrochen sind. Gran Sasso und das Golganogebirge werden sichtbar. Das Tal von Sulmona erscheint wie ein einziges, blühendes Gartenland. Schnee-beglänzte Alpen umschliessen es, aus denen «purpurblau und leise von Schnee umschleiert» der Monte Maiella sich majestätisch erhebt. Cola di Rienzo und Papst Coelestin V. hausten einst als Eremiten an den Hängen der Maiella. Ovid wurde in Sulmona geboren.

An den Burgen von Castel di Jeri und Castell Vecchio vorüber führt die Strasse über der tiefen Schlucht des Aterno entlang.

Vor Corfinio liegt, wie die heilige Mitte der ganzen Landschaft, die Basilika San Pelino. Diese fast antik aussehende einsame Kirche, aus Trümmern alter Tempel und Bausteinen des antiken Corfinium in gelbem Travertin erbaut, ist im Innern besonders schön. Eine bedeutende frühmittelalterliche Ausstattung. Als Monumento nazionale wird sie sorgfältig erhalten, von Koniferen dunkel umrahmt. Der Name erinnert an den Stamm der Peligner, deren Hauptort Corfinium, das Zentrum im Kampf der einstigen Verbündeten Roms gegen das Joch der römischen Hegemonie gewesen ist.

«Ich sah kein gleich gross stilisiertes Landschaftsgemälde wie dieses hier um Corfinium» stellt Gregorovius fest. «Es ist ein über jedes Wort erhabenes Gefilde, von welchem man in das Tal von Sulmona und Popoli, in die Gebirge des Gran Sasso niederblickt, ein Zentrum gewaltiger Alpenwelt in dem smaragdnen, feenhaften Lichte des Südens. Ewiger Schnee ist über die Felszacken wie von Geisterflügeln gehaucht, um die magische Schönheit dieser Berge zu erhöhen... Wo man in Italien auch gehen mag, in diesen Paradiesen der Natur, die immer wechseln und vom Schönen zum Schöneren führen, überall rauschen die Quellen der Geschichte, und zwar der mächtigsten und reichsten Geschichte, die ihren Bezug auf die Welt nimmt. Kein Land der Erde ist so ganz von Geist durchdrungen und beseelt. Es ist die Mutter des Abendlandes, die Pandora seiner Kultur, im guten wie im bösen Sinn. Dieses Land ist der Liebe des Menschengeschlechtes wert, selbst mitten im Chaos der Gegenwart, in der ekelhaften Vermischung von Trug und Wahrheit. Doch der glänzende Lebensgeist dieser Nation wird, so hoffen wir, einmal wieder erscheinen wie zu Dantes und Raffaels Zeit.» Das schrieb Gregorovius im Jahr 1871.

Hoch über Popoli sieht man die Türme und Trümmer der Burg der Cantelmi. Dieses Geschlecht stammt aus der Provence, half den Anjou gegen die Hohenstaufen, wurde mit Sora und Popoli belehnt und empfing die Herzogstitel dieser Herrschaften. Ein Cantelmi, Duca di Popoli, begleitete noch den letzten König von Neapel ins Exil nach Bayern, während der an Sora geknüpfte Herzogshut sich bei den Ludovisi-Buoncompagni forterbt. Popoli ist, von Obstgärten und Weinbergen umgeben, eine Stadt der Weinbauern, ein



altes, rauhes Gebirgsnest; an engen, den Verkehr unserer Fahrzeuge behindernden Gassen ragen Paläste mit Wappen und anspruchsvollen Portalen; der äussere Umriss wird bestimmt durch ein malerisches Bündel von Kirchenkuppeln und Glockentürmen.

Hier beginnen die rückwärtigen Dienste unserer Division, hier endet das Gebirge, und die Schlucht des Pescara-Flusses führt in das Hügelland der zur Adria abfallenden Vorberge hinaus.

### *30. Oktober 1943*

Dunkle böse Zeit. Das Verhältnis zum Korps ist schlecht. Offensichtlich braucht man dort Schuldige, um nicht selbst schuld zu sein, dass es immer wieder rückwärts geht. Über dem General, dem Ia und den Kommandeuren hängt ein Damoklesschwert. Harte kriegsgerichtliche Urteile. Todesstrafen, die verhängt wurden, verbittern Offizierskorps und Truppe.

### *1. November 1943*

Allerheiligen. Ich ziehe mit meiner Abteilung in die Stadt Monteodorisio hinauf, wo wir die Schule am Markt belegen. Ich sehe von meinem Platz alles, was in den Strassen passiert, höre Singsang, Geschrei und Geschnatter. Furcht erregen die feindlichen Bombengeschwader, die zwar nach Möglichkeit die kleinen Städte zu verschonen scheinen, doch sonst an geeigneten Punkten Bombenteppiche werfen. Die «Paura» hängt wie ein Riesengespenst über den Landeseinwohnern.

### *2. November 1943*

Allerseelen. Glocken läuten den ganzen Tag, die Odorisier wallfahren zum Campo Santo. Ein paar Schritt von hier ragt das Castello della Regina Giovanna, unter dessen Mauern der Seniorenkonvent des Städtchens tagt.

Stosstrupps bringen Gefangene der 8. indischen Division ein, zu der Sikhs, Marathen, Punjabs gehören. Fünf englische Brigaden stehen vor unserem Divisions-Abschnitt. Das feindliche Artilleriefeuer nimmt zu.

### *3. November 1943*

Grossangriff. Ab 3.40 Uhr Zusammenfassung des Feindfeuers auf das

Regiment 64. Infanterie und Panzer rücken heran. Ein Einbruch mit dreissig Panzern und zwei Regimentern Infanterie wird nördlich von San Salvo aufgefangen. Guter Abwehrerfolg: 2,9 Panzer werden vernichtet. Unsere Panzer kämpfen bis zur Dunkelheit und verhindern jedes Vorgehen des Gegners. Bomben- und Tieffliegerangriffe sind ungewöhnlich stark und zahlreich.

#### *4. November 1943*

Unter starkem Einsatz der Artillerie folgt der Gegner den Absetzbewegungen unserer beiden Grenadier-Regimenter, die sich wie befohlen auf die Hubertuslinie zurückziehen, die in Wirklichkeit nur eine geplante Verteidigungsstellung ist.

Der Divisions-Gefechtsstand wird bei Anbruch der Dämmerung von Monteodorisio nach Soerni verlegt. Durch ein Piniengehölz führt hier ein Hohlweg in eine Schlucht, über der die in Kuben aufgeschichtete Stadt sich hinbreitet.

#### *5. November 1943*

Der Engländer drückt mit solcher Gewalt, dass die unausgebaute Hubertuslinie nicht zu halten ist.

Der Führungsstab der Division verlegt, kurz bevor die ersten Granaten Scerni erreichen, den Gefechtsstand zum Missionskloster Valasopra in den Bergen westlich Atessa. Landschaftlich herrliche Fahrt gegen Abend auf die Abruzen zu. Bei der Durchfahrt durch Atessa müssen Häuser niedergelegt werden, um den schweren Panzern und Geschützen Durchlass zu verschaffen. Die Lage der Stadt, besonders grossartig auf steilem Fels vor dem Gebirge inmitten prächtiger, herbstlich verfärbter Vegetation. Die Mönche nehmen uns freundlich auf. Mein Befehlswagen wird unter die Arkaden vor der Kirchentür geschoben. Wie so oft in diesem Krieg kann ich den Mönchen Rechte und Eigentum schützen. Zu meiner Beschämung setzen sie dafür meinen Namen in ihr goldenes Buch in die Liste der Wohltäter des Klosters.

Am Abend Abschied von General Sieckenius, der die Division abgeben muss und zur Führerreserve tritt. General Herr hat ihn als Sündenbock für Salerno und Termoli zu Fall gebracht. Ich verliere mit ihm einen guten Kameraden.

Meine Gedanken bringen keine Ordnung mehr in das Chaos. Die Welt spricht keine gemeinsame Sprache mehr. Ich sehe nichts als Keime zu neuen Feindschaften und Kriegen. An der Grösse des Scheiterhaufens, in dem die alte Welt in diesen Jahrzehnten aufbrennt, erkennt man, wie schlimm die Dinge stehen und gestanden haben. Weshalb wäre sonst ein Umbau so von Grund auf nötig?

Niemand weiss Gründe und Ziele anzugeben. Krass Materielles mischt sich mit Weltanschaulichem. Als greifbar tritt nur hervor, dass nach diesen Feldzügen wieder ganz andere Leute mit Machtansprüchen auftreten werden.

Es ist nicht vorauszusehen, wie sich die gegenwärtigen Katastrophen im Geistigen auswirken werden. Wir erkennen nur, dass der hohe Begriff vom Menschen, der seit der Renaissance unser Massstab war, nicht mehr gilt.

#### *6. November 1943*

Im Zuge der befohlenen Rücknahme der Front auf den Sangro setzen sich unsere Kampfgruppen weiter ab, was sich auf den Kampfwillen der Truppe ungünstig aus wirkt. Der Feind folgt zunächst zögernd mit Panzern und schwacher Infanterie. Nach kurzem Trommelfeuer stösst der Gegner mit fünfzig Panzern bei Scerni vor. Die eigenen Linien weichen, von Tieffliegern verfolgt. Der Feind drückt nach. In der Nacht wird ein Halbkreis um Atessa gebildet und der weite Kampfraum nur noch durch Stützpunkte an den Hauptstrassen verteidigt.

#### *14. November 1943*

In die zermürenden Tage hoffnungsloser Abwehrkämpfe und Absatzbewegungen kommt plötzlich der Befehl, der die Division aus allem herauszieht. Wir sind nach Russland bestimmt. Der Abtransport hat sofort zu beginnen. Ich gewinne für mich noch einen Tag für Rom.

Ich bleibe ein Wandersmann, geschaffen, die Welt zu sehen.

#### *18. November 1943*

Rom

Dunkler Novembertag. Zuerst in die Villa Medici... Der Haus-  
352

meister überzeugt sich schnell, dass ich trotz Kriegsbemalung nichts Böses will, und führt mich durch das «Casino» hinauf in den Garten. Vor dem Palast mit seiner offenen Säulenhalle und reliefgeschmückten Front liegt ein Parterre mit Springbrunnen, beherrscht von der sitzenden Kolossalfigur der Roma. Zur Rechten eine hohe Terrasse, die Velasquez malte, oben ein Steineichen-Boskett, das gegen Süden mit einem Schneckenberg und einem Belvedere darauf endet. Dunkel violetter Wolkenhimmel über alten Pinien und Lorbeerhecken. Allenthalben Büsten und Denksteine französischer Künstler, die hier wirken. Ruhe und Klarheit.

Dies wäre auf meiner ewigen Wanderung ein Ort zum Bleiben. Lange auf das Belvedere geschaut, das ganz Rom und gegen Osten über die Wipfel der Villa Borghese hinweg die Kette der Volsker- und Sabiner-Berge überblickt. Der Hausmeister, ein französisierter alter Römer, spricht bitter vom König.

Die Spanische Treppe hinab zur Piazza del Popolo. Die Mittagsglocken läuten, als ich bei strömendem Regen den Schutz der Peterskolonnade aufsuche. Amüsantes Gespräch mit einem jungen Geistlichen englischer Nationalität, der wie ich unter die Säulen flüchtete.

Sanct Peter selbst darf man in Uniform nicht betreten. Die Papstaudienzen für Soldaten haben aufgehört. Ich sehe das Innere von Il Gesù und Sanct Ignazio und studiere die perspektivistischen Deckenmalereien. Die durchschnittliche Barockkirche auf dem Lande in Italien wirkt kalt und grob in der Dekoration im Gegensatz zu Süddeutschland. Auch ist die Mehrzahl der mittelalterlichen Kirchen in der Barockzeit hier grausam verdorben worden. Die gleichzeitige deutsche Kunst hat Edleres und Beschwingteres geschaffen. Hier erst begreift man Jakob Burckhardts Missachtung des Barock.

Vom Corso zum Pantheon und aufs Capitol. Ich kannte nur das alte Capitol und sehe nun das faschistisch verwandelte mit seinen von Pinien überwölbten Terrassen, von denen man gegen Mittag das antike Rom bis zu den Albaner Bergen, gegen Mitternacht die barocke Stadt der Päpste überblickt. Da gegenwärtig niemand nach Rom reist, sind die klassischen Stätten vereinsamt. Die Stadt hat keine Bahnverbindungen mehr. Die Römer warten auf das langsame Näherücken der Front. Niemand denkt an Flucht.

Der Quirinals-Palast steht verödet, am Hauptportal haben sich

kinderreiche Mütter angesiedelt, die Piazza Cavalli gleicht einem von spielenden Infanten bevölkerten Dorfplatz. Das Haus Savoyen ist gescheitert. Der Palazzo Venezia, bisher das Energiezentrum des italienischen Impero, steht verlassen. Mussolini waltet als «Gauleiter von Oberitalien» in Venedig. Besser für ihn, er hätte in Gran Sasso den Tod gefunden, nachdem er dem Lande und der Ewigen Stadt seinen Willen so tief aufprägte.

«Die Erkenntnis Gottes ist der Blitz, der bei uns einschlägt und jede an unsere Person und Leistung geknüpfte Hoffnung verbrennt.» Dieses Wort Karl Barths stehen über dieser Stunde auf dem Capitol. Rom spricht eine gewaltige Sprache. Ich sehe von hier aus die Tragödie dieses Krieges, die Geburt des neuen Zeitalters. Die letzten Wochen waren eine dunkle Zeit. Abschied von der geformten, geistgeprägten Zeit des Südens. Wiedereintauchen ins Gestaltlose: Russland.

Manchmal sehe ich dies alles, den Krieg und die Zerstörung Europas wie aus grosser Ferne, etwa aus der Perspektive der Klöster in den Westbergen bei Peking durch die Brille meiner deutschen Freunde dort, der von mir so getauften Peking-Mönche, deren Mönchtum sich aber vielleicht mehr auf Geistiges bezieht. Man stellt sich vor, dass einer von ihnen eines Tages mit dem Schiff aus dem Osten sich der Küste von Sizilien nähert, und mit den Trümmern von Syrakus und Catania beginnend, sehen und begreifen wird, was aus Europa von der Wolga bis zur Themse geworden ist und welcher Geist hier regiert. Aber es kommt keiner von ihnen.

Bedeutet Beschäftigung mit der Geschichte eine Flucht aus den Forderungen der Gegenwart? Aber wohin kämen wir und was wären wir ohne diese Perspektiven? «Das Leben ohne Wissenschaften (*vita sine literis*) ist der Tod», schrieb ein Vorfahr im 16. Jahrhundert in Exleben über seine Zimmertür, eine Weisheit Senecas.

Ich komme mehr und mehr darauf, das Elementare des Krieges und alles Kämpfens als Vordergrund zu sehen und den Gedanken an das eigene unterbrochene Wirken zurückzustellen. Die ungeheuren Ausmasse der modernen Kriege sind die Folge der grossen Entfernung der heutigen Welt vom Elementaren. Mit aller Gewalt entwickelt die Natur ihre zerstörenden Kräfte, um ihre Herrschaft wiederherzustellen.

Man muss sich auf eine etwas grausamere Konzeption der Zusammenhänge einigen, um das zu leisten, was uns auferlegt ist. Es ist nicht immer leicht, die Schlacken der gewohnten Denkformen abzustreifen und damit auch bestimmte Schutzhüllen unserer Verletzlichkeit. Wenn man einsieht, wofür man geboren ist und dass manches, was uns wichtig ist, doch nur Beiwerk bleibt, wird der Krieg leichter. Das ist überspitzt, und wie tief mir meine Friedensarbeit am Herzen liegt, habe ich erst im Krieg richtig ermessen gelernt. Aber wichtig ist mir solch Gedanke vor allem deshalb, weil man mit ihm bereiter und positiver in den nicht endenwollenden Krieg hineinlebt und seine Aufgaben erfüllt. Denn die Idee, an weltgeschichtlichen Dingen aktiv teilzuhaben, muss tiefer gefasst werden. Über den Veränderungen der politischen Geographie geht es um Grundfragen der menschlichen Existenz.

## Ukraine und Polen 1943 bis 1944

*1. Dezember 1943*

### Berlin

Zur Durchführung dienstlicher Aufträge nach Berlin.

Gespentischer Eindruck der Ruinenstadt und der zerstörten Monumente. Auffallende Stille, schweigsame Menschen. Am schwersten wiegt der Untergang des Schlosses Charlottenburg. Alle grossen Baumeister Preussens hatten daran gebaut. Die meisten Bekannten sind ausgebombt, alle Läden, in denen man kaufte, alle Häuser, in denen man gewohnt hat, sind verbrannt. Licht und Wasser gibt es wieder. Doch das Telefonieren ist fast unmöglich. Strassenbahn und S-Bahn verkehren nicht, U-Bahn nur auf kurzen Strecken, Autobusse vereinzelt. Man macht fast alle Wege zu Fuss. Eine Art «Ruinengemütlichkeit» stellt sich ein, eine in Berlin ungewohnte Hilfsbereitschaft, Galgenhumor, ein humanerer Ton.

Diese Zerstörung, deren Bild mir im Frieden schon deutlich vor Augen stand, erwartete ich jedoch erst lange Zeit nach meinem Tode. Unsere Organe verschliessen sich dem Grauen und gewöhnen sich an das unheimliche Bild, das schnell vertraut wird, ebenso wie der Gedanke an die unfassbare Menge vernichteter Werte. Was nicht sichtbar wird, sind Not und Leiden der unmittelbar Betroffenen. Am stärksten berührt mich das Verschwinden der wenigen sichtbaren Spuren grosser Menschen, die im Bilde Berlins bewahrt geblieben waren. Unheimlich zu sehen, wie der ungeheure Aufwand an Mitteln, Material und verfehltem Kunstwollen nur für einen kurzen Erdentag entstanden war, unter einem Unstern geschaffen wurde und schnell wieder versinkt. Dabei waren diese klobigen Fassaden wie für die Ewigkeit errichtet.

Kalt und dunkel ist es überall. Da eine Flucht aller Dienststellen aus Berlin eingesetzt hat, zerstreuten sich auch die Abteilungen des OKW über verschiedene Teile des Reiches, und so wird eine Reise nach Weimar nötig.

Fassaden werden gesprengt, Schuttmassen aus oberen Stockwerken gekehrt, Staubstürme wehen durch die Strassen. Lawinen von Gestein und Metall lösen sich von den Ruinen. Im Pflaster tun sich Abgründe auf, wo Bomben bis in die Eingeweide durchschlugen. Noch schwelen Brände. Arbeitskommandos beseitigen die ärgsten Schäden.

Viele durchsuchen die Trümmer unter Lebensgefahr nach verlorenem Eigentum, besonders aber nach Verschütteten. Ein grossartiger Stoizismus bemächtigt sich der Menschen.

Die Männer machen durchweg einen angeschlagenen Eindruck, während die Frauen die Katastrophe besser zu überstehen scheinen. Über 500'000 Menschen wurden obdachlos, und weitere 350'000 verliessen die Stadt in den letzten Tagen.

Letzte Begegnung mit Kurd Plettenberg im Niederländischen Palais, das teilweise ausbrannte. Wir sitzen auf dem letzten Sofa der ausgeräumten kronprinzlichen Wohnung. Sehe in der Bendlerstrasse das Tankower Palais als Brandruine.

Abends wieder Alarm. Nach Entwarnung leuchtet der Himmel glühend rot. Betrachte den Brand von Gebäuden an der Spree, der Ostseite des Schlosses gegenüber. Schlossplatz und Lustgarten sind mit Funken und Asche übersprüht, die Bauten sind vom Feuer angestrahlt. Menschen strömen in Scharen heran, um den Löscharbeiten zuzusehen. Die Königstrasse zum Alexanderplatz hin steht in Flammen, Glasscherben machen sie unpassierbar. Der Osten der Stadt scheint ein Feuermeer. Hier unter den Säulen Schlüters und Schinkels, den Monumenten der Hohenzollern, erfasst man den fortschreitenden Untergang Berlins, den die Massen schon als gewohntes Schauspiel hinnehmen, als weltgeschichtlichen Vorgang.

### *23. Dezember 1943*

Ich stieg gestern Abend in den Urlauberzug und fahre früh morgens durch Ostpreussen. Die Türme von Königsberg, grosszügig angelegte Landschaft um Friedrichstein. Von dort ab ist für mich Neuland – Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Trakehnen, Eydtkunen, prachtvolle Mischwälder, eintönige Siedlergehöfte, um die Städte Kolonien uniformer Kleinhäuser, die von Hygiene und Fortschritt zeugen, das Auge aber nicht erfreuen. Die Welt wird künftig aus Serienbauten bestehen, an denen man sich blind sieht.



Von 11 bis 22 Uhr Aufenthalt in Wirballen. Der Bahnhof ist ein Stück Geschichte der Zarenzeit. Mit Kirchenbauten wurde hier Politik anschaulich gemacht. Innerhalb der deutschen Grenzpfähle eine deutsche Backsteinkirche, im russischen Bereich ist es ein moskowitischer Kuppelbau, und, vom fortschrittlichen Litauen errichtet, eine Betonbasilika mit dürrer Campanile.

*24. Dezember 1943*

## **Wilna**

Die Kriege scheinen hier bisher wenig zerstört zu haben. In den zwanzig Jahren seines Bestehens hat das polnische Reich viel für die alte Hauptstadt Litauens getan, Monumente restauriert, Verunstaltungen beseitigt und energisch Neues geschaffen. Vielleicht hat Pilsudski, der aus Wilna stammt, seine Heimat besonders begünstigt.

Auch hier ist die ursprüngliche Formung deutsch gewesen: mittelalterliche Kirchen und Bürgerbauten, die Königsburg nach dem Ordensvorbild. Spätere Jahrhunderte haben den Gesamteindruck polonisiert, und zwar ist dies mit Hilfe italienischer Baumeister und Künstler, ja auch von Deutschen geschehen, die hier in polnisch-katholischem Geist geschaffen haben. Mit den vielen doppeltürmigen Kuppelkirchen und Palästen ist Wilna eine hochmonumentale Stadt, die, von bewaldeten Hügeln umrahmt und an zwei schnellströmenden Flüssen gelegen, nichts von der Grenzenlosigkeit des Ostens hat. Im Gegenteil, Wilna wirkt wie eine Zitadelle des katholischen Abendlandes, wenn auch schon stark mit russischen Elementen durchsetzt. Die Stadt bot bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts im Mauerwerk mit ihren geschlossenen Reihen deutscher Bürgerhäuser, italienischer Paläste mit flachen Dächern, Pilasterfronten und Höfen mit offenen Treppen und Arkaden, mit dem Heer der Kirchen, Klöstern und Glockentürmen, deren es viele auch vor den Toren gab und noch gibt, einen durchaus westlichen Anblick. Stellt man sich dazu die Aufzüge der Bojaren, der Prälaten und Domherren mit ihren viel-spännigen Karossen, das festliche Leben mit Palästen und Sommersitzen, den Glanz der kirchlichen Feiern, der noch in der Pracht der Altäre fortlebt, im Rahmen eines vollblütigen, sehr farbigen Volkslebens vor, so ergibt sich ein glänzendes Kulturbild früherer Jahr-

hunderte. Katharina II. und Alexander I., der die Universität neu begründete, die Nikolaus I. dann nach Kiew verlegte, taten noch viel für Wilna. Seitdem hat sich mit der Russifizierung eine unglaubliche Vergröberung vollzogen. Asiatische Elemente zerstörten den alten Organismus. Die Gebäude wurden degradiert, die Oberschicht verschwand. Heute sieht man fast nur noch rohes, ärmlich gekleidetes Volk in den Strassen. Die Litauer, die Wilna heute beanspruchen, waren das dienende, die Polen das herrschende, kulturtragende Volk. Seit 1555 besteht eine deutsch-evangelische Kirche und erinnert daran, dass ganz Polen vor der Gegenreformation protestantisch war. Städte wie Wilna blühten unter der Pax christiana. Das Zeitalter nationaler Kämpfe hat ihnen böse zugesetzt. Der erste Schritt in die Stadt durch das Ostra-Brama-Tor empfängt mich mit einem merkwürdigen Bild. Eine Menschenmenge kniet betend mit aufgehobenen Händen auf dem Pflaster mit dem Gesicht zum Tor, durch das man hereinkommt. Über der Innenseite des Tores sieht man durch das geöffnete Fenster einer Kapelle das altberühmte byzantinische Gnadenbild der Heiligen Jungfrau. Es ist Gottesdienst, die Orgel spielt. Rings türmen sich die Kirchen und Klöster, in denen Lazarette untergebracht sind: rechts die Theresienkirche von 1590 mit mächtiger Hochrenaissance-Fassade, dann das Kloster Allerheiligen und zur Linken das Kloster zur Heiligen Dreifaltigkeit mit barockem Torhaus an der Strasse. Diese Klöster sind seit der Zarenzeit orthodox.

Der alten Hauptstrasse folgend trifft man auf die Nikolaus-Kathedrale, eine Kuppelbasilika des 16. Jahrhunderts, mit gewaltigen Marmoraltären im Innern. Den Stadtkern beherrscht der Glockenturm von Sankt Johann, die Universitätskirche, deren kolossale, mit Säulen, Voluten, schmiedeeisernen Zierraten beladene Fassade den Arkadenhof der Jagiellonen-Universität mit der alten Sternwarte abschliesst. Im Innern der vormals gotischen Hallenkirche ganze Gebirge von Rokoko-Altären und wichtigen Grabmälern.

Durch die «Schriftstellergasse» zum weissen Michaelskloster mit betürmter Fassade, Campanile, Resten von Arkaden. Dicht dabei die berühmte Gruppe von Bernhardinerkirche und Sankt-Annen-Kapelle, von der Vilejka umströmt, an die Franziskanerkirche in Danzig erinnernd. Die Annen-Kapelle, die Napoleon nach Paris verpflanzen wollte, ist ein überraschend kunstvoller, spätgotischer Miniaturbau; 360

die Bernhardinerkirche mit schönem Turm und Renaissancefront, eine dreischiffige Hallenkirche, teilweise mit Sterngewölben. Hier ist das beste Grabmal Wilnas, ein Radziwill, Herzog von Olyka, Mitte des 16. Jahrhunderts, eine italienische Arbeit. Hässlich nur der polnische Typus der Grabfigur, halb liegend, halb sitzend mit gestütztem Haupt und gekreuzten Beinen. Das Material schwarzer und heller Marmor, die Reliefs sind ausgezeichnet.

Vom Burgberg hat man eine überraschend grossartige Gesamtansicht der Stadt, umrahmt von bewaldeten Hügeln. Eine erstaunliche Zahl imposanter Kirchen mit barocken Doppelturmfronten, Kuppeln und freistehenden Glockentürmen überragt das Dächermeer der Altstadt, der Vorstädte und der Hügel. Vergleichbare Stadtbilder wie Würzburg und Salzburg stehen, was die Quantität der Monumente betrifft hinter Wilna zurück. Zu Füssen des Burgberges liegt zwischen dem Park und der weiträumigen Esplanade die Kathedrale. Im Norden strömt, durch Schneeflächen und Baumgeflecht sichtbar, der schwarze Lauf der Wilja. Am Ufer der einstige Sommerpalast der Sapieha und die schöne Kuppelkirche auf dem Hügel von Antokol.

Unten am Botanischen Garten lag einst das weitläufige königliche Schloss, polnische Renaissance mit Giebeln und Türmen. Die alte Kathedrale, eine gotische Hallenkirche, wurde um 1800 klassizistisch umgebaut, mit drei schweren Säulenfronten. Der Chor wird nach dem Vorbild von Santa Maria Maggiore in Rom von zwei Kuppelkapellen flankiert. Daneben steht ein alter runder Glockenturm. Barbarische Heiligenfiguren krönen den Giebel. Das Ganze wirkt kalt und klobig. Wände und Pfeiler sind wie in einer Gemädegalerie mit Kopien italienischer Kultbilder behängt. Viele Epithaphicn. In der Grabkapelle der polnischen Könige prunken Silberstatuen der Hochrenaissance von italienischen Künstlern. Die Architektur in schwarzem und buntem Marmor, stuckierte Kuppeln, Fresken, Altäre, silberne Taufbecken, alles im höchsten Grade kostbar. Die Kathedrale hat seit 1920 den Rang einer «Basilika Minor».

Hierauf zum Gouvernementspalast, in dem Napoleon 1811 und 1812 residierte. Umrahmung des Vorhofs in monumentalem Klassizismus, Exedra, vier Tore, Arkaden, der Mitte gegenüber ein dorischer Portikus. Alles ist gelb getüncht. Darüber erhebt sich ein höher

liegender alter Stadtteil mit Kuppelkirchen. Zur Seite die Bäume eines stilvollen Gartens. Vor der Einfahrt die alte Universität. Viele Soldaten. Viele uniformierte Hilfsvölker in phantastischen Aufzügen. Ich durchwandere die Altstadt, besuche die barocke Heiligengeist-Kirche, die Katharinenkirche und in obskurer Umgebung die alte Kapelle der Deutsch-Lutheraner. Überall heruntergekommene Paläste. Das Strassenbild wirkt dürrftig. Trübe, eisige Dämmerung.

Heiligabend-Gottesdienst in der Universitätskapelle. Soldaten singen Weihnachtslieder. Ein Wehrmachtspfarrer spricht. Durch dunkle Strassen an Kirchen vorüber, in denen noch Gottesdienst ist, gehe ich zum Bahnhof. In der offenen Vorhalle der Ostra-Brama-Kirche wird die Orgel zu Ehren der Gottesmutter die ganze Christnacht hindurch gespielt. Im Schnee draussen lauschen Andächtige und blicken zu den Lichtern vor dem Gnadenbilde auf.

Man hört die Musik anschwellend schon von weitem durch viele Strassen. Ein unvergesslicher Weihnachtsgruss des alten Wilna.

### *25. Dezember 1943*

Nachtfahrt nach Minsk. In Minsk, als Hauptstadt der Weissruthenen, wurde eben ein Nationalrat gebildet, mit dessen Hilfe die Zivilverwaltung die mit den Banden paktierende Bevölkerung stärker zu erfassen hofft. Wahrzeichen sind zwei doppeltürmige Barockkirchen polnischer Art und ein Regierungspalast der Sowjets, gute amerikanisch-russische Architektur. Viele Ruinen von 1941. Sonst das Übergangsbild der heutigen russischen Stadt: Holzhütten, Backsteingreuel der Zarenzeit, neue Betonbauten.

### *27. Dezember 1943*

Die 16. Panzer-Division lag, von Italien kommend, vierzehn Tage in Bereitschaft in Bobruisk und wurde kurz vor Weihnachten bei Paritschi eingesetzt.

Ich kreuze auf der Fahrt zum Divisionsgefechtsstand zweimal die Beresina und finde das jüngste Schlachtfeld noch voll unbeerdigter Leichen. Die Luft ist verhältnismässig mild. Die Elemente der Landschaft sind dieselben wie in der Mark: Kiefern, Birken, Sümpfe, leichte Böden, hier nur mehr Weite, Regellosigkeit, Ur-Zustand. Es sind unendlich traurige Einöden, imprägniert mit den Schrecknissen

dieses Krieges und des napoleonischen Winterfeldzuges, mit den Greueln der Revolution, des Bolschewismus und unserer eigenen Untaten, verdunkelt obendrein durch die Schatten über der russischen Seele, noch tiefer durch den Geist unserer Invasion. Die rohgezimmerten Holzhütten werden jetzt im Winter in Stroh oder Mist eingepackt.

Froher Empfang bei den Meinen in Moltscha unter russischem Artilleriefeuer. Trotz des Kampfgetöses wird unter dem Weihnachtsbaum an Feiern nachgeholt, was in den Schlachttagen versäumt wurde. Die russische Panjehütte ist ja selbst wie der Stall von Bethlehem.

### *28. Dezember 1943*

Ablösung im Ratschitza-Abschnitt. Russisches Artilleriefeuer und Lufttätigkeit. Starke Ausfälle an Panzern, die in solchem Gelände fast unbrauchbar sind. Nun wird die Division wieder in die Ukraine geworfen, wo der Russe mit stärksten Kräften zur Winteroffensive antritt.

### *1. Januar 1944*

Wir passieren in der Frühe Minsk. Fahren im Laufe des Tages und der folgenden Nacht bis Brest-Litowsk durch Hochwälder mit riesigen Fichten, Kiefern, Eichen, Buchen. Breite Streifen beiderseits der Strecke werden der Bandengefahr wegen gefällt, doch nicht abgefahren. Die Bahnlinien sind wie Festungen bewacht, Stationen und Bahnwärterhäuser durch Blockwälle in Verteidigungsstützpunkte verwandelt. Viele Trümmer von Eisenbahnwagen neben den Geleisen beweisen, wieviel Menschen und Material Anschlägen der Partisanen zum Opfer gefallen sind.

### *3. Januar 1944*

Ausladung bei Regen in Schepetowka. Der Russe hat Schitomir genommen und bedroht die Nachschublinien.

Die Wälder stecken voll Banden, was den Kampf erschwert und kompliziert.

Regen, Glatteis. Wir beziehen den Gefechtsstand in Schepetowka, einem Etappenort, der überstürzt geräumt wurde.

*5. Januar 1944*

Die Division wird wieder herausgelöst, um bei Winniza eingesetzt zu werden. Teile bleiben zunächst sichernd zurück.

Nachtmarsch nach Djakowzy, unserem Kampfgebiet von 1941.

In den letzten Tagen wurde viel Raum zwischen Kiew und der Krim aufgegeben. In der Front entstanden grosse Lücken. Mit gewaltigem Aufgebot von Korps und Panzer-Divisionen treten die Russen von Kiew aus zur Offensive nach Westen und Südwesten an. Ihr Ziel ist das Abschneiden der Versorgungslinien zur Krim bis hin zu den Karpathen. Hier um Winniza liegt das Zentrum der Bandenorganisation, die uns im Hinterland schwerste Schäden zufügt. Die ukrainischen Banden gelten als die gefährlichsten. Das Volk, das 1941 in der Hoffnung auf nationale Befreiung für uns durchs Feuer ging, ist uns aufgrund von Erfahrungen erbittert feindlich gesinnt, während es im rumänischen Hinterland keine Banden gibt.

Die Landstrasse, ein Teil des alten Handelsweges von Lemberg über Uman zum Schwarzen Meer, ist auf langen Strecken mit einer vierreihigen Lindenallee besetzt, die ihrem Alter nach noch vor den Teilungen Polens gepflanzt sein muss und stellenweise nur noch aus grotesken Baumruinen besteht. Im Schein des Mondes, der uns für unsere Nachtmärsche sehr willkommen ist, wirken sie doppelt grossartig. Wir denken kaum daran, dass die Wälder von Partisanen wimmeln. Ein kurz hinter unserer Kolonne herfahrender Stab wird überfallen, der Kommandeur schwer verwundet, der Adjutant getötet.

*8. Januar 1944*

### **Winniza**

Das Epiphaniastfest wurde von der Bevölkerung mit Gottesdiensten und Kuchenbacken gefeiert. In der einstigen Kapuzinerkirche, jetzt orthodoxen Kathedrale, war wieder griechischer Chorgesang zu hören, der mich immer aufs Tiefste ergreift. Die Altstadt liegt erhöht im Bogen des Bug. Zwei polnische Barockkirchen flankieren den Stadteingang. Im 18. Jahrhundert, als die Potocki in Tultschin und Uman, die Radziwill in Berditschew und die grossen Mönchsorden in den Städten regierten, hatte das Land trotz aller politischen Schwäche eine blühende Zeit.

Heute früh brachen sowjetische Panzer zehn Kilometer ostwärts Winniza durch. Teile des Panzerregiments und des Regiments 64 werden als Sicherung vorgeworfen. In der Stadt geht das normale Leben weiter.

Wir hausen in Panjehütten aus Lehm, die mit Stroh oder Mist vollständig eingepackt werden. Die Fenster sind nicht zu öffnen. Die Bewohner ziehen sich zum Schlafen nicht aus und waschen sich nicht. Dementsprechend ist Luft und Geruch. Ikonen überall. Die Quartierwirte verdächtigt man ihres wilden Aussehens wegen leicht als Partisanen, doch zu Unrecht. Beim Abschied rufen sie uns ein «Gott helfe Dir» nach.

Bei Dunkelheit durch Wald und über endlose Schneeflächen nach Losowataja. Am Horizont leuchten Brände, man hört Gefechtslärm. Versprengte Russen schleichen umher, Fahrzeuge stürzen in verborgene Gräben und werden mit Mühe herausgezogen. Die Spur, der wir zu folgen haben, ist schwer zu finden. Jedes Abirren kann uns schnell zum Feinde führen. Der O4 fährt auf eine Mine und bricht sich beide Beine. Schlechte Unterkunft in einer unheizbaren, verdreckten Hütte mit zerbrochenen Fensterscheiben. Im Nebenglass haust ein Haufen stinkender Menschen jeden Alters wie im Pökelfass. Dauernd kommen Landser hereingestürmt. Durch die Tür fegt eisiger Sturm. Über mir am Balken sind Kreuz, Kelch und Leiter eingeschnitzt.

Als Endziel wurde Stschastliwaja im Angriff erreicht, doch steht der Feind hart südlich unseres Ortes und in geringer Entfernung auch im Südosten.

### *11. Januar 1944*

Mittags wird der Divisionsgefechtsstand nach Obodnoje vorgezogen.

Klarer russischer Wintertag. Sturm, der über die vereisten Schneeflächen fegt. Trauriger Anblick der verwundeten Pferde, die geduldig stehen bleiben, wo man sie ausspannte, bis sie verenden. Um die goldbraunen Urhütten, von denen viele brennen, wehen Birken. Innen sind manchmal schöngearbeitete Türen, Fensterrahmen und alte Tische. Die Gesimse der komplizierten und phantastisch geformten Öfen sind echtes ukrainisches Barock.

Plötzlich dringen zwei schwere sowjetische Panzer (T 34) feuernd in den Ort. Die Bevölkerung flieht. Der Stab steht hier so gut wie

allein, ohne panzerbrechende Waffen. Auch aus dem Kessel von Westen drücken Panzer gegen Obodnoje vor und beschossen Fahrzeuge auf der Nachschubstrasse, auf der wir gekommen sind. Die Begleitkompanie übernimmt die Verteidigung, Paks werden herangeholt. Die sowjetischen Panzer kreuzen im Dorf in voller Sicht in der Nähe unserer Quartiere, richten allerlei Unheil an und verschwinden nach Einbruch der Dunkelheit. Dazu ein prachtvoller Sonnenuntergang und klarer Vollmond. Ein echter russischer Kampftag. Starke Feindansammlungen und Panzerkräfte werden ringsum gemeldet. Unter den Gefangenen ist ein junger russischer Generalstabsoffizier, Arbeitersohn, von verfeinertem Typ. Er fürchtet wie alle, erschossen zu werden.

In der Nacht brechen mehrere sowjetische Panzer in Obodnoje ein, vernichten reihenweise unsere auf den Strassen stehenden Fahrzeuge, darunter fünf Funkwagen und wertvolles Gerät, schiessen Häuser in Brand und veranstalten ein wildes Durcheinander, bis sie durch eigene Panzer und Paks abgeschossen werden. Wenige hundert Meter weiter schläft alles in Seelenruhe.

### *13. Januar 1944*

Der neue Kampfauftrag unserer Division sieht einen Stoss von Obodnoje nach Osten vor, um die klaffende Frontlücke zwischen unseren Truppen und Hubes 1. Panzer-Armee, die von Süden vorrückt, zu schliessen. In drei Kampfgruppen treten wir vormittags zum Angriff an und drücken den mit Panzern noch hart ostwärts Obodnoje haltenden Feind auf Wolowodowka zurück.

### *14. Januar 1944*

Die Angriffe stossen auf harten Widerstand und kommen wenig voran. Wolowodowka wird um 10 Uhr genommen. Sehr hart sind die Verluste. Um 7 Uhr morgens fällt der Kommandeur des Regiments 64 durch Stalinorgel. So ist man fast bei jedem Erwachen wieder ärmer. Leiden und Sterben der Verwundeten sind eine ständige Mahnung. Blutige Bündel Fleisch und Lumpen, hilflos und gemartert, aber fast nie stumpft die innere Tatbereitschaft der Ärzte und Helfer ab.

Ich sehe die in einem Schuppen aufgebahrte Leiche des Kommandeurs, die nach Winniza überführt wird. Man gewöhnt sich mehr



und mehr daran, bei jeder Begegnung so konzentriert zu sein, als sähe man die anderen zum letzten Mal. Ich verdanke dem Oberst viel. Er war ein Offizier grössten Formats, geliebt in seinem Regiment, ein Ratgeber aller Kommandeure.

Draussen tobt in der Schneewüste unter grauem Himmel bei Geschützdonner und Bränden am Horizont die Schlacht.

Eine ungeheuerliche Masse von motorisierten Fahrzeugen, Panzern, Geschützen und schweren Waffen staut sich auf den Dorfstrassen, auch pferdebespannte Kolonnen der Infanterie.

#### *15. Januar 1944*

Windstille und Sonne. Die Angriffe werden fortgesetzt. Bis zum Abend werden Popiwka, Warjanka, Iwanko und Potoki genommen. Insgesamt wurden bis heute etwa 104 Panzer zerstört und 170 Geschütze erbeutet, ein im Augenblick seltener Erfolg. Damit findet unser Winniza-Raid seinen Abschluss.

#### *16. Januar 1944*

Die Division wird dem III. Panzer-A.K. und der 1. Panzer-Armee (Hube) unterstellt (eine glückversprechende Kombination wie 1941/42) und soll in den Raum von Uman verlegt werden. Unsere Kolonne marschiert morgens nach Marianowka. In den Dörfern ringsum wurde gestern noch gekämpft. Breughelsche Winterbilder. Soldaten in unförmigen Vermummungen, Eisflächen, kahle Bäume, verbrannte Häuser, rauchende Trümmer, zerstörte Panzer und Geschütze, umgestürzte Fahrzeuge, dampfende Feldküchen. An den Kirchen werden Gräber geschaufelt. Die Bevölkerung macht vom Wechsel der kämpfenden Parteien und Einquartierungen kein Aufhebens.

#### *18. Januar 1944*

Wir setzen wie der ewige Jude den Pilgerpfad fort. Zehn Stunden dauert die kurze Fahrt nach Leskowo bei Monastyrischtsche, da infolge Glatteis unentwegt Stockungen entstehen. Vor uns ist eine verworrene Lage. Mehrere Feindgruppen sind eingekesselt, jedoch auch eine eigene. Die beiden Panzergrenadier-Regimenter gehen zum Angriff vor, um sie zu entsetzen und den gordischen Knoten zu durch-

hauen. Die Truppe kommt nicht zur Ruhe. Schnell wieder aufgefüllt wird sie von einem Einsatz in den anderen geworfen. Es ist unglaublich, wieviel Material wir auf unseren Rückzügen in Feindeshand fallen lassen, wie schwerfällig wir in der Bergung von Heeresgut sind.

Die Berichterstattung an höhere Dienststellen wird zunehmend propagandistisch betrieben, was viel Schaumschlägerei ergibt.

*19. Januar 1944*

Der Angriff der Grenadier-Regimenter kommt nur langsam voran, während die in Ostroshany eingeschlossene Kampfgruppe verzweifelt um Hilfe funkt. Hier in Leskowo ist – ein seltener Fall – von den Sowjets verschont geblieben eine grosse Gutsanlage. Ein phantasievoll von einem geschulten Architekten gebautes Tudorschloss, etwa aus der Zeit Alexanders II., in einem Park, der an einen See grenzt. Daneben ein Wirtschaftshof, daran ein stattliches Beamtenhaus mit Tordurchfahrt zum Schloss. Ein grösserer Hof mit massiven Ställen und Scheunen liegt weiter entfernt. Grosser Obst- und Gemüsegarten. Nebengebäude im Cottage-Stil.

Ich fahre zur Artillerie-Abteilung und zur Sanitäts-Kompanie, die im Schloss Monastyrishchtsche liegt, das sich als Verwaltungsgebäude einer Zuckerfabrik ein Weiterbestehen erkämpfte. Ein klassizistisches zweigeschossiges Hauptgebäude mit einstöckigen Flügeln in Hufeisenform, durch Säulen, Pilaster und Frontons gegliedert. Es ist die Landschaft unserer Panzerschlacht vom Juli 1941.

Obwohl es der Division gelungen ist, die Lage bei Bobruisk und auch bei Winniza zu stabilisieren und damit die seit langer Zeit bedeutendsten Erfolge an der Ostfront zu erringen, wäre unter besserer Führung noch mehr zu leisten. Fast alle Kommandeure haben gewechselt. Aus diesen beständig dezimierten und mechanisch wieder aufgefüllten Einheiten werden keine organischen Verbände mehr. Solche Divisionen stehen mit dem Glanz ihrer einstigen Erfolge nur noch auf dem Papier. Der Einsatz bei Winniza war vielleicht der blutigste des ganzen Russlandfeldzuges. Auch jetzt sind die Verluste wieder hoch.

Auf der Höhe der Erfolge hat unser Volk in seiner Aufgabe, die unterworfenen Nationen geistig zu gewinnen, katastrophal versagt und ein Sündenkonto aufgehäuft, das den deutschen Führungs-

anspruch noch lange belasten wird. Eine Nation, die in rechtlicher und religiöser Anarchie lebt, ist nicht zur Hegemonie berufen und scheitert, wo die Gewalt versagt. Unser Volk geht durch eine harte Schule, aber die Verantwortlichen lernen nichts.

*24. Januar 1944*

## **Uman**

Ich starte vor Sonnenaufgang zum III. Panzer-Korps nach Werchne-jatschka. Herrliche Fahrt bei wärmender Sonne über verschneites Land. Den Höhepunkt bildet die Besichtigung der einstigen Residenz der Potocki in Uman, die dort bis ins 19. Jahrhundert mit einem geradezu königlichen Aktionsradius grosse Gebiete zwischen Kiew und dem Schwarzen Meer beherrschten. Es war eine Insel hoher westeuropäischer Kultur, schon fern im Unbegrenzten.

Das heutige Uman wirkt trotz hügeliger Lage und einer grossen Wasserfläche im Ortsbild genau so chaotisch und brutal wie andere russische Orte, die weissen, mit Kuppeln und Säulen geschmückten Kirchen wurden verunstaltet, dafür schiessen Fabriken auf. Aus der Stadtmitte führt eine Lindenallee an den Ausgang eines nahen Bachtals, und hier beginnt mit einer pompösen Toranlage und zwei runden frühklassizistischen Pförtnerhäusern – rosa mit Säulen – der berühmte Park von Human, eine legendenhafte Sehenswürdigkeit der Ukraine. Ein Potocki legte ihn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach englischen Vorbildern an und nannte ihn seiner Gemahlin zu Ehren Sofiowka.

Ein Parowe, eine ganz gewöhnliche Balka, wurde mit allen Mitteln der Kunst zu einem Stück idealer Natur umgewandelt. Es gibt viele anspruchsvollere, besser erhaltene Anlagen dieser Zeit, doch mit einem Niemandland von fünfhundert Kilometern Wüste rings umgeben ist man geneigt, den leidenschaftlichen Schönheits- und Veredelungswillen, der aus dieser Schöpfung spricht, ernst zu nehmen. Über den Wunsch hinaus, in einem kultivierten Rahmen zu repräsentieren und durch Erlesenheiten zu überraschen, spürt man die Huldigung des Granden an seine geliebte Frau, wie das Bestreben, ein Stück Erde nach dem eigenen Geist zu formen, zu einer Ideal-landschaft zu steigern. So war es gedacht. Inzwischen sind barbarische

Geschicke über diesen Garten dahingegangen (er war Schule zur Zarenzeit, Volkspark unter den Bolschewiken), und doch bedarf es nur geringer Phantasie, sich vorzustellen, was verlorenging.

Von diesem Tor führt eine Allee durch das Waldtal in Windungen aufwärts zum Schloss, begleitet von künstlichen Kaskaden. Der Unendlichkeit und Gestaltlosigkeit des umgebenden Raumes ist räumlich und seelisch bewusst die Konzentration nach innen entgegengesetzt.

Erster Halt vor einem offenen ovalen Kuppelpavillon, durch dessen Säulen die Eisfläche eines ummauerten Waldsees zu sehen ist, von Monumenten umgeben und mit einem Springbrunnen in der Mitte, der aus einem Schlangenmaul aufschiesst. Abseits oben im Eichenwald wurde ein deutscher Soldaten-Friedhof angelegt. Der Baumwuchs der Laubbestände mit eingestreuten Kiefern und Fichten beweist, dass Boden und Klima hier nicht günstig sind. Oberhalb dieses Sees folgt die Auffahrt einer Schlucht, in der es geborstene Säulen, Obelisken, Denkmäler, Steinbänke, gewölbte Brücken und eine monumentale Grottenanlage mit dorischem Portikus gibt. Über einen grösseren See, der schon in die freie Landschaft ausmündet, führt eine Brücke auf eine steingefasste Insel, auf der sich unter Bäumen ein zweistöckiger Säulenvavillon erhebt, der Gemächer enthält und vor dem eine Embarcadère aus Granit ins Wasser mündet, an der einst Gondeln anlegten.

Zwischen Schlucht und See führt die Auffahrt auf einem Damm zum Schlosshof hinauf. Der alte Palast der Potocki steht nicht mehr. Anscheinend umgab er, in Einzelbauten aufgelöst, den noch bestehenden geräumigen Hof. Ein Ersatzbau, die landwirtschaftliche Schule, brannte 1941 bei unserem Einmarsch ab. Auch die Kavaliershäuser sind ohne Charakter. Die Umgebungen, die einst streng gegliedert und sicher besonders kunstvoll ausgestaltet waren, sind ganz deformiert. Landser, Lkw und Bauern bevölkern den Park. Gelbweisse und rosaweisse Bauten leuchten aus dem blauen Schatten der Boskette über glitzernde Schneeflächen in der Wintersonne.

Von hier wurde die schöne Marie Potocka durch den Tataren-Khan geraubt und im Palast Baghtschisserai auf der Krim bis zu ihrer Befreiung gefangen gehalten. Hier wurde die Königin von Neapel, Maria Theresias Tochter, auf ihrer Flucht über Konstantinopel, Ni-

kolajew nach Wien mit Pomp empfangen. Hier wurden französische Opern und Komödien aufgeführt, wurde in einer nur durch Präsenzakte an den Höfen von Warschau, Paris, Petersburg und Wien unterbrochenen Parade von Festen und Jagden Politik gemacht, philosophiert und aus einem frühen Verstehen der Aufklärungstendenzen heraus sehr human regiert. Die Untertanen hatten ihr Teil an dieser «vie en fête». Die Frauen der Potocki schrieben Memoiren, die heute noch in vielen Sprachen gelesen werden, Meisterportraits in den europäischen Galerien überliefern ihren Charme: Helene Potocka – Massalska, Anna Potocka-Tyszkiewicz –, ein Zwischenspiel zwischen Völkerwanderungen und Invasionen.

### *27. Januar 1944*

Ich fahre mittags der Führungsstaffel voraus, die den Gefechtsstand nach Budinizi verlegen will. Grauer Himmel und Tauwetter. Die Rollbahn mit Leichen übersät. Ab Iwachny, wo die Kolonnen sich stauen, häuft sich die Zahl der toten Russen, die die Stärke des Widerstandes bezeugt und der im Vergleich geringe eigene Verluste gegenüberstehen. Trupps von Gefangenen kommen entgegen, rings brennen abgeschossene Panzer, in weiterer Entfernung die Dörfer. Rechts und links hält noch der Feind, vielleicht stark angeschlagen, vielleicht auch nicht. Kanonen und Salvengeschütze feuern, Stalinorgeln antworten. Eine endlose Kolonne von Schützen-Panzerwagen und schweren Waffen schiebt sich auf der Rollbahn nach Westen vorwärts.

Plötzlich kreuzen russische Kampfflugzeuge über unserer Kolonne auf, werfen Bomben und schießen mit Bordwaffen. Alles stürzt sich aus den Wagen in den Schnee, in den Schmutz. Während wir im «Schatten» eines noch brennenden Panzers Schutz suchen, wird mein Kübel getroffen, ohne glücklicherweise mit der gesamten Habe in Flammen aufzugehen. In kurzen Kurven kommen die Zerstörer immer wieder und überschütten uns mit Geschossen, während wir unter blutigen Teilen zerrissener Körper am Boden liegen, «scheue Kaninchen», zu einem Nichts zusammengeschrumpft. Ich fahre, als der Höllenspuk vorüber ist und die Opfer abtransportiert sind, auf die Nachricht hin, dass der Stab einstweilen dort unterzieht, nach Iwachny-West.

Gegen 19 Uhr wird der Vormarsch mit dem Ziel Kasimirowka fortgesetzt, doch zeigt sich unterwegs, dass der Feind unseren Weg von beiden Flanken her an mehreren Stellen unsicher macht. Daraufhin wird gegen 21 Uhr in der halbzerstörten Siedlung Schewtschenko Gefechtsstand bezogen. In drei Kolonnen nebeneinander rollen unsere Kolosse von Kettenfahrzeugen und schweren Wagen unter gerötetem Nachthimmel dahin.

*31. Januar 1944*

### **Nemirdw**

Mit Aufträgen zum Panzer A.O.K. 1 nach Winniza, eine Strecke von 250 Kilometern, bei schlecht befahrbaren, durch Auftauen verschlammten Wegen. Nachdem eine Zugmaschine uns schon in Sichtweite des Divisions-Gefechtsstandes aus einem Loch ziehen musste, führt der Weg über Monastyrischtsche, Christinowka, Gaissin. In Nemirow leuchtet ein Schloss aus Parkbäumen; ein langgestreckter Palast mit Anklängen an Petit Trianon und das Weisse Haus in Washington. Vor der Mitte der beiden Fassaden Säulenportikcn. Im Innern sind ungeheure gewölbte Räume, die auf Terrassen hinausgehen, Prunkstücke der Mittelsaal und ein rundes Säulenkabinett am Ostgiebel, davor ein geometrisches Gartenparterre. Man könnte zweifeln, ob es sich wirklich um einen Bau des 18. Jahrhunderts oder eine späte Kopie handelt, wären die Stukkaturen nicht von so ausserordentlicher Qualität und Stilreinheit. Auf unsere Frage, wer die einstigen Besitzer gewesen seien, bringt eine Frau nur den Namen Maria Sherbatowna heraus. Ist diese Semiramis nun die Erbauerin des Schlosses oder die letzte Herrin vor 1917 gewesen, die vielleicht ermordet wurde, oder eine Wohltäterin der Bevölkerung, deren Name noch unvergessen ist? Wir erfahren es nicht.

Nur «leicht angeschlagen» steht das Schloss offen und leer zwischen Baumgruppen und weiten Rasenflächen, die talabwärts führen. Die auffallend anspruchsvollen Wirtschaftsgebäude sehen aus, als seien sie vor 1914 von einem deutschen Architekten gebaut. Der ganze Ort nimmt das Interesse gefangen. Altpolnische Häuser mit Säulen und Holzgalerien, wie man sie nur noch selten sieht, eine Kirche mit feiner spätbarocker Fassade als Strassenabschluss, ein sonderbarer

Turm, der wie eine Sternwarte aussieht. Im Norden der Stadt eine Kuppelkirche, die zu einem einstigen Kloster zu gehören scheint, endlich eine frühere Poststation, eine Karawanserei, wie es sie an den grossen polnischen Heerstrassen einst überall gegeben haben muss, reich mit Säulen ausgestattet, unten die Pferdeställe, Gesinde- und Vorratsräume, oben Schlafkammern für die Gäste, ähnlich den englischen Rasthäusern in Indien, wie sie in früheren Zeiten angelegt wurden.

## Woronowiza

Von Nemirow ab begleitet mich wieder die monumentale Lindenallee der von Uman und Tulczyn nach Lemberg führenden Strasse, die durch abwechslungsreiches, bewaldetes Gelände in kühnen Schwüngen über Hügel und durch Täler führt. Ein imposantes Schloss, jedoch von weniger übermenschlichen Dimensionen als Nemirow, besitzt auch Woronowiza, hochgelegen, breit der Strasse und Landschaft zugewandt, flankiert von flachen, symmetrischen Gebäuden und zwei stattlichen Barockkirchen. Vor der Rückfront sind die Überreste eines grossen französischen Gartens, von Lindenalleen eingefasst, die auch ein halbrundes Parterre, unmittelbar am Haus, begrenzen. Rechts und links Bosketts. Das Schloss selbst besteht aus einem Mittelbau mit Kuppeldach, über der Vorfahrt ein Portikus von acht korinthischen Doppelsäulen. Zwei nach vorn gebogene Flügel enden in Pavillons mit Flachkuppeln. Auch hier wirken wie in Nemirow englische Vorbilder nach, die auf Palladio zurückgehen. Vermutlich wurden beide Häuser unter Stanislaw August Poniatowski gebaut. Die äusseren Stuckfriese, unter anderem Tierschädelgirlanden, sind vollkommen intakt. Eingang und Treppe wirken wie in Nemirow überraschend dürftig. Den ursprünglichen Zustand erkennt man nur noch an zwei säulengeschmückten Sälen des Südflügels, einem runden und einem ovalen, in deren Stuckornamenten Tiere und Figuren vorkommen. Das Ganze wirkt gröber, aber noch charaktvoller und wohnlicher als Nemirow, auf hohe ästhetische Ansprüche berechnet. Das Schloss dient als Lazarett. Bau und Umgebungen sind vernachlässigt, aber unzerstört. Hier kreuzte vor drei Wochen der russische Stoss auf Shmerinka die Rollbahn, Spuren sind noch bei Sselischtsche-

Kosakowa zu sehen, wo unsere Panzer den entscheidenden Flankenstoss durchführten.

Ich erreiche Winniza vor Dunkelheit, erledige meine Dienstgeschäfte und esse mit Hube. Hube und seine 16. Panzer-Division wurden heute im Heeresbericht genannt. Das wird gefeiert, und die Unterhaltung über Politik und den Fortgang des Krieges kommt trotz des Ernstes der augenblicklichen Lage auf hohe Touren.

*1. Februar 1944*

## **Tulczyn**

Ich frühstücke mit Hube gemütlich. Höre mit Kopfhörer Gespräche höchster Dienststellen mit. Hitler hält ohne Rücksicht auf Katastrophen immer bis zum Äussersten, hofft, den Dnjepr wieder zu gewinnen, längeren Atem als Stalin zu behalten und mit Drohung eines neuen Bündnisses mit den Sowjets und Freiwerden unserer Hauptkräfte den Kampf gegen die Westmächte zu beenden.

Einstweilen sind sechs eigene Divisionen, die gegen die Vorschläge von Hube und Manstein zwischen Tscherkassy und Bela Zerkwa am Dnjepr festgehalten wurden – wie vorauszusehen war –, vom Feinde abgeschnitten worden. Der Russe brach mit Panzerverbänden von Osten und Westen vor, zwang die deutschen Truppen zu igeln und trennte sie durch einen breiten Zwischenraum von der bei Nowaja Greblja neugebildeten Front der 1. Panzer-Armee. Nun gilt es, diesen Raum zu durchstossen, die bei Tscherkassy eingeschlossenen Divisionen, die nur mit Flugzeugen versorgt werden können und unter starkem Feinddruck stehen, zu befreien, auch gleichzeitig möglichst viele Feinde einzukesseln und zu vernichten. Der wiedergewonnene «Balkon» könnte zum Ausgangspunkt einer Wiedereroberung der Dnjeprlinie werden.

Ich entwirre auf dem Heimweg eine Kolonnenverstopfung nach der anderen. Ich nehme heute einen etwas weiteren, aber besseren Weg über Brazlaw-Tulczyn, der ein gutes Stück durch das von Rumänen besetzte Transsinnistrien führt. Inzwischen ist das Tauwetter fortgeschritten. Aus schmutzigen Schneeresten taucht unter trübem Himmel der schwarze Boden der Ukraine auf. Dunkle Melancholie liegt über der nordchinesisch wirkenden Flusslandschaft, die man von



der Bugbrücke vor Brazlaw sieht. Die Wasser stürzen über Felsen, Weiden hängen über die Ufer, aus Robinsonhütten steigt Rauch, Steilhänge begleiten die Windungen des Flusses in nebelhafte Ferne. Immer von Neuem setzen mich die alten Lindenalleen längs der «polnischen Autobahn» des 18. Jahrhunderts in Erstaunen. Zwischen Brazlaw und Tulczyn sind sie von herrlichstem Wuchs, eine fast fünfhundert Kilometer lange majestätische Schlossavenue, die in Lemberg beginnt und tatsächlich vor dem Tulczyner Schloss endet – die eindrucksvollste Demonstration souveränen Machtvollens, die sich denken lässt. Aus der Perspektive dieser Alleen erscheint das ungeheure Land, dessen Weite und Verlassenheit uns oft erschlägt, geformt und beherrscht. Die weiss, gelb und blassblau getünchten Lehmhütten zu beiden Seiten fühlen sich im Schatten der Baumriesen geborgen. Das goldbraune Herbstlaub, das noch an den dunklen Ästen hängt, steht prachtvoll zum Schnee und dem tonigen Grau des Himmels.

Schliesslich sieht man von einer Anhöhe im Tal in nebelhaften Umrissen das kolossale Tulczyner Schloss, überragt von einer Kuppelkathedrale. Wie in Mantua fährt man über einen Damm zwischen zwei grossen Stauseen darauf zu, deren östlicher zurzeit abgelassen ist. Ringsum unverfälschte, kahle Ukraine. Mit Staunen erkennt man näherkommend einen Bau von meisterhafter Architektur, der mit seinen Säulenfronten auf einer hohen, geböschten Terrasse ruht. Vor drei Tagen fielen die letzten Baumriesen des einstigen Parks, so dass nun jede vegetative Umrahmung fehlt, was den Eindruck trostloser Grösse und Verödung steigert. Die Terrasse dient als Schuttabladeplatz.

Tulczyn war, wie Uman, Sitz eines Zweiges der Potocki. Die wahrhaft königlichen Ausmasse dieser Residenz beweisen, dass das dazugehörnde Territorium sehr bedeutend gewesen sein muss. Der Ort ist eine Anlage des 18. Jahrhunderts. In der Achse des Schlosses führt eine Strasse von einstöckigen, säulengeschmückten Beamtenhäusern eingefasst nach Süden auf die dominierende Kuppelkirche zu.

Den Platz davor, der die Hauptstrasse auffängt, schmückt eine Säule und ein Obelisk. Wie in Nemirów sieht man hier eigenartige altpolnische Giebelhäuser mit (sonst nicht vorkommenden) Ziegeldächern, Säulen und Baikonen, denn Säulen sind in Polen und Russ-

land als Symbol der Daseinssteigerung heute noch unentbehrlich. Man stelle sich dies alles vor in einem Lande von prähistorischer Struktur! Ein schlossartiger Bau scheint als Regierungs- oder Verwaltungsgebäude gedient zu haben, ein anderer, der einen Point de vue gegen Osten abgibt, geistlichen und karitativen Zwecken.

Lag in Uman der Schwerpunkt auf der Parkanlage, so in Tulczyn auf dem Schloss selbst. Es besteht aus einem Hauptgebäude, in dem die Wohnung und Festräume der regierenden Grafen lagen, und Flügelbauten mit unendlichen Fensterfronten zu beiden Seiten des Ehrenhofs, in denen Gäste und Gefolge untergebracht waren. Zum Hof solcher Granden gehörten eine Menge von Chargen aus dem niederen Adel, die wiederum eine Fülle von Bedienung brauchten. Daher das ausschweifende Raumbedürfnis. Nach Osten zu liegen Stallungen und kasernenartige Bauten für das Gesinde, Leibwache und eigenes Militär. Eine abendländische Barockresidenz.

Die Wasserfront des Hauptbaues, gegliedert durch eine Kolossalordnung von Pilastern mit Säulenfronten in der Mitte, erinnert an das Lazienski-Palais in Warschau und lässt auf den gleichen Architekten schliessen. Im Gegensatz dazu ist der südlichen Hauptfassade eine wuchtige Kolonnade von ionischen Vollsäulen vorgelagert, mit einer Attika darüber. Hier sollte mit den nachdrücklichsten Mitteln imponiert werden; die ganze Residenz wurde auf diesen Tempeln des Sonnengotts ausgerichtet. Die Schlossbauten sind leer, aber noch in gutem Zustand. Da die Portale verschlossen sind, sehe ich nur durch die Fenster ein klassizistisches Treppenhaus und in der Mitte der Wasserseite einen gewölbten Saal.

Einstöckige Galerien, daran auf der Seeseite zwei vorspringende runde Pavillons, verbinden im Halbkreis geführt die drei Schlosstrakte, während der Ehrenhof nach Süden wahrscheinlich durch eine monumentale Toranlage abgeschlossen war, die heute fehlt. Die Seitengebäude haben in der Mitte an beiden Seiten auf sechs mächtigen Säulen ruhende Frontons und Tordurchfahrten. In den Giebfeldern sind, von kriegerischen Emblemen in Stuck umrahmt, noch die Wappen und Initialen der Potocki und ihrer Frauen zu sehen. Die Architektur ist weniger pathetisch als die des Hauptbaues und wirkt eher feiner. Das Ganze ist ein für sich dastehendes Meisterwerk. Dem Chaos sind hier Ordnung und Mass entgegengesetzt, eine Ge-  
376

sinnung, die Kleinlichkeit ausschliesst. Palladio, Christopher Wren, Gabriel haben hier Pate gestanden, doch der englische Anteil überwiegt, so deutlich auch der osteuropäische Raum den Gesamtcharakter bestimmt. Die Schätze von Lancut geben einen Begriff dafür, was man sich hier als einstige Inneneinrichtung vorzustellen hat. Diese «steinerne Sphinx» flösst mir brennendes Interesse ein, mehr über das geschichtliche Dasein dieser Länder zu erfahren. Man sieht die Ruine eines Gebäudes, das Schlosskapelle oder Theater gewesen sein kann. In den Flügeln sind rumänische Dienststellen untergebracht.

Die grosse Kuppelkirche, einst römisch, jetzt griechisch-katholisch, die mit einer klosterartigen Baugruppe ein Ganzes bildet, ist innen von schöner Raumwirkung. Die hervorragenden Stukkaturen könnten von denselben, vermutlich italienischen, Meistern stammen, wie in Nemirow, trotz ihrer Hochrenaissanceformen. Seit 1941 wurde die Kirche unter rumänischer Herrschaft restauriert und mit religiösen Kompositionen in schreienden Farben verunziert.

Grabmäler der regierenden Herren sind in Tulczyn nicht zu finden. Bis auf die grossartigen Monumente im Dom zu Krakau habe ich wenige von wirklicher Bedeutung in Polen gefunden, doch fehlt mir genügende Kenntnis. Dass die Polen ausserordentlich grabmal-freudig waren, beweisen ihre berühmten Epithaphien im Ausland, wie das einer Tochter Johann Sobieskis, die einen Stuart heiratete, in St. Peter in Rom, das der Katherina Opalinska, Gemahlin Stanislaw Lescynskis, in Nancy, das der Sofia Zamoyska, einer Schwester des Kronprätendenten Adam Czartoryski, von Bartolini in Santa Croce in Florenz. Immer sind es, wie man sieht, Frauen, die die entscheidende Rolle spielen und deren Andenken der-Nachwelt überliefert wird.

Überhaupt haben die polnischen Granden mit Vorliebe im Ausland gegläntzt. So finden wir ihre Wohnsitze an den bevorzugten Plätzen Europas: auf der Pariser Ile Saint Louis das Palais Lambert Czartoryski, in der Touraine das Schloss Montrésor der Zamoyski, am Züricher See Burg Rapperswyl und im Besitz des letzten Poniatowski die nach ihm benannte Villa in Rom sowie das herrliche San Felice am dazu gehörenden Monte Cicero am Tyrrhenischen Meer.

Ich gestehe, dass an diesen verschwindenden Monumenten gross-

gesinnten Herrentums, an Schlössern, Palästen, Gärten wie an Domen und Klosterbauten mein ganzes Herz hängt und dass ich noch nicht sehe, wie das kulturell verarmende Europa sie durch gleichwertige Schöpfungen ersetzen soll. Jedenfalls wird es keine sozialistische Parole, keine materialistische Betrachtungsweise vermögen, künftige Geschlechter davon zu überzeugen, dass die Errichtung dieser Wunderwerke nur verbrecherischer Luxus gewesen ist.

#### *4. Februar 1944*

Um 6 Uhr treten die Panzergrenadiere in einer Breite von zehn Kilometern, von Artillerie unterstützt, zum Angriff an. Mit unsäglich Mühe stapfen sie keuchend und kämpfend durch den klebrigen Schlamm des aufgeschwemmten Bodens, in dem sie bis über die Knie versinken. Dick und zäh haftet der Dreck an ihren Stiefeln. Aus Rädern und Gleisketten der Panzer, die oft halbe Meter tiefe Furchen schaufeln, fallen fast zentnerschwere Schlammklumpen. Artilleriefeuer aus festungsartig ausgebauten Stellungen empfängt die Angreifer, doch schon prasseln Bomben unserer Stukas auf den Feind. «Vater Hube», heisst es schnell, habe sie geschickt. Der Glaube an sein glückbringendes, väterliches Walten über seiner alten Division ist tief verwurzelt und bildet eine Kraftquelle. Der Abwehrgürtel der Sowjets wird überrannt, doch der Feind setzt seine Panzer T 34 zum Gegenstoss ein. Schlammüberströmt pressen sich unsere Männer, die den Kolossen nichts anhaben können, einen peinlichen Augenblick lang in den Morast, bis die eigenen Panther durch die Bresche hervorbrechen und den überrollten Feind vernichten.

An brennenden Sowjetpanzern vorbei stürmen die Grenadiere weiter voran. Die Panther erleichtern ihnen den durch Schlamm doppelt erschwerten Kampf. Durch Mulden und Balkas, die glitschigen Hänge hinauf und hinunter, bald laufend, bald kriechend, in Schweiss und Dreck gebadet, ringen sie den Russen mehrere Dörfer ab und stossen in zwanzig Kilometern durch, dem Ziel entgegen, den feindlichen Ring um die eingeschlossenen Divisionen aufzubrechen.

Häuser brennen, aufflammende Dörfer zeigen den Frontverlauf. Jedes Abirren vom Wege führt zum Feind. Die Fenster, durch unsere Bomben zerstört, werden mit Stroh ausgestopft. Die Einwohner sind ausgewiesen, kommen aber zur Nacht zurück. Ich nehme eine Frau

mit vier Kindern auf, deren Hütte verbrannte, gebe ihr zu essen und lasse sie heizen, da wir durch übertriebenes Kacheln leicht Unglück anrichten. Leider sind unsere Verluste stärker als im letzten Einsatz. Russische Funksprüche deuten auf Verwirrung beim Feind.

#### *5. Februar 1944*

Wegen Spritmangels stockt der Angriff. Um Tinowka tobt das Duell der Artillerie, der Nebelwerfer und der Stalinorgeln. Russische Panzer versuchen vergeblich, von Westen in den Ort einzudringen.

Den ganzen Tag herrscht leichter Nebel, den der Mond nachts durchleuchtet. Das Dorf sieht gespenstisch aus. Die ganze Nacht über wird aus allen Rohren geschossen. Russen dringen von Norden in Tinowka ein und werden vernichtet.

#### *6. Februar 1944*

Die Schlamm-Not wächst. Die Verwundeten können nicht zurücktransportiert werden und sterben. Verpflegung kommt nicht heran. Dabei ist jeder voll Ungeduld, die eingeschlossenen Divisionen vor uns zu befreien. Doch wir sitzen fest. Die Truppe leidet an ihrer äusseren und inneren Verfassung. Die Arbeit der Pioniere ist, obwohl die wichtigste, die undankbarste und gefährlichste, die von der Truppe geleistet wird. Besonders das Aufnehmen von Minen, durch neue feindliche Methoden erschwert, fordert viele Opfer. Die Männer werden in vielen Fällen in Atome zerrissen und können nur als vermisst gemeldet werden.

#### *7. Februar 1944*

Ein Feuerüberfall der russischen Artillerie, bei dichtem Nebel mitten in unsere Hütten, besiegelt den Entschluss, den Gefechtsstand nach Pawlowka zu verlegen, zumal die Tinowka-Front von der 34. Division und der Leibstandarte übernommen wurde. Die durch Panzer grundlos aufgewühlten Wege sind mit ihren meterhohen zähen Schlammshollen fast unpassierbar. Dadurch nimmt die Versorgungskrisis gefährliche Formen an. Das Panzerregiment muss sich mit seinem letzten Sprit bis nach Tatjanowka durchkämpfen, um wieder auftanken zu können. Der von dort leer zurückkommende Geleitzug wird durch Sowjetpanzer vernichtet.

Übrigens sprach mich Hube in Winniza auf den Tod des Generals Gonzaga an, anscheinend ist es der einzige derartige Fall, der bei der Entwaffnung des italienischen Heeres nach dem Verrat am 8. September 1943 so unglücklich ausging. Die düstere Geschichte soll die Runde durch die ganze deutsche Armee in Italien gemacht haben.

#### *8. Februar 1944*

Es friert, doch die Versorgungslage macht noch jede Operation unmöglich.

#### *10. Februar*

Die Lage vor uns im Kessel von Tscherkassy wird ernst. Man benutzt den leicht gefrorenen Boden, um die Division in einen anderen Angriffsstreifen weiter nach Osten zu verlegen. Wir nehmen unterwegs Verwundete mit. Grässliches Wetter. Bittere Worte: «Die Russen haben gelernt, wir haben vergessen.» Diese durch die Witterung missglückte Aktion kostet uns hohe Verluste an Menschen und Material. Ausgefallene Geschütze und Fahrzeuge bleiben in grosser Zahl stehen. Die eigene Artillerie steht feuernd zwischen unseren Hütten und im nahen Gutspark, die Front verläuft am Dorfrand.

#### *12. Februar 1944*

Ein russisches Mädchen in hellem Soldatenpelz, Baret und Filzstiefeln tritt ein, reicht mir die Hand und stellt sich frisch und freundlich als Dolmetscherin bei der Artillerie vor, Lydia Romanenko aus Tschulkowka bei Stalino, noch nicht zwanzig Jahre alt. Sie floh, da ihre ganze Familie umgekommen war, bei unserem Rückmarsch zu Verwandten in ein Dorf bei Uman, das von den Sowjets genommen und von uns Mitte Januar zurückgewonnen wurde. Seitdem übt sie als einziges Mädchen unter Männern ihren Beruf aus, hat es überall schwierig, scheut aber weder Menschen noch Gefahren und bleibt tapfer dort, wo, wie sie selbst sagt, es ihr am besten geht. Ihr natürlicher Anstand, ihre gesunde Frische, die Verbindung von Mädchenhaftigkeit und Unerschrockenheit nehmen für sie ein. Sie dankt höflich dafür, dass ein so hoher Offizier so freundlich mit ihr spricht. Halb Jeanne d'Arc, halb Barbara, Schutzpatronin der Artillerie, ist sie vielleicht eine gefährliche Agentin.

*15. Februar 1944*

Es schneit weiter. Die Schlammwüste erstarrt. Dieser Raid Uman-Tscherkassy kostet uns bisher vier fast aufgeriebene Panzer-Divisionen, ohne das Ziel erreicht zu haben. Wir sind augenblicklich zum Weiterangriff zu schwach. Die Weitsichtigen urteilen scharf über die Zusammenhänge.

*17. Februar 1944*

In der Nacht kommt die Verbindung mit den vor uns eingeschlossenen eigenen Divisionen endlich zustande. Mit letzten Kräften haben sie sich uns entgegengekämpft. In den Schlammtagen hatten sie zeitweise schon jede Hoffnung aufgegeben.

Der Russe führt frische Kräfte heran und sucht zu vernichten, was er kann. Es herrscht eisiger Oststurm. Hube kommt angefliegen, schleudert von hier aus Befehle in die Schlacht, betreibt beschleunigte Rückführung noch in der kommenden Nacht. Unsere Verbände verteidigen die linke Flanke der Verteidigungsstelle.

*18. Februar 1944*

Wir verteidigen Tschessnowka und Daschukowka gegen feindliche Vorstöße im Feuer der Stalinorgeln. Die Rückführung der befreiten Divisionen vollzieht sich unter katastrophalen Begleitumständen. Sie stossen führungslos dort, wo wir ihnen am nächsten sind, das undurchsichtige Wetter, Waldstücke und Schluchten ausnutzend, mitten durch den Feind, seine Panzer und Maschinengewehre, Mann für Mann hindurch. Der Russe tobt, nach allen Seiten feuernd, in diesem Chaos herum. Teile der eingeschlossenen Verbände decken hinhaltend kämpfend den Rückzug. Alle schweren Waffen, Fahrzeuge und Vorräte bleiben im Tscherkassy-Kessel und werden, soweit möglich, jedoch ganz ungenügend zerstört. Da höchste Eile geboten war, warfen die Landser alles Gepäck fort und machten sich mit ihrer Waffe im russischen Geschosshagel Spiessruten laufend, Tag und Nacht in eisigem Schneesturm auf den Weg. Noch ist der zähe Schlamm nicht gefroren. Der Weg führt durch Wasserläufe und Sümpfe, Verwundete sinken hin, vergebens sucht man ihnen zu helfen, jammernd bleiben sie liegen. Die anderen stürmen weiter. Was sich weiterschleppen kann, folgt.

Die russische Führung schleudert Funkbefehle heraus, alles zu vernichten. Mit Panzern und allen schweren Waffen wird in den Strom der Zurückflutenden hineingefeuert.

Beim Morgengrauen überfluten die Geretteten unsere Unterkünfte. Bald sind alle Hütten mit Verwundeten überfüllt, darunter flämische und wallonische Freiwillige der Division SS Wiking. Verpflegung wird herangeschafft, sechs Küchen rollen an und kochen am laufenden Band. Es gibt warme Getränke, Drops und Zigaretten. Bilder des Elends.

Unter der Schar der im Schneetreiben Vorüberflutenden ist auch Meier-Welcker mit seinem Kommandeur, General Kruse. Zwei Pferde tragen das letzte gerettete Gepäck der beiden. Sie kommen quer durch den Feind, eine Führung gibt es nicht mehr. Die Einkesselten rannten, wie es kam, durch die Russen den Befreiern entgegen. Nur das dichte Schneetreiben verhinderte, dass die Verluste bei diesem Verzweigungsakt nicht grösser waren. Ein Flussabschnitt, der Gorni Tikitsch, ostwärts Lysjanka, war zu passieren. Erhitzt und schweisstriefend warfen sich die Flüchtenden, teilweise nackt, ins Wasser und in den Sumpf. Die einen konnten nicht schwimmen und ertranken, die anderen bekamen einen Herzschlag. Tausende, die in den vorausgehenden Kämpfen verwundet waren, mussten zurückgelassen werden.

Hungernd, durstend, ungewaschen, zerlumpt, ermattet, gelähmt vom Bewusstsein, aufgerieben zu sein, mehr noch durch die entsetzliche Tatsache, dass man den Verwundeten nicht helfen konnte und sie in Massen in der Schneewüste hat elend verkommen lassen, dass man ihre flehenden Schreie überhören musste, kommen die Männer daher. In ihrem Gefolge eine Menge ukrainischer Mädchen und junger Frauen, die dem Aussehen nach die Katastrophe müheloser überstanden haben als die Männer. Ein Wiedersehen unter solchen Umständen ist tief bewegend. Die kurze Rast an der Küche lässt Zeit zur Aussprache. Verbitterung herrscht darüber, dass Hitler es wieder zu dieser Niederlage hat kommen lassen, die uns, wenn auch viele Menschenleben gerettet wurden, eine Anzahl Divisionen mit den gesamten Fahrzeugen und schweren Waffen kostete.

Die Stäbe erhielten von den Sowjets Aufforderungen zur Übergabe unter ehrenvollen Bedingungen und zwar durch eigenhändige Briefe



deutscher Generale in russischer Gefangenschaft. Die Empfänger der Briefe zweifeln nicht daran, dass diese nicht unter Zwang, sondern im vollen Bewusstsein der Verantwortung geschrieben sind.

Meine Hütte ist bis auf den letzten Stehplatz besetzt. Ich lasse die Verwundeten zur Nacht abtransportieren, so dass der Rest, wenn auch wie in einem Pökelfass, liegen kann. Ein Bild zum Malen. Ein Mann, der sonst nichts gesagt hat, lallt im Halbschlaf die ganze Phraseologie wehrgeistiger Propaganda ab, worauf er ohne Übergang in Schnarchen verfällt. Die anderen amüsiert das kaum, aber man hört kein Wort der Missstimmung oder Klage. Es sind verwegene Burschen, die dramatisch und mit klassischem Humor erzählen, zur Hälfte SS-Männer. Das Lokal ist blutbeschmiert, die Landser tragen Läuse herein, sie stehlen wie die Raben, bestehen sich gegenseitig, sind aber sonst hilfsbereit, und bald schnarcht alles im Chor.

#### *19. Februar 1944*

Der Strom der Zurückflutenden verstärkt sich. Unsere Nachtgäste wandern weiter. Andere fallen ein. Wir führen Verteidigungskrieg um jedes Besitztum. Aus vielen Gesprächen ergibt sich das Bild dieser grauenhaften Tage. Die Briefe der deutschen Gefangenen sind Tagesgespräch bei Offizieren und Mannschaften. Die Einschliessung hier im Don-Bogen von Tscherkassy hat genau drei Wochen gedauert.

#### *21. Februar 1944*

Die Front wird zurückgenommen. Wir zerstören die Brücken. Der Russe stösst von Westen in die sich bildende neue Abwehrfront und zwingt uns, den Flügel zurückzunehmen. Russische Luftangriffe. Neue feindliche Umfassungsversuche erzwingen erneute Rücknahme der Front. Die eigene Widerstandskraft lässt bei ununterbrochenem Kampf unter schwierigsten Verhältnissen fühlbar nach.

#### *26. Februar 1944*

Wir verlegen den Gefechtsstand nach Bagwa, da Rubanny Most vordere Linie wird. Ich wohnte bei einem gütigen älteren Ehepaar in einem sauberen Häuschen. An den Wänden hing neben alten Ikonen ein in düsteren Farben gemaltes Bildnis Puschkins. Morgens und

Abends stellten sich Mann und Frau vor den Ikonen auf und beteten. In den Gesten der Frau lag Grösse und dramatische Kraft. Beide hatten Herzenstakt und feine Manieren. Wir bekamen Kartoffelpuffer mit Sonnenblumenöl angeboten und gaben ab, was wir entbehren konnten. Als wir heute zum Aufbruch rüsteten, baten sie mich unter Tränen, zu bleiben. Der Abschied erfolgte unter Segenswünschen, die Frau küsste mir die Hand. Morgen wird um diese Hütten gekämpft werden. Ich fühlte mich diesen Leuten, die das alte Russland so eindrucksvoll verkörpern, eng verbunden. Ihr Schicksal fällt mir schwer aufs Herz.

Gegen Mittag ist der bis dahin überfüllte Ort schon leer, der Rückzug beginnt.

### *28. Februar 1944*

Ich fahre zum III. Panzer-Korps und zum Flughafen nach Uman, das als Etappe des Hauptkampfgebietes sehr lebhaft geworden ist. Fusswanderung durch den verschneiten Park von Sofiowka bei dunklem Himmel. Die Kulturatmosphäre des Bereichs ist stark. Der menschliche Wille, Mass und Ordnung treten hier dem Chaos und dem Nichts entgegen. Hier waltet verwandter Geist, hier betritt man fast heimatlichen Boden. Aus dem, was die Kunst hier schuf, spricht grosse Gesinnung.

Einsame Reiter und flinke Panjeschlitten beleben die Wege. Im Schutz der Hauptallee werden Kraftfahrzeuge ausgebessert. «Germanski nix cultura», dies lapidare Urteil der Ukrainer fällt mir ein, angesichts der barbarischen Spuren, die unser hochzivilisiertes Volk zurücklässt.

### *29. Februar 1944*

Die Division ist abgelöst, die Februarschlacht zu Ende. Nun geht es zur Auffrischung zuerst in den Raum von Christinowka und dann voraussichtlich ins «Wehrmachtsloch» nordostwärts Lemberg. Ich soll zu einem Kursus nach Berlin, verlasse meine Männer vor neuem Gross-einsatz sehr ungern. (Kesselschlacht von Proskurow.)

### *1. April 1944*

Auf dem Rückweg zur Division. Ich erfahre, dass die Urlauber der ge-

samten i. Panzer-Armee (Hube), darunter die meiner Division, zu ihren Ersatztruppenteilen zurückgeschickt werden. Das deutet auf ein neues Stalingrad. Ich fahre trotzdem nach Lemberg.

*2. April 1944*

## **Lancut**

Unter den vielen historischen Schlössern und einfacheren Landsitzen in den verschiedenen Landschaften Polens fehlte mir noch die Krone von allem, das unvergleichliche Lancut der Grafen Potocki, das alles, was man von einem solchen Sitz einst erwartete, und mehr noch in der Perfektion vereinte: repräsentative Menschen, Lebensstil, den grossen Train, ein geschichtlich und künstlerisch bedeutendes Mobiliar und eine erstklassige Verwaltung. Durch glückliche Umstände und eine überlegene Regie ist hier in einem einzigen Fall ein Ganzes erhalten geblieben, das uns das Bild der einheitlichen Kultur früher Jahrhunderte noch deutlich vor Augen führt. Ja, ehrlich gesprochen, welches Schloss zwischen der Hofburg und Peking kann sich (neben den Zaren-Residenzen) mit Lancut messen?

Es liegt noch Schnee, Frühlingssonne leuchtet über den schimmernden Flächen und den Vorbergen der Karpaten. Gepflegte Forsten, Alleen und Bosketts bereiten auf Lancut vor. Kolonisten aus Landschut in Schlesien haben den Ort einst gegründet und ihm den Namen gegeben. Schon am Bahnhof ist überall das Potocki-Wappen angebracht, ein «gare seigneurale» mit eigenem Empfangs- und Wartesaal im Stil des zweiten Rokoko, die das Haus und seine Gäste vom Profanen isolieren.

Das Schloss mit seinen Fassaden in Backstein und gelbem Sandstein steht im Park auf einer nach drei Seiten sanft abfallenden Hügelkuppe, leider zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark überarbeitet und durch Anbauten erweitert. Vorher war es einheitlich gelb verputzt, wie es die Höfe noch sind. Das alte Hauptgebäude mit langen, ungegliederten, dreistöckigen Fronten hat vier Ecktürme und bildet einen quadratischen Innenhof. Nur die Türme der zur Stadt gerichteten Innenfassade tragen Kuppelhauben. Nach Süden ist ein weniger bedeutender Hof vorgelagert. Daneben ein palastartiges Orangeriegebäude aus der Zeit Stanislaw August Poniatowskis.

Das Schlossportal trägt eine Inschrift des Erbauers Lubomirski und die Jahreszahl 1642.

Der Hausherr, Alfred Potocki, begrüsst mit mit Vivazität. Er ist Ende fünfzig, blond, sportlich, spricht fließend wienerisches Deutsch und wirkt einfach und fest in seinem Wollen. Ich erzähle ihm, dass ich vor kurzem Tulczyn, Uman und Nemirow, die einstigen Besitzungen seiner Familie in der russischen Ukraine, gesehen habe und erweise mich mit Memoiren und Lebensläufen seiner Vorfahren Radziwill und Potocki vertraut. Das Gespräch bleibt dem 18. Jahrhundert nichts schuldig. Er erinnert sich der Freundschaft seiner Eltern zum Botschafter Hans Alvensleben in Petersburg. Das anfängliche Abtasten meiner Intentionen und der Apparat des gewohnten diplomatischen Verteidigungskrieges weicht zunehmender Aufgeschlossenheit und der Passion, das Kunstwerk seiner Regie vorzuführen. Und diese Regie ist glänzend. Wahrscheinlich ist kein Sitz in Europa augenblicklich so vorbildlich gehalten wie dieser am Vorabend des Untergangs.

Dabei berichtet Graf Potocki zunächst, wie Lancut von den Lubomirski, die einst zwischen Weichsel und San die grössten Grundherren waren und den Weichselstrom im Wappen führen, durch Heirat an seine Familie gelangt ist, dass seine Mutter, die zweiundachtzigjährige Gräfin Betka, geborene Radziwill, in den nächsten Tagen von Wien zurückkomme. Vor diesem Olymp hat die Sturmflut Halt gemacht. Gräfin Potocka figuriert in den Aufzeichnungen der Königin Maria von Rumänien, von Elisabeth de Gramont, Daisy Pless, Philipp Eulenburg und der Fürstin Bibescu.

Was im 18. Jahrhundert mühelos der herrschenden Form sich einordnete, emanzipiert sich hier und überschreitet die Grenze, jenseits derer jeder Aufwand seinen Sinn verliert. Doch wird hier der Stil des 18. Jahrhunderts, weil alle Bedingungen noch vorhanden sind, mit Selbstverständlichkeit und dem Wechsel von Errungenschaften und Geschmack entsprechend fortgeführt. Aus den verschiedensten Schilderungen ergibt sich ein plastisches Bild des Lebens in Lancut. Jagden, die wochenlang dauerten und zu denen die «meilleurs fusils de l'Europe» eingeladen wurden, Potentaten, Diplomaten, Seigneurs aller Arten und Nationen. Jeden Tag das Diner in einem anderen Raum, wechselnd auf Kang Hsi, Japon, Saxe oder

386

Sèvres, Wedgewood oder Nymphenburg. Residenzen mit Einrichtung und Dienerschaft in verschiedenen Hauptstädten, Reisen nur in Salonwagen, Lancut als Beispiel noch blühender Kultur des Ancien régime, ein barocker Hofstaat mit adeligen Chargen wie vor 1789. Glanzvolle Repräsentation für ganz Polen, bewusst ausgeübt, da kein anderes Haus zu konkurrieren vermochte.

Graf Potocki ist Optimist und behauptet, fest daran zu glauben, dass Lancut auch diesmal verschont bleiben wird; von den Kriegswellen, die über das Schloss dahingebraust sind, sei es «wie unter einem besonderen Schutzengel stehend» immer verschont geblieben. Erst vor einer Woche hat man begonnen, die wichtigsten Kunstwerke zu bergen. In den nächsten Tagen wird die Heeresgruppe hier erwartet. Graf Potocki fürchtet nur, dass es zu einer deutschen Verständigung mit Stalin kommen könnte. Er ist überzeugt, dass England keinen Finger rühren wird, die russische Macht auf dem Kontinent einzudämmen.

Es wird dem Grafen schwer, seine Kostbarkeiten in Kisten verschwinden zu sehen, «denn ich lebe», seufzt er, «mit meinen Sachen.» Lancut ist kein Museum. Die «Sachen» werden hier geachtet und geliebt. Hier zeigt sich, dass Polen trotz des Alters seiner Geschichte durch Unglück und Gefahr jung geblieben ist. Hier ist der Wert noch ein Wert, von dem man sich nur blutenden Herzens trennt, im Gegensatz zur Einstellung grosser Häuser Westeuropas, die ihre Ahnenbilder ohne Not verkaufen.

Ein Paradebild Augusts des Starken in polnischer Magnatentracht, der monatelang in Lancut residierte und das Haus mit Meisterstücken Meissner Porzellans überschwemmte, die noch an Ort und Stelle sind. Der König überschlägt sich, so phantastisch und imposant kostümiert, in majestätischer Attitüde und strotzendem Wohlbefinden. Man begreift, wie schwer sich die polnischen Granden von diesem pompösen hergebrachten Habit, der vollkommen asiatisch wirkte, zugunsten der französischen Hofkleidung getrennt haben.

Es finden sich auch neben den Porträts von Päpsten die von Kaiser Wilhelm I. den Eltern zur Hochzeit geschenkten Bildnisse des preussischen Königshauses und Farbstichporträts der Vorfahrin Louise Radziwill, der Schwester Prinz Louis Ferdinands und Elisass Mutter. Der Grossvater Anton Radziwill war Generaladjutant des alten Kai-

sers, der 1886 die Patenschaft für den gegenwärtigen Hausherrn übernahm.

Es zeigt sich das Seltenste und Kostbarste vereinigt, wie in nur wenigen Häusern des Kontinents. Dazu kommt, dass der Eindruck solcher Meisterwerke inmitten einer schon nach Asien hinüberfließenden, relativ kulturarmen Landschaft stärker ist, als begegnete man ihnen an der Loire oder in der Toscana. So geht es übrigens auch nach Amerika verschlagenen Kunstwerken. In Deutschland allein vergleichbar ist Pommersfelden, das einseitiger als Lancut nur die Schönborn-Welt repräsentiert, diese aber besonders in der Einrichtung des Privatappartements mit beispiellosem Eclat. Die erlesensten Zeugnisse dieser Höchstentfaltung europäisch-imperialen Glanzes (den sich fränkische Bischöfe leisten konnten) wirken hier geistiger als die primitivere Prachtentfaltung der Paläste Roms, Genuas und Venedigs, als Blenheim und Chatsworth, Valencey und Serrant. Weder die Habsburger, noch die Hohenzollern, noch die Bourbonen in Spanien verfügten im 19. Jahrhundert über solche Salons.

Uns scheint diese Welt unwiderruflich zu Ende, doch mein Gastgeber ist offensichtlich keineswegs davon überzeugt. Der grosse, distanzgebende Rahmen von Lancut, in Verbindung mit diplomatischer Erfahrung und Kunst der Menschenbehandlung, haben es ihm möglich gemacht, sich Respekt und Bewegungsfreiheit zu sichern und einen Standard im besetzten Lande und der Gefahrenzone aufrecht zu erhalten, den es sonst in Europa kaum noch gibt.

Restloser persönlicher Einsatz in der Verteidigung ohne Macht mit rein menschlichen Mitteln, wie man sie in langen Perioden politischen Unglücks entwickelt, haben dazu beigetragen. Keine Verschwendung regiert hier sondern kluge Ökonomie, praktischer Sinn, Perfektionsstreben im Aufrechterhalten jeder Ordnung.

Graf Potocki hat Vergnügen an meiner Vertrautheit mit dem in den Bildnissen dargestellten Personenkreis und seinen mit so viel Passion bewahrten Besitztümern. Unser Gespräch hatte an die besichtigten Gegenstände anknüpfend weit ausgeholt. Wir waren auf Russland vor und nach der Revolution gekommen, auf Hitler, den Okzident, die Juden, auf die Schicksale Polens, das alte Wien, Kaiser Wilhelm L, dessen Vorfahren und Nachkommen, den Berliner Hof, auf Johann Sobieski und die Türken in Europa, auf das Paris von 1789,

388

Marie Antoinette und ihre polnischen Freunde, auf die heutigen Pariser Milieus, auf Maria Casimira, Sobieskis Gemahlin, Isabella Czartoryska und ihren Musenhof in Pulawy, auf Katharina II. und den Fürsten Ligne, Leibnizens Akademien, den Vatikan und den Bruder Potocki, der Botschafter in den USA ist, die polnische Musik, die polnischen Maler des 18. Jahrhunderts in Deutschland und die deutschen Künstler in Polen, von hier überspringend auf Dresden, Barockkunst, Gärten und Parkgestaltung im Allgemeinen, auf Forstwirtschaft, Reiterei, Behandlung Untergebener, auf deutsche Häuser und Verhältnisse, die beiderseitige Verwandtschaft, endlich das unerschöpfliche Hauptthema: die grosse Memoiren-Literatur.

In Krakau und Warschau, in Kiew und Wilna habe ich Spuren des alten Polens aufgesucht. Das Wesentliche ist, wie in allen Ländern des Osten, auf dem Lande verborgen, von der Ostsee bis ans Schwarze Meer verstreut, soweit die polnische Krone einst herrschte. Die tausendjährige Kultur Polens war allezeit eng an ihre Oberschicht gebunden, die, zwar untereinander wenig einig, das Land nicht immer glücklich regiert, doch unter den ungünstigsten äusseren Verhältnissen kulturell das Erstaunlichste geleistet hat. Das moderne Polen ist undankbar. Ausserstande, die Tatsachen richtig zu sehen, lässt es sich durch revolutionäre Ideologien verleiten, das zu beschimpfen und über Bord zu werfen, was es in der eigenen Geschichte am meisten bewundern sollte. Übrigens nicht allein in Polen! Fest steht, dass die grossen Häuser Polens durch bestechende Eigenschaften in der Welt das Interesse für ihre versunkene Nation wach zu halten verstanden und ihrem wiedererstandenen Reich von 1919 bis 1939 wichtige politische Dienste geleistet haben.

Das Bild einer bis ins letzte durchgeformten und vollendeten Kultureinheit, die in Lancut noch sichtbar ist, lebt wirklich erfasst nur in wenigen fort. Aber es ist ein Beispiel für das, was an höchsten Werten in Osteuropa zugrunde geht.

Wir verabschiedeten uns am Parktor – ich stehe wie vor dem Ausgang einer Höhle, in die Aladins Wunderlampe mir hineingeleuchtet hat.

### *3. April 1944*

Przemysl. Ich erfahre, dass die 1. Panzer-Armee seit Wochen südlich

Proskurow eingeschlossen ist. Die Nachrichten lauten ernst. Kurz nach meiner Abreise am 2. März war die Verbindung bereits durchbrochen. Ich mache mir schwerste Sorgen um die Kameraden.

#### *4. April 1944*

Bessere Nachrichten. Hube kämpft sich an der Spitze von dreiundzwanzig eingekesselten Divisionen nach Westen durch. Zehn Reserve-Divisionen führen einen Stoss ihm entgegen.

#### *11. April 1944*

Gestern wurde Odessa aufgegeben. Die Krim wird, da nur noch ein Abtransport über See nach Konstanza möglich, von den Sowjets konzentrisch angegriffen. Ich fahre mit dem Kommandeur unseres Panzerregiments in den uns zugewiesenen Unterkunftsraum südlich Rzeszow. Am Stadtrand von Jaroslau eine doppeltürmige Frühbarockkirche mit gerader Chorwand auf hoher Terrasse. Bedeutend und reich in den Formen. In Przeworsk zwei interessante Kirchen, eine gotische mit schönem Westgiebel, Renaissanceteilen und Turm an der Südseite, eine weite mit mächtiger Barockhaube auf dem Westturm und angebauten Rokokokapellen. Am Westausgang das klassizistische Herrenhaus des Fürsten Lubomirski im grossen Park, der sich in Vorfrühlingsfarben an einem Fluss entlangzieht.

#### *12. April 1944*

### **Tyczyn**

Mit Aufwand wurde im 17. Jahrhundert die Tyczyner Pfarrkirche gebaut. Die alte gotische Basilika bekam eine Jesuitenfassade, flankiert von niedrigen offenen Glockentürmen, die in obeliskensbesetzte Kuppeln auslaufen. Pfarre und Küsterei bilden mit der Kirche eine imposante Einheit, der der Reichtum an Prachtaltären, Gemälden, Stuck-Marmor und Schnitzwerk im Innern entspricht. Hier hat ein lebensfrohes Herrengeschlecht seiner Frömmigkeit und Kultur ein Denkmal gesetzt, das in der Dürftigkeit der polnischen Gegenwart fast unbegreiflich erscheint.



*14. April 1944*

Die 16. Panzer-Division steht weiter in schwerem Kampf. Da keine Fahrzeuge mehr vorhanden sind, geraten alle Verwundeten in Gefangenschaft. Qualvolles Warten von Stunde zu Stunde.

Die Bevölkerung verhält sich uns gegenüber freundlich. Im Ganzen teilen die Polen unser Interesse, die Russen abzuwehren, die Partisanen zu unterdrücken und Ordnung zu halten.

Die römische Kirche übt hier noch ungebrochene Macht. Ihre Kulturkraft zeigt sich vor allem in den prachtvollen Kirchenbauten des 17. und 18. Jahrhunderts. Bestimmt, durch Majestät zu überwältigen, sind die polnischen Barockaltäre. Oft stammen sie aus Danzig, wo die Holzkultur in hoher Blüte stand. Trotz Verschiedenheit der Konfession wurde dort in grossem Umfang für den katholischen Osten gearbeitet. In den Kirchen von Rzeszow sind besonders grossartige Beispiele, beginnend mit dem grossen Renaissance-Altar bei den Bernhardinern. Auch sieht man viele Grabfiguren des 16. Jahrhunderts, in Wandnischen kniend, und auf Epitaphien meist Mitglieder des Hauses Ligeza. Wenig schön ist der verbreitete Typus der aufgestützt ruhenden polnischen Grabfigur. In der figürlichen Plastik hat es der Osten niemals weit gebracht, doch haben westeuropäische, vor allem italienische Maler einst für Andachtsbilder, Fresken und Bildnisse guten polnischen Nachwuchs herangebildet. Den Familien Lisiewski, Kupetzki, Zamoyski und Chodowiecki verdankt die deutsche Porträtmalerei des 18. Jahrhunderts viel.

In allen Städten sieht man Ruinen verbrannter Synagogen, die aus der polnischen Renaissancezeit stammten – neben den erhaltenen Schlössern und Rathäusern die interessantesten Beispiele dieses Stils.

Das Vertrauen zur Führung ist aufgrund der letzten Niederlagen erschüttert. Auflösungserscheinungen kündigen sich an. Von guten Einheitsführern hängt für die Truppe alles ab.

Nachmittags auf einer Fahrt zu verschiedenen Truppenteilen Besuch bei den Dominikanern von Stary Borek. Ein deutschsprechender Pater führt mich durch die Klausur in die grossartige, 1686 gebaute Klosterkirche, in der die Kolossal-Altäre eines Danzigers Meisters dominieren. Sie kamen auf der Weichsel zu Schiff und wurden hier vom Künstler selbst zusammengesetzt. Sollte die Masse älterer Altäre in Polen aus Danziger Werkstätten stammen, so ergibt sich das Bild

einer unermesslichen Produktion. Auch ist ganz Osteuropa mit Danziger Barockmöbeln überschwemmt. Um das byzantinische Gnadenbild in der Mitte des Hauptaltars sichtbar zu machen, wird das verdeckende Tableau durch einen Mechanismus mit gellendem Glockengebimmel zur Seite gezogen, das nach Auskunft des Paters dazu dient, die Gläubigen zu wecken und bei räuberischem Überfall das Kloster zu alarmieren. Die Abtei, dank der Spenden der Wallfahrer in bestem Zustand, liegt auf schlechtem Wege zugänglich in einem Walde über dem Tal, das friedlich mit Hütten besiedelt in die Ausläufer der Karpaten eingebettet ist. Die Bauern pflügen und beschneiden ihre Obstbäume.

Während die braven Bürger von Tyczyn nachts Wache stehen, um sich vor Partisanen zu schützen, die Dörfer und Einzelgehöfte überfallen, um sich zu verproviantieren, erpresst unsere Polizei von der Bevölkerung Lebensmittel. Nur die Methode ist verschieden. Ich gehe bei der Kommandantur Rzeszow dagegen an. Während die Truppe sich weiter gut schlägt, ist es bei Rückführung der Trosse zu üblen Bildern gekommen. Die Geschichte wird die Heerführer dieses Krieges künftig wenig günstig beurteilen. Obwohl grosse Könner, sind sie bis auf wenige doch nur Werkzeuge. Ihre Namen werden nicht bleiben.

### *21. April 1944*

Abmarsch mit dem Vorkommando zur Division. Lancut liegt in der Morgendämmerung wie ein Schiff mit geschlossenen Bullaugen vor Anker, beladen mit den letzten Schätzen der europäischen Kultur. Wir durchfahren jenseits Przemysl bis Sambor malerisches Hügelland und Fichtenwälder. Sonne durchbricht die Frühnebel. In der Ferne entschleiern sich die Karpaten. Die Wiesen sind dichte Teppiche leuchtender Frühlingsblumen. Bäche brausen zu Tal. Die strohgedeckten Blockhütten weltferner Dörfer scharen sich um Holzkirchen, mit wunderlichen hölzernen Glockenstühlen daneben, auf Friedhöfen, von Tannen und Holzwänden umgeben, in die kunstvolle Tore hinein führen. Grünende Birken und Hängeweiden, dazu das ukrainische Bauernvolk (denn etwa bei Przemysl beginnt die Ukraine) in alten Trachten, Anblicke von seltener ursprünglicher Bildkraft. Wenn Lindenalleen die vielgewundene alte Heerstrasse begleiten, folgt auch bald ein Gut, dessen säulengeschmückter «Dwor» dann durch Park-

bäume sichtbar wird. Dies ist das Vorkarpatenland im Frühling, und in schimmerndem Blau bleibt die schneebedeckte Bergkette unter dem klaren Himmel zur Rechten.

Ab Stry durchfahren wir von Partisanen verbrannte Dörfer und frische Erdölbohrungen. Die Bevölkerung weist verängstigt auf Wälder hin, in denen Banden hausen. Die Felder sind daher unbestellt. Man sieht nur Leute bei der Gartenarbeit. Die Kinder salutieren. Mein Fahrer schläft am Steuer ein und fährt in voller Fahrt von steiler Böschung in einen tiefen Graben, wo der Volkswagen wie ein zerdrücktes Spielzeug liegen bleibt, jedoch, hinaufgezogen, mit schiefen Rädern munter weiterläuft. Ich komme mit leichter innerer Quetschung davon. Eine Umleitung zwingt uns, in der Nähe des Schlosses Zurawno über den Dnjestr zu setzen. Auf dem Ostufer geht es über teilweise bewaldete Berge mit prachtvollen Aussichten, aber schlechten Wegen nach Burszyn, einer Stadt mit frühklassizistischem Schloss der Fürsten Jablonski, das mit imposanten Säulenfronten devastiert in verwilderten Parkanlagen liegt – der melancholische Rest eines einst grossartigen Sitzes.

Fahren bei Regen in endloser, stockender Kolonne über die Dnjestr-Brücke in Halycz ein und werden durch den Leiter unseres Divisions-Meldekopfs, der mich freundlich bei sich aufnimmt und mit « Veuve Cliquot » traktiert, untergebracht. Durch ihn erfahre ich, dass Hube auf dem Rückflug vom Führerhauptquartier, wo er sich die Brillanten holte und zum Generalobersten ernannt wurde, in der vergangenen Nacht tödlich abgestürzt ist.

## *22. April 1944*

Die Division schickt eine Abordnung zu Hubes Staatsbegräbnis nach Berlin: General Back (Nachfolger von Siekenius als Divisionskommandeur), drei Offiziere, drei Unteroffiziere, drei Mann. Ich bin auch dabei. Kaum eine Stunde später bin ich wieder nach Berlin unterwegs.

Hubes Tod trifft mich wie ein schwerer Schlag. Die Division hängt an ihm wie an einem Vater. Es ist schwer, einen Sinn in diesem Tod zu sehen. An vieles gewöhnt man sich in diesem Krieg. Nur an die beständigen Verluste hervorragender Kameraden kann ich mich nicht gewöhnen. Das häuft sich zu einer furchtbaren Summe, und der Schmerz wird grösser. Er stumpft nicht ab.

23. April 1944

## Lemberg

Früh in vier Stunden von Rogatyn nach Lemberg. Ich benutze den Aufenthalt, verkneife mir vor Eifer das Mittagessen, um die Stadt zu erkunden.

Lemberg trägt vorwiegend österreichisches Gepräge der Zeit Kaiser Franz Josefs, in der ungeheuer viel gebaut und geschaffen worden ist. Der Ring anstelle der einst grossartigen Stadtbefestigungen, die Parks. Polnischer Herkunft sind die gut erhaltene Altstadt und fast sämtliche Kirchen, obwohl sie vorwiegend von deutschen, niederländischen und italienischen Baumeistern gebaut sind. Einst sah man viele von diesen Kirchen und Klosterburgen, die seither im Häusermeer ertrinken, vor den Toren in der Landschaft liegen. Einheitliche Wirkung der Häuserfronten des Marktplatzes, die meist aus dem 16. und 18. Jahrhundert stammen. Schön sind die vier Brunnen. Hohes Interesse beansprucht das Königshaus, die einstige Residenz Johann Sobieskis, mit ihrem naiven Statuenschmuck. Die Boimow-Kapelle, ein mit Skulpturen bedeckter Kuppelbau, deutsche Renaissance (Hans Scholz und Pfister 1609-1617), Altar und Grabfigur im Innern in der Art unserer niedersächsischen Epithaphien. Die Jesuitenkirche von Briano, vor 1939 gut erneuert, wirkt edel und festlich. Emporen, Altäre, Fresken. Der Turm ist abgetragen. Vor der monumentalen Fassade steht das kindliche Barockdenkmal des Türkenbesiegers Jablonowski.

Den Glanzpunkt Lembergs bildet die Dominikanerkirche, ein stark an Bauten Fischer von Erlachs in Wien und Salzburg erinnernder ovaler Kuppelbau, 1744 bis 1764 von dem Holländer Jan de Witt und dem Deutschen Martin Urbanik erbaut, aussen in der Wirkung gleich kühn wie im Innern, in dem die Rokokoheiligen Sebastian Fessingers und Pinzeis (die aus Süddeutschland kamen) weit über das Landesübliche in der Plastik hinausgehen. Aus der voraufgegangenen Kirche haben sich mehrere Rittergrabmäler in durchsichtigem Marmor erhalten. Die Grabstelle einer Gräfin Borkowska ist von Thorwaldsen. Ich bin allein in der Kirche und nehme den herrlichen Raum in Ruhe in mich auf.

Rundsicht über das gesamte Stadtgebiet (über 400'000 Einwohner) und die Monumente des Zentrums. Anklänge an Wilna. Der kosmo-  
394

politische Charakter wird deutlich. Äquinoktialstürme umbrausen die oben aufgeschüttete Erdpyramide. Noch einmal in die Dominikanerkirche. Statthalterpalast, römisch-katholische Kathedrale, 1370 bis 1480 von Deutschen gebaut, 1765 die sehr merkwürdige barocke Ausmalung, schön im Gesamton, ferner die Fassung der älteren Seitenkapellen, mit Kuppeln. Bedeutende Grabmäler. Der Chor ist mystisch dunkel. Pfeiler, Gewölbe und Wände des gotischen Langhauses sind mit barocken Scheinarchitekturen perspektivisch bemalt. Diese alte Hauptkirche Lembergs hat viel Atmosphäre.

### *29. April 1944*

Wieder in Lemberg nach Hubes Begräbnis. Nach langer Fahrt, festliche Frühe in der Jesuitenkirche. Ich kenne solche Stunden aus den Weltkriegsjahren in Flandern. In den ersten Sonnenstrahlen ist man dem Höchsten begegnet. Froh und klar beginnt der Tag.

Ich besehe die barocke Maria-Magdalenen-Kirche, komme am «Blutkeller» von Lemberg, dem GPU-Gefängnis vorbei, in dem die Bolschewisten 1940 Tausende hinhinmordeten.

Weiter zu Fuss zum Königshaus am Markt mit Arkadenhof im Innern. In den Räumen Bildnisse, aus dem Rahmen genommen. Ein altes Stück Orient ist die armenische Kathedrale, zu der man in einen engen, feuchten Hof hinuntersteigt. Gewölbte Vorhallen öffnen sich auf niedrige Portale, die wie alle alten Kirchtüren Lembergs kunstvoll mit Eisen beschlagen sind. Der Chor ist kreuzförmig mit byzantinischer Kuppel und drei Absiden.

Anschliessend ein düsteres Langhaus mit reichgeschnitzter Decke, im Westen ein ebenfalls dunkler Narthex. Mystische Lichtführung durch phantastische, farbglühende Glasfenster. Neben Wandmalereien des 16. Jahrhunderts dekadente moderne Fresken und Mosaiken. Ein morbider Zug, der uns in der neueren religiösen Kunst Polens überall begegnet, hat sich auch dieser Urkirche bemächtigt, in der Weihrauch und Litaneien ohne Unterlass zur Kuppel steigen.

Nach bewegtem Wiedersehen mit der Dominikanerkirche gehe ich in den Hof des Walachendoms, um die neulich versäumte Dreikönigskapelle nachzuholen. Wundervolles Gesamtbild der Kuppeln mit dem darüber aufragenden Turm.

Die deutschen Zivilisten haben Lemberg in der Mehrzahl verlassen.

*30. April 1944*

9 Uhr Abflug in der Kuriermaschine nach Rogatyn. Noch einmal Lemberg aus der Vogelschau.

Den ganzen Tag beim Panzer-A.O.K. Die Front hält im Augenblick. Angriffe werden zwischen Czernowitz und Stanislaw und bei Tarnopol erwartet, Hauptstöße auf Warschau und Bukarest.

Ich besichtige die ukrainische Mariä Geburtskirche (16. Jahrhundert), die Renaissanceformen mit byzantinischen verbindet, leider durch Blechdächer entstellt, ferner die hölzerne Friedhofskapelle mit schöner Ikonostasis von 1640.

*1. Mai 1944*

Abfahrt von Rogatyn bei prächtigem Wetter. Ich umwandere in Burszyn das Schloss und seine schönen Communs. Im Frontgiebel noch die Wappen Jablonowski-Potocki. Erklettere in Halycz den Burgberg mit den Ruinen des Fürstensitzes. Unter grünenden Birken ein herrlicher Rundblick weithin in die Täler des Dnjestr und seiner Nebenflüsse, unten die Stadt. Auf der Höhe im Westen das Stanislaw-Kloster mit der Panteleimon-Kirche, die ein romanisches Portal besitzt. Ein solches hat auch die Franziskanerkirche. Hier begegnen sich byzantinische mit süddeutschen Einflüssen. Ich biege von der Strasse nach Stanislaw zum Dorf Krylos ab, das dort, wo die Karpaten zum ersten Mal sichtbar werden, auf einer mit Fichtenwald bestandenen Anhöhe über tiefen Schluchten liegt. Es ist der Platz von Alt-Halycz, dem Hauptort eines grossen, Kaiser Friedrich Barbarossa tributpflichtigen Fürstentums, einst bedeutend durch Handel mit dem Schwarzen Meer und Byzanz. Es wurde nach Zerstörung durch die Tataren 1350 verlegt. Man sieht noch Spuren von Befestigungen und freigelegten Grundmauern einer fünfschiffigen Kathedrale vom Typus der Sophienkirche in Kiew. Daneben eine edle byzantinische Kuppelkirche des 16. Jahrhunderts, von alten Bäumen umstanden, inmitten der Dorfhütten und weidenden Trosspferde. Der landschaftlich-geschichtliche Eindruck dieser ehrwürdigen Stätte ist sehr stark.

Stanislaw wurde 1662 durch Stanislaw Potocki gegründet, der 1683 vor Wien gefallen ist und in der römisch-katholischen Pfarrkirche vor dem Hochaltar begraben ist. Diese merkwürdige Kirche, 1669 erbaut, ist voller Andenken an die Potocki: Epithaphien mit Porträts

beiderseits des Hauptaltars, Wappen an den Marmor-Tabernakeln im Querschiff, an Altären und eine ganze Porträtgalerie in der Sakristei. Die Häufung schwerer Stützpfeiler gibt dem Aussenbau etwas Klobiges. Die Barockfresken des reichgeschmückten Innern sind leider übermalt. Silbernes Kopfreliquiar und Holzstatue des Hl. Vinzenz, der den Wappenschild der Potocki trägt. Ein deutschsprechender Kirchendiener, der gut Bescheid weiss, führt mich, während Frauen die Marien-Altäre schmücken. Ein orthodoxer Pope zeigt mir seine Kathedrale, die frühere Jesuitenkirche von 1715. Hinter der Ikono-stasis steht noch der barocke Hochaltar.

In der Stadt auf dem Ring steht ein modernes Rathaus, das ein deutscher Ortsgewaltiger, weil es ihm nicht gefiel, vergeblich zu sprengen suchte und darüber entlassen wurde. Stanislaw (45'000 Einwohner) übernahm die Rolle von Halycz als Handelsstadt und hatte im 17. Jahrhundert unter den Potocki eine Universität. Die Russen drangen vor vier Wochen mit Panzern in die Stadt und wurden schnell wieder vertrieben. Von hier ab sieht man in allen Dörfern Spuren von Kämpfen und verbrannte Häuser.

In Bratkowze finde ich endlich das Vorkommando des Divisions-Stabes.

*14. Mai 1944*

## **Karpatenfahrt**

Durch Vorgebirgslandschaft auf die schneebedeckte Bergkette zu bei Sonne und Bewölkung, grünende Buchenwälder und blühende Dörfer vor den Hintergründen der Fichtenhänge. Durch das Engtal des Pruth zum Pass hinauf. Die Kurorte mit ihren hübschen hölzernen Sommerhäusern wurden von Ungarn verwüstet. Die Bauart der Holzkirchen bezeichnet den Übergang von der Ukraine zur Walachei. Der Fluss durchbraust Felsschluchten im Urwald, aus dem Wasserfälle hervorbrechen. Vom Tatarenpass prachtvoller Blick auf ungarische Waldtäler, von schneebedeckten Bergstöcken überragt, im Süden beherrschend die Czorna Hora. Die Sonne kämpft sich durch schweres Gewölk. Wir fahren ein Stück nach Ungarn hinab bis Jasinja.

In schönen Bauertrachten kommen die Leute aus der Kirche. Die Aufnahme von uns Deutschen in Ungarn ist überall gastfrei und be-

sonders herzlich, trotz mancher Übergriffe und Ungeschicklichkeiten von unserer Seite. Der Umsturz der sozialen Hierarchie, den wir den Ungarn bescheren, ist ein Danaergeschenk, denn nur der eindrucksvollen Repräsentation und einer grosszügigen Regierung durch die Magnaten verdankt dies zahlenmässig schwache Volk seinen Rang unter den europäischen Nationen.

Fahren über den Pass zurück in das Gebiet der Ituzulen, eines ukrainischen Bergvolks, das trachtenberühmt ist und gute Töpferien und Schnitzarbeiten macht. Malerisches Bild der bunten Volksmenge vor der auf grünem Rasen frei am Berghang liegenden Holzkirche von Jablonica. In Worochta, dem Hauptkurort der polnischen Waldkarpaten, ein Sommerpalais, das sich der deutsche Gouverneur von Galizien jetzt im Kriege mit aufreizendem Luxus ausstatten liess. Weiter durch Waldungen nach Zabie, dem Hauptort der Huzulen, nahe der ungarischen und rumänischen Grenze, wo das Buchenland beginnt. Das weltentlegene Hochtal, dem die Front nahegerückt ist, steht im Zeichen der Ungarn und ihrer Pferde, ihrer Reiter und Kolonnen. Auch sieht man Huzulinnen, die berühmte Reiterinnen sind, zu Pferde. Hier ist die männliche Tracht, im Gegensatz zu Jasinja, phantasievoll in Farbe und Besatz mit Leder und Stickerei. Der Krieg hat die Bergbewohner, die keinen Ackerbau treiben und denen ihr Vieh zum Teil genommen wird, noch ärmer gemacht als sie schon waren, zumal auch die Einnahmen durch Holz und Kunsthandwerk grösstenteils fortfallen.

### *18. Mai 1944*

Unter Sonne und Blüten noch einmal ins Gebirge hinauf. Nehme in der wunderbar unberührten Dorfkirche von Oslawy Biale am Gottesdienst teil. Die gedrungenen Proportionen, die dunkle Farbe des Lärchenholzes, die niedrige Vorlaube, die offene Tür, durch die man schon von draussen die Altarkerzen sieht, das kniende bunte Huzulenvolk, die schön geschnitzte Bilderwand, die byzantinischen Heiligen, die rührenden Rokoko-Altäre – Bilder des Friedens, begleitet von fernem Geschützdonner.

Hier ist alles noch frei von Störendem.

Der Geistliche segnet, Weihrauch und Chorgesänge schweben zur Kuppel, aus der ein Lichtstrahl herabfällt, draussen ist Frühling.



Auf dem Gefechtsstand Sloboda Rungusska herrscht drangvolle Enge und wüster Betrieb. Unser Divisionsabschnitt steht im Mittelpunkt des Geschehens. Gestern früh wurde mit Erfolg durch ein bergiges Waldgelände und ein mit Siedlungen übersätes Tal angegriffen, das Ziel erreicht und die alte Kampflinie wiederhergestellt. Doch der Russe sickert im Süden bei den benachbarten Ungarn in Wäldern wieder durch und droht mit Umfassung. Leicht wäre ihm beizukommen, aber die Verbündeten halten nicht, sondern klammern sich an uns. Wir müssen daher bleiben und ein Rückgrat bilden, obwohl das Gelände für Panzer ungeeignet ist. Der Russe hat viel Artillerie und schießt mit Stalinorgeln, doch sieht man wenig feindliche Flugzeuge, wogegen unsere Stukas eifrig am Werk sind. Die Verluste sind erheblich, die wenigen Hütten sind überfüllt, die Bauern geflohen. Die Pferde in Ungarn beherrschen das Bild, die Wege sind miserabel, die Landschaft begeisternd.

Alles schimpft auf die Ungarn, und zwar offen vor den deutschsprechenden Verbindungsoffizieren, die Kommandeure und hohen Führer nicht ausgenommen. Oder man macht sich unverhüllt über sie lustig, so heute in Gegenwart eines brillant aussehenden ungarischen Kavallerie-Obersten. Genau so haben wir es in Italien gemacht. Auf diese Art verderben wir es mit allen, erschweren uns die Kriegsführung und bezahlen unsere Dummheit mit Blut. Wir lassen nichts neben uns gelten, ungeachtet unserer eigenen Schwächen und Schattenseiten.

#### *21. Mai 1944*

Wir haben unsere Linien weiter verbessern können und Russen im Walde eingekesselt, die beim Versuch, sich zu retten, abgeschossen wurden. Die Ungarn greifen tapfer an, versagen aber in der Abwehr, was zum Teil an der uns wenig wohlgesinnten Einstellung der Offiziere liegen mag.

In allen Bergkirchen findet sonntags ein Hochamt statt. Man kann sich nichts Feierlicheres denken als das dicht gedrängte andächtige Volk in seiner so eindrucksvollen Gewandung, kniend, mit den Stirnen den Boden berührend, Kreuze und heilige Bücher küssend, mit erhobenen Händen betend, den Segen empfangend – und wie man die Kinder lehrt, dasselbe zu tun, besonders die kleinen Mädchen, die weisse faltige Blusen mit Stickerei um Halskrausen und Ärmel, dazu

faltenreiche schwarze Röckchen und bunte Kopftücher tragen. Auch junge Männer nehmen sehr aktiv an den heiligen Handlungen teil, denn hinter den geheiligten Gebräuchen steht noch lebendiges Empfinden, dazu tritt jetzt die Nähe der Gefahr. Ich sehe hier, was wir an schönem, ehrwürdigem Leben einst auch in unserer Heimat besessen haben und was uns in schauerlicher Weise bis zur vollständigen seelischen Verwüstung und Verödung des äusseren Bildes verloren gegangen ist, eingetauscht in die fragwürdigsten Güter und Erfolge. Diese Berggemeinden beim Gottesdienst sind noch das beglückende Abbild einer in natürlichen Ordnungen lebenden Welt.

*31. Mai 1944*

Ich erkunde die Bergstrasse nach Mikuliczyn, die über die 110 Meter hohe Rokieta führt. Auf dem Kamm werden deutsche Stellungen aus dem Ersten Weltkrieg wieder ausgebaut. Unter strahlendem Himmel blickt man nach Osten weit über die Unendlichkeit der Ukraine, aus der wir mit dem Flammenschwert vertrieben wurden. Gegen Westen erheben sich die noch schneebedeckten Hochgipfel der Waldkarpaten über tiefen Tälern. Enzian blüht auf den Almen. An den Hängen weiden Schaf- und Ziegenherden. Besonders schön ist die Abfahrt ins Tal des Pruth an alten Bauernhäusern mit Vordergalerien vorüber. Noch blühen die Apfelbäume, in der höheren Region bricht das Buchenlaub eben erst aus der Knospe.

*22. Juni 1944*

### **Zolkiew**

Ich fahre nach einer Besprechung bei der Aussenstelle des OKW nach Zolkiew, dem einstigen Zentrum der Hausmacht Johann Sobieskis, das nördlich von Lemberg liegt. Dies Ziel und die dortigen Arbeiten Andreas Schlüters reizten mich schon lange Zeit. Zolkiew ist eine gut erhaltene kleinfürstliche Residenzstadt des 17. Jahrhunderts, gruppiert um einen grossen Marktplatz, mit Schloss, Rathaus, Hauptkirche, zwei barocken Stadttoren, einheitlichen Häusern mit schweren, rundbogigen Arkaden, die sich in den angrenzenden Strassen fortsetzen, in hellgelbem Verputz. Diese schöne einheitliche Baugestaltung stammt von deutschen und italienischen Künstlern.

Schon das Stadtbild tritt mit drei mächtigen Kirchen und mehreren Türmen wirkungsvoll in Erscheinung. Grössten Eindruck macht eine Kreuzkuppelkirche mit den Grabmälern der Dynasten. Links vom barocken Hochaltar das Grabmal des Stadtgründers Stanislaw Zolkiewski und seines Sohnes, beide 1620 gegen die Türken gefallen. Gegenüber das gleichartige Denkmal der beiden Gemahlinnen, die in langen Pelzen mit riesigen runden Pelzhauben dargestellt sind. Die Gestalten in rötlichem Marmor, stehend, lebendig charakterisiert, umrahmt von imposanter schwarzweisser Marmor-Architektur. Weniger überzeugend wirken die beiden Grabmäler, die Schlüter 1692/93 im Auftrage des Hauses Sobieski schuf. Sie verewigen Jakob Sobieski, den Vater, und Stanislaw Danilowicz, einen Onkel König Johannes III. Es fällt schwer, die kleinen, ungeschickten Marmorfiguren für Werke des Meisters der Zeughaus-Masken und des Berliner Reiterdenkmals zu halten. Nur zwei weibliche Symbolfiguren tragen einen Schimmer von Anmut und das Zeichen höherer Kunst. Es sind Epithaphien kleinen Formats, die einfache Architektur aus schwarzem, die Plastik aus weissem Marmor. Vier gewaltige Schlachtengemälde in schönen Rokokorahmen, Werke Altomontes und Köstlers, verherrlichen Kriegstaten Johann Sobieskis und seiner Vorfahren und geben dem Pantheon der Familie besonderen Glanz. Meisterhaft komponiert ist die «Befreiung Wiens von den Türken» mit getreuer Darstellung von Stadt und Landschaft, Lager und Kampf um den hoch zu Ross gebietenden König.

Zolkiewks Erinnerungen beweisen, dass die Deutschen es nicht allein sind, die Europa vor dem Ansturm der Ostvölker verteidigt haben, sondern dass vornehmlich den Polen und Ungarn ein gewichtiger Teil dieser Aufgabe zugefallen ist, die uns in mancher geschichtlichen Stunde als Waffenbrüder geholfen haben.

Die Wände der Kirche sind mit rosa, die Pilaster mit grauem Stuckmarmor überzogen, Gewölbe und Kuppel mit schweren Stuckornamenten. Im Marmorfussboden eine moderne Bronzeplatte mit den Namen aller in der Gruft unter dem Chor beigesetzten Mitglieder des Dynastengeschlechtes und ihrer Siege. Man bekommt hier einen hohen Begriff von der Würde und Kraft dieser dem Bauerntum, der Weltpolitik und der abendländischen Kultur gleich nahestehenden Magnatenhäuser, die es wohl wert waren, Königskronen zu tragen.

Der wichtigste Schmuck des Äusseren sind kraftvolle Sandsteingliederungen, besonders ein Reiterfries, der sich unter dem Dachgesims um die ganze Kirche zieht. Eine Anzahl Granaten, die den Bau beim Angriff 1941 trafen, haben dem festen Mauerwerk wenig anhaben können. Ein Wehrturm der Stadtmauer wurde im 17. Jahrhundert als Glockenturm ausgebaut.

Das gegenüberliegende Schloss stammt aus der Zeit der Stadtgründung durch Stanislaw Zolkiewski 1603. Ein grosses Viereck mit wichtigen Ecktürmen, denen man später durch Mansard-Dächern das Aussehen von «Pavillons» zu geben versuchte. In der Mitte der Marktseite ein hoher Torbau. Die Rückseite ist an die Stadtmauer gelehnt, so dass man noch heute aus den Wohnräumen in die bedeckten Wehrgänge gelangt. Im Hof drei gleichgrosse, zweistöckige Wohngebäude. Der Hauptpalast, der Einfahrt gegenüber, hatte früher einen Arkadenvorbau. Nach Bränden, zuletzt 1915, wurde er ärmlich wiederhergestellt. Im einstigen «Thronsaal» in der Mitte sind die stukkerten Wände des 18. Jahrhunderts noch erhalten, die Decke fehlt, darüber das Dach. In den übrigen Räumen schöne Stuckkamine derselben Zeit. Das ist alles. Andere Behausungen Johann Sobieskis haben sich besser erhalten: Wilanow, Olesko, sein Geburtshaus ostwärts Lemberg, das Bergschloss Podhorze mit altertümlicher barocker Einrichtung, wenigstens bis 1939, und das Königshaus in Lemberg.

Die Türken bedrohten Sobieskis Heimat Galizien. Daher die Notwendigkeit, ihnen Moldau und Walachei zu entreissen und Wien zu retten.

Schloss Zolkiew ist mit Truppen belegt. Jenseits der Stadtmauer nahm ein Terrassengarten, dessen Alleen noch vorhanden sind, die Stelle eines Glacis ein. Wir warten einen Wolkenbruch ab und besehen weiter die imposante, leider schlecht ausgemalte Dominikanerkirche von 1655. Im Querschiff das Grabmal der Mutter Johann Sobieskis, die 1661 starb, und eines seiner Söhne, der 1651 fiel. Diese sonderbaren Epithaphien, aus schwarzem Marmor mit hölzernen, weiss marmorierten, ekstatisch gereckten Figuren in modischer Kleidung, sind jedoch späte Produkte des Rokoko.

Bei Regen nach Lemberg zurück. Ich besichtige dabei das Palais Potocki, in dem Parteidienststellen untergebracht sind und das sowohl durch Sowjets wie durch uns seiner Ausstattung beraubt wurde.

Ein mächtiges Gebäude von leerer Pracht mit vielen Stallungen und Nebengelassen für Beamte und Dienerschaft. Roman Potocki, der Erbauer, wohnte vorwiegend hier, im Mittelpunkt seiner ost- und westgalizischen Besitze. Erst Graf Alfred zog nach Lancut und benutzte das Palais als Absteigequartier für Inspektionsfahrten. «Au temps des équipages» bedurfte man in Polen, bei den grossen Entfernungen und schlechten Wegen, die den nachbarlichen Verkehr erschwerten, besonders eines geselligen Zusammenlebens in den Städten, und erst das Auto führte zur Verlegung des Schwerpunktes aufs Land. Den ganzen Winter verbrachte man im Ausland und auf weiten Reisen. Im Frühling gab es hier eine Art Saison mit vielen Gesellschaften. An der Kopernikusstrasse, «entre cour et jardin», gelegen ist diese fürstliche Residenz, an deren Stelle früher ein stilvolleres Palais gestanden hat, jetzt durch Bomben geschädigt und sehr heruntergekommen. Ein kultivierter alter Hausverwalter, der anscheinend mehrere Sprachen beherrscht, spricht achtungsvoll und diskret über die Vergangenheit und mit Philosophie über die gegenwärtige Misere.

Ich wende mich nach diesen «kulturvollen» Exkursionen realeren Interessen zu. Fahre im Auftrage des Generals nach Wolow bei Bobrka, einem durch deutsche Verwaltung bewirtschafteten Gut, dessen Produkte für unsere Division bestimmt sind.

Besichtige mit dem deutschen Verwalter Felder, Gärten und Ställe und kontrolliere unser abgestelltes Kommando. Da Maschinen und Vieh in Sicherheit gebracht wurden, ist das Wirtschaften ein Kunststück. Die bäuerlichen Arbeitskräfte werden morgens aus den umliegenden Dörfern geholt. Da sie geringen Lohn bekommen, liegt ihnen wenig an der Arbeit, so dass sie mit Schreckschüssen aus dem Bett getrieben werden müssen. Ich prüfe den Beststellungsplan und übernachtete in dem schön gelegenen kleinen Gutshaus, das ein mittlerer polnischer Landwirt bewohnte. Alle Gutsbesitzer und ihre Familien sind entweder geflohen, deportiert oder umgebracht. Ihre Häuser sind so gut wie leer. Wie überall hat man die Bevölkerung bisher ganz irrsinnig behandelt. Daher muss man sich jetzt durch starke Wachen vor Überfällen schützen.

*23. Juni 1944*

Auf der Weiterfahrt, in entlegener, höchst malerischer Gegend eine Höhenburg mit Türmen, kolossalen Mauern und Gräben, umgeben von Fischteichen, bewaldeten Höhenzügen und einem wunderschönen alten Park. Wem Burg Swir gehört hat, ist nicht zu ergründen. Im Augenblick hat ein Korps-Erholungsheim sich dort niedergelassen. Die Oberschwester macht gewandt die Honneurs und berichtet, ein Franzose, mit einer polnischen Aristokratin verheiratet, habe die Burg besessen und nach ihrer Zerstörung im Ersten Weltkrieg wieder wohnlich herrichten lassen. Sie kann aber nur zu kurzen Aufenthalten bewohnt worden sein.

Die «Stimmung» ist ungeheuer stark: der Himmel ist von verhaltenem silbernem Grau, die Luft reglos, still und melancholisch. Die alten Mauern bewahren ihre schmerzlichen Geheimnisse.

Baumriesen des Burgbergs wölben sich rings und über den Schlossdächern zu einem undurchdringlichen Schutzwall. Eine schnurgerade Auffahrt führt durch den Park auf das Burgtor zu. Zur Seite die Ruine eines Bollwerks von Efeu umspinnen. Prachtvolle Baumgruppen. Der Zauber dieses alten Herrnsitzes teilt sich der ganzen Landschaft mit. Man trennt sich nur schwer.

Jenseits Przemyslany geraten wir auf schlechteste Waldstrassen und müssen die landschaftlich schöne Strecke nach Dunajow an der Zlota Lipa auf neu hergestellten Knüppeldämmen zurücklegen, eine Tortur. Dort beginnt das Frontgebiet.

Die Strasse nach Brzezany führt an dem entzückenden Stausee von Urman in engem Waldtal vorüber. Hier regierten einst die Sieniawski, die erstaunliche Grabmäler hinterlassen haben. Sie befinden sich in der verstümmelt erhalten gebliebenen Schlosskapelle der in Trümmern liegenden Dynastenburg von 1554, die ein mächtiges und festes Bauwerk gewesen ist, was die noch stehenden Mauern, Türme und Tore beweisen. Die Kapelle hat eine feine Hochrenaissance-Fassade und zwei, wie Querschiffarme angebaute Kuppelkapellen. Ein Landser hat den Schlüssel. Die Zerstörungen des Krieges raubten der Kapelle nur die Stukkaturen einer Kuppel. Grabmäler und der italienische Marmor-Altar blieben unbeschädigt. Der Altar ist nun verschwunden. Grabfiguren und Marmorreliefs wurden 1940 von den Russen verstümmelt. Die Fenster wurden 1941 zerstört, und seitdem

prasselt jeder Regen in das Innere. In der Westkuppel und über der Orgelempore sind die reichen Stuckgewölbe und Deckenfresken von italienischen Meistern noch erhalten, und was von den Grabmalern noch gerettet ist, erweckt Bewunderung.

Ein Gewitter bricht aus. Donner und Blitz erfüllen dieses verwüstete Mausoleum abwechselnd mit grellem Licht und schwärzester Finsternis. Aus den Kuppeln und durch die Fenster stürzt der Regen herein, weht in Schwaden herab und trieft von den Gesimsen. Während die älteren Renaissance-Grabmäler in ihrem klareren Aufbau und der Feinheit ihrer Ornamentik an Florentiner Arbeiten erinnern, fühlt man sich vor der sich drängenden Wucht der barocken Monumente mit ihren schwarzen Marmorsäulen und Kolossal-Architekturen in die römische Gräberstadt Petra in Palästina versetzt. Als Künstler sind die schlesischen Bildhauer Johann Pfister und Heinrich Horst genannt. Dargestellt sind liegend aufgestützt Ritterfiguren, die typisiert und weniger originell wirken als das Rahmenwerk und teilweise erst später eingefügt erscheinen, Herren aus dem Hause Sieniawski mit ruhmredigen lateinischen Inschriften. Hier tritt wie in Zolkiew ungeheures Selbstbewusstsein zutage, Kraft und Anspruch, Reichtum, der den Schwerpunkt auf Repräsentation im Tode und der Nachwelt gegenüber verlegte. Ein späteres Paar, Sieniawski-Lubomirski, stiftete die Stuckdecken und verewigte sich mit graziösem Alliance-Wappen hier wie in der Kirche des Bernhardinerklosters. Hier in Brzezany wird die imposanteste Vorstellung vom Wesen des altpolnischen Grandentums vermittelt. Ich erkläre einer kleinen Schar von Kriegern im Toben der Elemente diese unverständliche Trümmerwelt. Besonders mein Fahrer Lips hat es als Sachverständiger in Altertümern schon weit gebracht, nachdem ihm zunächst nicht einleuchten wollte, was eine kleine alte Holzkirche dem pompösen blechbedeckten Kuppelbau von 1890 voraus hat.

Es muss hier wie überall in Polen festgestellt werden, dass der weit- aus grösste Teil der seit dem Mittelalter im Lande wirkenden Künstler deutscher Herkunft gewesen ist. Dieses früher vernachlässigte Gebiet der Kunstforschung ist während dieses Krieges anscheinend erfolgreich beackert worden. Es gab bisher im Hinblick auf bildende Künste kaum ein unerforschteres Gebiet als Galizien, und gerade hier, wo die Einflüsse von Byzanz und Abendland sich durchdrangen,

wo grosse Mittel weltlicher Herren und geistlicher Orden zur Verfügung standen, haben es die bildenden Künste, besonders die Architektur, zu interessanten Leistungen gebracht.

Bald haben Wiener, bald Dresdner, bald Kiewer Bauten Pate gestanden. Doch nur selten kommt es in der geschichtlichen Anonymität dieser Länder vor, dass ein Ort wie Podhacze bei Brzezany durch die Spuren eines Genies wie Chopin geweiht ist.

Die grosse Geschichte der Ausstrahlungen deutscher Kunst nach Norden und Osten ist noch nicht geschrieben. Nach scheinbar dem gleichen Gravitationsgesetz war ja Deutschland selbst vom 16. bis zum 18. Jahrhundert von italienischen, später auch französischen und niederländischen Künstlern überflutet, die das Bild Deutschlands entscheidend mitgeformt haben. Doch das Wirken der Deutschen bis an die Enden Europas umfasst einen viel grösseren Zeitraum.

### *26. Juni 1944*

In den Wäldern sitzen ukrainische Banden, die der Krieg von fern hierher verschlagen hat, auch Juden, die den Verfolgern entkamen. Bis zu unserer Ankunft sassen die Partisanen in den Dörfern. Sie schickten einen Parlamentär und erklärten, sie sähen ein, dass wir die Quartiere nun brauchten, bäten aber, dass wir sie im Walde zufrieden liessen. Einem überfallenen Soldaten beliess man die Pistole mit dem Bemerkten, sie selbst seien besser ausgerüstet. Kein Wunder, dass sie in der Lage waren, selbst Flugzeuge und schwere Waffen zu erwerben, die von deutschen Transportzügen geraubt werden konnten. So wimmeln hierzulande alle grösseren Wälder wie im Märchenbuch von Räufern.

Das Bandenwesen nimmt ständig zu. In den letzten Tagen wurden auf Befehl durch unsere Truppen Zwangsaushebungen für Zivilarbeit vorgenommen. Bei Nacht holte man die Männer aus den Betten heraus. Es gab verzweifelte Szenen. Frauen warfen sich den Soldaten vor die Füsse, Leute, die zu entkommen suchten, wurden erschossen. So treibt man die gern mit uns arbeitenden Leute zu den Partisanen, macht aus Freunden Feinde und zerstört die Keime friedlichen Zusammenlebens.

Man wäre mit geringerer Begeisterung zur Wolga vorgedrungen, hätte man damals in die Zukunft blicken können. Hier wird der furcht-



bare Eingriff des Schicksals geradezu körperlich fühlbar. Das gewaltige Land, das uns in die Hand gegeben war, ging wieder durch eigene Schuld verloren. Der Russe hat sein Gebiet fast restlos zurückgewonnen und trägt den Krieg nun in die baltischen Staaten und nach Polen.

*12. Juli 1944*

Jäher Abmarsch der Division in den Einsatz durchbricht alle Programme. Sie soll für eine befohlene Rücknahme der Front Aufnahmestellung beziehen.

*13. Juli 1944*

Weiter südlich, bei Horochow, dort, wo die Front stehen bleiben sollte, greift der Russe unerwartet an und durchbricht die Linien einer Nachbardivision. Das Panzerregiment und die beiden Grenadierregimenter werden, fremden Stäben unterstellt, zum Gegenangriff eingesetzt. Mit schweren Verlusten wird ein Erfolg erkämpft.

*14. Juli 1944*

### **Bomben wecken die Stadt.**

Der Krieg zersetzt jede Ordnung, in seinem Gefolge wüten die Leidenschaften, und uralte Rachegefühle brechen sich in wüstem Terror Bahn. Ich erfahre, dass im letzten Frühjahr in diesen Gegenden ein Aufstand der Ukrainer gegen die Polen stattgefunden hat, in dem der alte Zorn eines unterdrückten Volkes gegen die «Herren» sich Luft machte. Erst jetzt wurden alle grösseren Güter zerstört, obwohl sie zu deutschen Staatsbetrieben gemacht worden waren. Auch in Sokal wurden mitten im «Frieden» die polnischen Männer in blutigem Gemetzel ausgerottet. Nicht genug mit den Schrecken des grossen Krieges, ergeben sich Banden und Bevölkerung obendrein geheimen Kämpfen und Grausamkeiten, die Schrecken und Not vergrössern.

*17. Juli 1944*

Die gestern noch guten Wege sind durch Regen aufgeweicht. Auf der mühevollen Fahrt zum neuen Gefechtsstand wird mehrfach vor Feindbomben Deckung genommen, die Strassen und Ortschaften unter Feuer halten. Überall rings Sprengwolken und Brände. Sokal wird

besonders schwer bedacht, und als wir einen freien Augenblick benutzen, durch die Stadt und über den Bug hinwegzubrausen, schliesst sich ein Transport von Opfern der Bombenangriffe an.

Die Einwohner sitzen in Kellern oder flüchten nach Westen.

Wir landen für die Nacht in Leszizkow bei einem deutschsprechenden Bauern. Die Leute ängstigen sich vor den Sowjets, vor Verschickung nach Sibirien und vor dauernder Trennung von ihren Angehörigen, die zur Arbeit nach Deutschland ausgehoben wurden. Dies ist das entsetzliche Schicksal von Völkern, die ihre Freiheit einbüßen. Die Arbeiter-Bataillone werden von uns mitgeführt. Schon beginnt die Ernte, die wir nicht mehr einbringen können, zu verderben.

### *18. Juli 1944*

Im Laufe der Nacht wird der Rest der Division aus dem Brückenkopf ostwärts des Bug um Sokal herausgelöst, um zur Verteidigung von Zolkiew und Lemberg nach Süden abzumarschieren.

### *19. Juli 1944*

Der Marsch nach Zolkiew wird durch Regenwetter begünstigt, das jede Fliegertätigkeit ausschaltet. Wir folgen der Strasse von Warež nach Beiz, wo eine Burgruine und zwei alte Kirchen zu sehen sind. Von hier ab marschiert die Division in Kolonne auf der Warschau-Lemberger Strasse wieder frontwärts nach Zolkiew. Die Wege, die durch schöne Waldlandschaften führen, sind eng und vielfach verstopft. Fröhliche Stimmung herrscht, als handele es sich nicht um einen Rückzug, sondern um einen Betriebsausflug. Wir wähen uns weit im Rücken der Front. Niemand ahnt, dass die letzten Teile unserer Kolonne schon vom Feind bedrängt werden, der in wenigen Stunden bereits über Rawa Ruska hinausstossen wird.

In Zolkiew schliesst mir der Geistliche noch einmal die Pfarrkirche auf, in der sich die Erinnerungen an den Heldenkönig und Sieger über Türken und Moskowiter mit denen an unseren grössten norddeutschen Barockmeister, Andreas Schlüter, begegnen.

Eine Reise Schlüters nach Zolkiew ist urkundlich nachzuweisen. Der Baumeister der Kirche war «Maestro Paolo Romano», der Architekt der Bernhardinerkirche in Lemberg.

Inzwischen hat die Kolonne meinen Vorsprung eingeholt und para-

diert in Zolkiew ein. Trotz der scheinbaren Ruhe im Ort ist es für unser Eintreffen höchste Zeit. Der Feind ist mit Panzern schon in die unmittelbare Nähe der Stadt vorgestossen und bedroht die Strasse nach Lemberg bei Kulikow. Die Aufklärungs-Abteilung wird sofort dorthin eingesetzt, während das Regiment 64 und die Panzer-Abteilung sofort eingreifen müssen, um eine schnelle Einschliessung Lembergs zu verhüten. Wir beziehen den Gefechtsstand am Ortsausgang nahe der Dominikanerkirche, wo alle Kommandeure aufkreuzen und sich Weisungen holen, während Geschütz- und Panzerfeuer in der Nähe zu hören sind.

Die Niederlage nimmt auch hier einen überraschend schnellen Verlauf. Die 20. Panzergrenadier-Division, die 360. und 364. Division wurden vom Feind durchstossen und eingeschlossen. Die letzten Teile unserer Division konnten sich aber auf Umwegen retten. Auch südostwärts Lemberg soll der Russe durchgebrochen sein. Die geplante Abschnürung der Stadt zeichnet sich schon deutlich ab. Aus dem nahen Lemberg, das sicher überstürzt geräumt wird, hört man nichts. Die Einwohner vergraben ihre Habseligkeiten. Es herrscht unheimliche Ruhe.

#### *20. Juli 1944*

In mehreren Keilen gehen feindliche Panzerverbände auf Zolkiew vor. Die Aufklärungs-Abteilung steht im Kampf um Kulikow, wo der Russe besonders hart angreift. Mit unseren schwachen Kräften lässt es sich nicht verhindern, dass der Feind an Kulikow vorüber durch den Pass von Zawadow in die westliche Hügelkette drückt. Dies bedeutet soviel, dass wir Gefahr laufen, in Zolkiew eingeschlossen zu werden. Auch unsere Spritversorgung von Lemberg her ist in Frage gestellt, während die Truppe sich im Augenblick gut aus dem Lande verpflegen kann. So zeichnet sich mit einem Schlage äusserste Gefahr ab.

Diese Lage stellt die Führung vor schwerste Aufgaben. Ich drehe sofort ab zum Divisions-Gefechtsstand, der von Zolkiew nach Glinsko verlegt wird. Das Forum Sobieskis und Schlüters wird Zeuge einer ersten Stunde. Von nun ab ist jeder Nerv gespannt. Gegen Mittag wird die in Kulikow zäh kämpfende Aufklärungs-Abteilung vom Feind eingeschlossen. Das Regiment 64, ebenfalls fast umklammert,

löst sich dort vom Feinde, um die Aufklärungs-Abteilung herauszu-  
hauen und die Pässe nach Westen zu schützen, die nach Auskunft  
einer Beutekarte nächstes Ziel der Russen sind. Mit Resten der Infan-  
terie-Divisionen wird ein Verteidigungsring um Zolkiew gebildet  
mit dem Ziel, einen Durchbruch unmittelbar auf Lemberg aufzuhal-  
ten. Den ganzen Tag zieht weiter nördlich sowjetische Kavallerie, aus  
Richtung Tarnopol kommend, nach Westen vorüber, ohne dass eigene  
Truppen vorhanden wären, um sich dieser Bewegung entgegenzuwer-  
fen. Es fragt sich, ob der Feind beabsichtigt, Lemberg, im Norden  
herumgreifend, für sich einzuschliessen oder ob er gleich bis zum San  
vorstossen will. Wir wären als einziger Verband imstande, dieser  
doppelten Gefahr zu begegnen, sind aber durch die Aufgabe, die  
Nordflanke Lembergs zu decken, gebunden. Auch ist die Zahl unserer  
Panzer zusammengeschmolzen.

Dieser überstürzte Zusammenbruch der galizischen Front, deren  
Einzelheiten wir noch nicht übersehen, hängt mit dem durch die  
gleichzeitigen Kämpfe in Frankreich und Italien bedingten Mangel an  
Reserven zusammen, doch scheint es sich auch um Führungsfehler zu  
handeln. Die Idee war, im Osten zu halten und den Feind im Westen  
zu schlagen. Doch die Ostfront hält nicht, und die Sowjets stürmen,  
aufgelöste Teile unseres Heeres einkesselnd oder vor sich hertreibend,  
auf Deutschland zu, während der Luftterror nunmehr von allen  
Fronten her und über allen Teilen des Reiches die deutschen Städte  
weiter verwüstet.

Gegen 20 Uhr meldet der Rundfunk, dass heute im Führerhaupt-  
quartier ein Bombenattentat auf Hitler stattgefunden hat, wobei eine  
Anzahl wichtigster Mitarbeiter schwer verletzt wurde.

Die Wirkung dieses Ereignisses wird eine Lawine von Folgen in  
Bewegung setzen. Hitler ist unter seinen Kollegen insgeheim wahr-  
scheinlich der radikalste. Im Innern spürt man plötzlich, wie wenig  
die Zwangserziehung der letzten zehn Jahre gewirkt hat. Im Heer  
herrscht eine Vogel-Strauss-Stimmung, da der Durchschnitt nur die  
Extreme von übertriebenem Optimismus oder Defaitismus kennt. Das  
war zu Zeiten aristokratischer Ordnung anders und ist nicht deutsch  
sondern plebejisch. Die Lage ist an allen Fronten gefährdet, die Ver-  
wüstung Europas zum Verzweifeln.

Wir laufen Gefahr, alles, was uns von oben vorgesetzt wird, aus

Bequemlichkeit gutzuheissen. Auf die Dauer demoralisiert das. Der Wunsch, sich mit den treibenden Kräften der Gegenwart gleichzusetzen, scheint mir berechtigt, doch mit allem, was wir gegen unser Gewissen akzeptieren, versündigen wir uns gegen die Verantwortung, die wir vor der Geschichte tragen. Die Hauptseiten im Buch der Geschichte der Weiterentwicklung von Geist und Seele sind leer.

Oft muss man sich mit Gewalt sagen, dass nicht alles ein wüster Traum ist, nur sich fragen, wie es möglich ist, einen so grossen Teil der Menschheit bis an den Rand des Verderbens zu wirtschaften. Die Verantwortlichen rasen in utopischen Möglichkeiten. Nun geht es um die ernstesten Entscheidungen entgegen. Es ist zum Verzweifeln, dass es keine Möglichkeit gibt, auf die Änderungen der Methoden einzuwirken, mit denen wir unser moralisches Konto am meisten belasten.

Es gibt kein Fundament unseres geistigen Daseins, das nicht im Sturm steht. Das dunkle Element siegt augenblicklich überall. Gebe uns der Himmel Kraft und Verstand, die wirkliche Stunde zu erkennen, um den Anfang zu machen, das Chaos wieder zu ordnen. Nichts hat mir mehr das Bewusstsein der tiefsten Not gegeben als unsere Behandlung der in unsere Hand gegebenen Völker und die seelischen Verwüstungen, für die wir verantwortlich sind. Wann kommt der Erzengel, der die Gewalt der dunklen Mächte zerteilt?

Der Gedanke an die endlose Fortdauer des Krieges und den folgenden Nachkrieg quält mich. Die Greuel-Propaganda unserer Feinde im Ersten Weltkrieg, damals von uns mit Recht entrüstet zurückgewiesen, hat prophetisch die Untaten dieses Krieges vorausgesehen. Wir müssen suchen zu heilen, zu retten, wieder gut zu machen, neu zu bauen.

Wie liebt man dieses unglückliche alte Europa, wie hasst man die Kräfte, die es verderben.

Unruhige Nacht draussen unter den Sternen. Unsere Geschütze feuern ringsum, unsere Werfer fauchen, «Iwans» kreisen mit Nähmaschinen Geräusch dicht über Glinsko, motorisierte und bespannte Kolonnen brausen vorüber. Man horcht im Halbschlaf auf Alarmrufe und schreckt auf in der Vorstellung, der Russe sei schon im Dorf. Dazu Mücken und Ungeziefer.

*21. Juli 1944*

15 Uhr Aufbruch nach Krechow, wo eine sechsreihige Ulmenallee auf ein Gutshaus zuführt, ein schattiger Dom mächtiger Laubkronen, unter deren Schutz zahllose Fahrzeuge parken. Die Ausschilderung führt zu einem in einem Waldtal verborgen liegenden Kloster, das überraschend am Ende einer Allee sichtbar wird. Eine Brücke über einem Festungsgraben und ein Barocktor mit Vasen und steinernen Heiligen besetzt, führt in einen von hohen Feldsteinmauern umgebenen Hof mit vier Wehrtürmen an den Ecken, deren einer in schwerem ukrainischem Barock als Glockenturm ausgebaut ist. Rings blicken grüne Waldhänge über die Mauern herein. Etwa in der Mitte liegt die barocke Abteikirche mit drei Kuppeln und schönem Portal aus dem 17. Jahrhundert. Hierher, in das Basilianerkloster Krechow wird der Divisions-Gefechtsstand verlegt.

Kurz nach der Ankunft greifen etwa zwanzig feindliche Bomber das Kloster an. Es hagelt Splitter, doch die Bomben fallen rings in den Wald, zwischen Kapellen, Einsiedeleien und Stationen. Der noch junge Abt ist mit einigen Mönchen hiergeblieben und bewirte uns mit Honig, der in Wasser aufgelöst wird. Von 1939 bis 1941 war eine sowjetische Offiziersschule im Kloster, Gottesdienst durfte trotzdem gehalten werden. Die Basilianer sind ein griechisch-katholischer Orden. Einst war die Abtei Sitz einer Malerschule. Aufgabe der Brüder ist heute die religiöse Erziehung. Im Mai findet hier alljährlich eine stark besuchte Wallfahrt zu einem Muttergottesbild statt. In diesem Jahr war es nicht mehr möglich, da Tausende von russischen Soldaten, Ende des Winters abgesplittert und nach Westen gedrängt, hier in den Wäldern erschienen und seitdem das Land als Partisanen unsicher machen. Im Westen durch den San am Weitermarsch gehindert, blieben sie im Waldgebiet zwischen Lemberg und Jaroslau und bilden eine Gefahr, die unsere Lage kompliziert. Die Priester zeigen Ruhe, Schulung, Lebensart. Sie sprechen deutsch.

Bald stehen alle Fahrzeuge unter blühenden alten Linden getarnt.

In drei Halbkreisen bereitet der Russe die Einschließung Lembergs von Norden vor: Den inneren Kreis durch das Tal von Zawadow, den mittleren mit Kavallerie über Magirow-Jaworow, den äusseren über Jaroslau-Przemysl. Diese Gruppe hat bereits Lubarczow erreicht. Wir stehen weit verstreut, mit Teilen fremden Verbänden unterstellt.

Kein General würde es wagen, einen selbständigen Entschluss zu fassen. Wir scheitern an dem starren Befehlssystem und dem Abtöten jeder persönlichen Verantwortungsfreude. Es heisst «mit Ehren untergehen».

Die Abteikirche, der ich abends einen Besuch abstattete, ist innen mitsamt ihren Kuppeln barock mit genialem Schwung in durch die Zeit wunderbar verblassten Tönen ausgemalt. Die alte reichgeschnitzte Ikonostasis wurde im 18. Jahrhundert auseinandergeschoben und durch eine durchsichtige barocke Säulenordnung ersetzt, durch die man frei ins Allerheiligste blickt. Zwei besonders schöne Gemälde der alten Ikonostasis, Maria mit dem Kind und Christus als Pantokrator wurden vielleicht in Kiew im 17. Jahrhundert gemalt, möglicherweise auch im Kloster selbst. Ein spätbyzantinischer Meister scheint auf diesen Bildern durch die Schule des Corregio gegangen zu sein. Diese Christus-Darstellung scheint mir eine der vollendetsten, das «Numinose» in seiner Verbindung von Milde und Herrschertum, von Kraft, Strenge und heiliger Unerreichbarkeit selten wie hier erreicht. Der Heiland ist jung, blauäugig, von majestätischer Schönheit, die Gewandung von äusserstem Reichtum, der Ausdruck der Augen unvergesslich. Ein wirkliches Andachtsbild, magische Kunst.

## *22. Juli 1944*

Wir werden in der Frühe alarmiert. Der Russe ist von Norden und Nordwesten in Lemberg eingedrungen, wo die Luftaufklärung Feindpanzer im Südteil erkennt, und soll bereits bei Radymno am San den Nachschub stören.

Mit dem peinlichen Gefühl, dass die Zeit ungenutzt vergeht, während der Feind uns einkesselt, warten wir den ganzen Tag auf den Abmarschbefehl. In der Frühe ertönt die Klosterglocke zur Frühmesse, zu der Leute von benachbarten Höfen kommen. Chorgesang schallt aus der Kirche. Auch unsere Landser verrichten ihre Andacht. Wir essen Johannisbeeren im Klostergarten und springen beim Nahen von Bombern in die Deckungslöcher. Ich gelange gegen Abend auf dem Wege zu einer Artillerie-Beobachtung unter alten Buchen am Berge an eine einstige Klausnerie, während die Sonne über der Ebene blutrot in Wetterwolken versinkt. Unsere Batterien feuern. Ein Bildwerk in der Kapelle, den toten Heiland darstellend, wurde von den

Russen verstümmelt. So glaubt auch der moderne Wilde gleich den Ur-Barbaren, dass er mit der Zerstörung des Abbildes das Urbild selbst zu treffen vermag. Dass aber im Abbild des Göttlichen etwas wie wirkliche Gegenwart Gottes liegen kann, lehrt das Christusbild in der Abteikirche.

Mehrere Offiziere der 340. Infanterie-Division schlagen sich 120 Kilometer weit durch den Feind zu uns durch. Die ukrainischen Bauern, dies sei besonders vermerkt, unterstützten sie und verrieten ihnen Aufenthalt und Bewegungen der Russen. Kommandeur und La sind gefallen. Wäsche und Stiefel gingen verloren, doch Karte und Kompass halfen durch. Ukrainische Banden boten ihnen unterwegs Aufnahme in ihrem Verbände an. Trotz der Ablehnung beliest man den Offizieren ihre Waffen. Diese Banden arbeiten nach genau feststehenden, vielfach ritterlichen Grundsätzen und Methoden.

### *23. Juli 1944*

Sonntag. Kloster Krechow. Frauen strömen mit bunten Kopftüchern und nackten Füßen zum Hochamt. Klagend ertönt ihr Gesang, denn sie fürchten sich. Aus den von Russen besetzten Gebieten hören sie, dass die Juden Rache üben, dass die Familien, deren Angehörige zur SS und Wehrmacht gegangen sind, ermordet wurden. Unter Bomben, Bordwaffengeknatter und dumpfem Geschützdonner, mitten im ringsum tobenden Kampf zweier feindlicher Mächte und den Schrecken des Bandenkrieges erteilt der Priester ruhig die Kommunion.

Aus der Kuppel fallen Sonnenstrahlen auf die Gemeinde, denn es ist ein wundervoller Tag nach der vergangenen Regennacht. Wolken ziehen blendend hell über den klaren Himmel. Die Kirche steht inmitten des Hofes, auf dem die Befehlsgebung zackig und geräuschvoll vor sich geht. Die Macht des Glaubens und der Segen der Religion, wie sie hier sichtbar werden, bleiben nicht ohne Wirkung auf die Landler.

Der Russe ist aus Südosten und Norden her in Lemberg eingedrungen, ohne sich jedoch in den Besitz der ganzen Stadt setzen zu können. Grössere Stadtteile bleiben noch in eigener Hand.

Die 16. Panzer-Division bekommt morgens Befehl, die Hauptstrasse von Lemberg nach Przemysl bei Sinna-Woda zu sperren, sich im Südwesten sichernd vor die Stadt zu legen, um Lemberg herumgrei-



fend die Versorgungslinien des Feindes zu durchstossen und Verbindung mit den ostwärts der Stadt eingekesselten eigenen Verbänden aufzunehmen. Immer wieder hofft man, dass ein glücklicher Gegendschlag zu einer Wendung führen kann.

Vor dem Aufbruch ein letztes Gespräch mit dem Abt, der bei mir denkmalpflegerischen Rat für die Kirche einholt. Tapfer, aber ohne Hoffnung sehen die Mönche in die Zukunft. Die glücklichsten Erinnerungen weckt nicht das polnische, sondern das alte österreichische Regiment. Von den Vertretern des Reichs, die Wehrmacht ausgenommen, sei das Volk unwürdig behandelt worden, selbst Familien, deren Angehörige freiwillig in deutsche Dienste getreten waren. Es sei nicht zu hindern gewesen, dass seit 1942. Polen und Ukrainer dazu übergegangen seien, sich gegenseitig abzuschlachten. Dabei waren uns diese nach westlicher Kultur verlangenden Bauernvölker nach drei Jahren kommunistischer Herrschaft voll Vertrauen und Hoffnung entgegengekommen.

Wenn man Völker beherrschen will, gibt es nur zwei Methoden, entweder die russische: Ausrottung der alten Intelligenz und Oberschicht, Trennung und Deportation der Familien; oder die englische: Gewinnung der Oberschicht, Belassung einer gewissen Autonomie und inneren Selbständigkeit bei scharfer Kontrolle und Wahrung militärischer wie politischer Gewalt. Für Europa kommt nur diese Methode in Frage. Takt und Erfahrung erleichtern sie. Die Anwendung deutscher Massstäbe versagt im Ausland.

Gegen n Uhr Abfahrt zum neuen Gefechtsstand Bartatow an der Rollbahn Lemberg-Przemysl. In der Ferne die Türme von Lemberg, von Rauchwolken überlagert. Die Strasse ist verödet. Der Fluchtstrom verebbt.

#### *24. Juli 1944*

Starke Feindverbände sind von Norden durchgestossen, sperren in unserem Rücken die Rollbahn Lemberg-Przemysl und verlegen unserem Nachschub den Weg. Es handelt sich um den «mittleren Einkreisungsring», der sich zu schliessen beginnt. Noch wissen wir nicht, wie es im Südosten steht und ob von dort aus eine andere russische Armee im Anmarsch ist. Wichtige Nachrichtenverbindungen sind unterbrochen, doch werden niedere Dienststellen bisweilen aus Prin-

zip über die grössere Lage in Unkenntnis belassen, in der Annahme, dass die Bekanntgabe einer grossen Gefahr den Widerstandswillen der Truppe beeinträchtigen könne.

Das Panzer-Regiment gewinnt Dawidow an der Strasse Lemberg-Bohrka und stellt die befreiende Verbindung zur 101. Jäger-Division, unseren Karpatenfreunden, wieder her. Damit ist der Russe in Lemberg wiederum durch einen wenn auch nur dünnen Einschliessungsring von uns umfasst.

### *25. Juli 1944*

Unser heutiger Marschweg führt an zwei Kirchen des Rokoko-Bau-meisters Bernhard Merderer vorüber, die fast in der Kampfzone liegen, nur zwei Kilometer vom Russen entfernt. Um ihretwillen hatte ich schon einmal von Lemberg hinausfahren wollen. Beide über-treffen meine Erwartungen und wirken besonders stark durch eine vollkommen ländliche, landschaftlich ausserordentlich schöne Lage.

Die erste, Hodowica, ein Neubau von 1750, liegt auf einem künstlich terrassierten Hügel, von mächtigen Linden umgeben, an einem mit Wasserrosen bedeckten Waldsee. Ein Meisterwerk! Eine ein-schiffige, ziemlich hohe Kreuzkirche mit Dachreiter, die Fassade in reich behandelte Sandstein-Architektur, rosa abgesetzt, die Gesimse mit den gekuppelten laternenartigen Vasen bekrönt, die, für Pinzel charakteristisch, dem Umriss lebendigen Ausdruck geben. Die anderen Seiten sind einfacher behandelt, aber grosszügig gegliedert; die Art, wie die Gesimse verkröpft, die Übergänge (Ecken) verschleift, die Flächen durch Lisenen-Gliederungen aufgeteilt wurden, beweist geniales Können.

Leider ist der Geistliche geflohen und der Schlüssel nicht zu finden. So bekomme ich den berühmten Hochaltar und die Gruppen Pinzeis, das «Opfer Abrahams» und «Simson tötet den Drachen», nicht zu sehen, kann auch nicht ergründen, wer die Kirche gestiftet hat. Setze mich ungeachtet der Tiefflieger und sonstiger kriegerischer Begleit-umstände, zur Freude der Kinder und zum Staunen der Erwachsenen, für fünf Minuten ans Wasser und zeichne.

In Nawaria wurde eine ältere Kirche durch Merderer vollständig umgebaut. Eine weisse Basilika mit Dachreiter und reicher Fassade, die Seiten nur durch Fenster mit prächtigen Sandstein-Umrahmungen

gegliedert. Daneben ein schöner Glockenstuhl von 1769. Das Innere enthält wichtige Schnitzwerke Pinzeis, so die Evangelisten an der Kanzel und auf einem Nebenaltar die vier Kardinaltugenden, in der Literatur als «Jungfrauen von Nawaria» bekannt, Tänzerinnen in goldenen Gewändern, die mit verzücktem Ausdruck ihre Attribute schwenken. Die Figuren des Hochaltars drücken neben Vergeistigung auch raffiniertes Vergnügen an theatralischer Mimik und neben einem Übermass an Können artistischen Unernst aus. Ein paar Bomben oder Granaten und dieser ganze Kunst-Tempel mitsamt seinen Fresken, antiken Kirchenfahnen und sonstigen Schätzen wäre dahin.

Viele Frauen und Kinder haben sich in die Kirche geflüchtet, seitdem jüngst Partisanen unschuldige Geschöpfe niederknallten. Russisches Artilleriefeuer ist für jeden Augenblick zu erwarten. Milde und mit heiterer Ruhe waltet der Pfarrer unter den Schutzbedürftigen, unterstützt durch einen halbgelähmten Vikar und einen sechzehnjährigen Organisten, einen aufgeschlossenen, gut aussehenden Jungen. Alle sprechen deutsch. Da Nawaria ein Wallfahrtsort der Kunsthistoriker ist, weiss der Geistliche über seine Kirche gut Bescheid und ist glücklich, in dieser kritischen Stunde über geistige Dinge sprechen zu können. Auftraggeber dieser Rokokopracht war der Starost Marein Wieniawski, der viele Dörfer der Umgebung besass, jedoch mit Hodowica nichts zu tun hat. Der Besitz ist verloren, und wo die Familie gewohnt hat, ist unbekannt. Ich hätte für mein Leben gern eine Kirche wie Hodowica bauen lassen oder einen Garten wie Obroszyn angelegt, doch die Zeiten waren dazu nicht angetan.

*26. Juli 1944*

## **Clinna**

Endlich wird der Befehl, Lemberg zu halten, aufgegeben. Die Division kann sich damit der dringenden Aufgabe zuwenden, den gesamten deutschen Verbänden um Lemberg den Weg nach Süden freizuhalten. Doch dauert das Herauslösen Zeit. Aus dem rückwärtigen Gebiet üble Nachrichten. Teile der Trosse fielen in Feindeshand. In unserem Abschnitt drang der Russe in Zagorce ein.

In den Dörfern werden die Sowjets, so wie wir 1941, mit Blumen empfangen. Ein Nachzügler berichtet, er sei als erster Russe freudig

begrüsst worden. So hilft sich eine wehrlose Bevölkerung, die das Schlimmste zu erwarten hat.

Den ganzen Tag wird um Dawidow heiss gekämpft, Zagorce wiedergewonnen. Dadurch gelingt es, eine besonders störende Feindgruppe abzuschneiden. Dafür ist jedoch ein neues russisches Panzerkorps im Vordringen, um uns die Versorgungsstrasse nach der Dnjestrbrücke von Rozwadow zu sperren. Damit nicht genug, befindet sich die uns im Westen umfassende feindliche Armee von Rudki aus in anscheinend ungehindertem Vormarsch. Wir haben es mit einer Hydra zu tun! Die totale Einschliessung rückt näher, denn die Wilkie Biota bedeutet ein Hindernis wie die masurischen Sümpfe, gut für eine Verteidigung, erschwerend für den Fall, dass wir uns freikämpfen müssen.

Bei der Truppe, die von einem Kessel in den anderen gerät und ringsum immer wieder ganze Verbände mit allen Waffen in Gefangenschaft geraten sieht, hat sich, so leicht wie es zu widerlegen ist, die sinnlose Vorstellung festgesetzt, schuldhaftige Absicht der Führung sei die Ursache.

In der Tat sind mehrere Kessel in diesen Tagen dadurch entstanden, dass der Befehl zu halten nicht rechtzeitig aufgehoben wurde. Dadurch, dass notwendige Bewegungen drei Tage zu spät ausgeführt wurden und der Feind seine Einkesselung ungestört durchführen konnte, sind unnötig hohe Verluste entstanden und ganze Divisionen zerfleddert worden. Keine Dienststelle würde es wagen, aus besserem Wissen einen rettenden Befehl zu verantworten, der von der höchsten Führung nicht erteilt wurde. Was an diesem System einst gut gewesen sein mag, führt jetzt zu unwiederbringlichen Verlusten.

Die Division wird in der Nacht herausgezogen, nach Süden über den Dnjestr geführt und soll im Raum Stry-Drogobytsch, angelehnt an die Karpaten, nach Westen operieren und die grosse Einschliessung verhindern.

*28. Juli 1944*

Auch das Vorfeld von Lemberg wird aufgegeben, die Kampflinie der Infanterie bis Ostrow zurückverlegt.

14 Uhr erfolgt der Weitermarsch im Süden der überwundenen und nun einen guten Verteidigungsabschnitt bietenden Wilkie-Blota in  
418

den Raum zwischen Drogobytsch und Sambor. Der Blick von der Höhenstrasse auf die unermesslichen Sümpfe mit ihren stagnierenden Wasserflächen, zur Rechten auf die reichen Kornfelder im flimmernenden Sonnenlicht, auf Laubwälder und die über dem malerischen Vorland wieder auftauchenden Karpaten erzeugt eine Art von Sommer-Enthusiasmus. Doch nur vereinzelt wagen sich die Bauern mit ihren Familien daran, mit dem Schneiden zu beginnen, was hier noch mit der Sichel geschieht.

Ich lasse mir in Drogobytsch, wo russische Bomber übel gewütet und einen Teil der Bevölkerung vertrieben haben, die durch einen Wiesengürtel und Bäume vom Stadtbild getrennte St. Georgskirche aufschliessen. Eine der schönsten Holzkirchen Galiziens ist sie, ein seltener Glücksfall, noch durch nichts entstellt. Hier begegnet sich Nordisches mit Byzantinisch-Orientalischem, hier erkennt man, wie sich unter den Warägern in Kiew diese einander so fremden Welten verschmolzen. Die niedrige eisenbeschlagene Tür ist ein Stück Urzeit. Die schindelgedeckten Kuppeln enden in fremdartig komplizierten, überdimensionalen Bleikreuzen.

Das Innere dieser Kuppelkirche aus Holz setzt durch überraschend bedeutende Raumwirkung immer wieder in Erstaunen. Hier sind die drei Kuppelräume von oben bis unten nach alten Gesetzen mit kleinteiligen Fresken bemalt, die zwar in der Hauptsache von 1691 stammen sollen, dem Stil nach aber wesentlich älter sein müssen. Ein ungeheures Programm, das von dem Leben Christi über die Schauer geschichten des Alten Testaments, die Leiden der Märtyrer, die Visionen der Propheten, die Wunder und Prüfungen der Heiligen, Rettung und Verdammnis der Seelen bis zu den Mysterien der Apokalypse und den Engelchören im höchsten Kuppelrund die gesamte altchristliche Vorstellungswelt umfasst und zu einem kostbaren Teppich verwebt. In diesen Fresken vereinen sich Oströmisches, Gotisches, Renaissance, Barock, Hierarchisches und Volkstümliches, Kultbild und Moritat. Ein Studium für sich bilden die orientalischen Architektur-Prospekte, die phantasievollen Pflanzen-Ornamente, die feinen Ikone der Ikonostasis, die Weihkreuze und Kusstafeln, die geschwärzten byzantinischen Andachtsbilder und Inkunabeln. Nichts ist restauriert oder museal geordnet. Alles steht seit Jahrhunderten in Gebrauch, trägt den veredelnden Stempel des Alters, bildet ein durch

Kriegsstürme und Brände gerettetes Dokument ehrwürdigen Lebens der Ostkirche und des slawischen Volkstums.

### *30. Juli 1944*

In der Nacht trifft der Befehl ein, zwischen Sambor und Chyrow anzugreifen, um den Feind über den Strwiaz-Fluss nach Norden zu werfen. Der ursprüngliche Feindplan eines Einschliessungsrings südlich von Lemberg wurde durch rechtzeitige Zurückführung aller deutscher Truppen aus dem Lemberger Raum über den Dnjestr nach Süden hinfällig.

Ich fahre um 4 Uhr der Führungs-Abteilung voraus nach Sary Sambor. Kurz nach Sonnenaufgang kommen die Türme von Sambor in Sicht. Dort starkes beiderseitiges Artilleriefeuer, Brände, Gefechtslärm. Der Russe greift den Brückenkopf der 1. Panzer-Division an, dringt auch in die Stadt, wird aber wieder herausgeworfen. Auf das Gerücht hin, dass der Feind im Vorgehen sei, weicht die eigene Infanterie. Trosse flüchten. Moralisch haben die letzten Wochen viel zerstört.

### *31. Juli 1944*

Sary Sambor-Strzelbice. Trüber, schwüler Tag. Gewitterregen. Der Feinddruck verstärkt sich. Die Aufklärungs-Abteilung muss sich zurückziehen. Ein russisches Panzerkorps drückt von Nordosten auf Sambor. Trotzdem greift die Division nachmittags weiter nach Norden an, vertreibt den Feind und erstürmt mehrere Dörfer.

Ohne die Feldzüge dieses Jahres 1944 wären mir Polen und die Ukraine wesentlich unbekannt geblieben. Erst jetzt ist uns die ungeheure Lebendigkeit, der kulturelle und landschaftliche Reichtum dieser Gebiete und ihre wahre Bedeutung für uns klar geworden, von denen wir uns in Deutschland trotz des Ersten Weltkrieges und trotz der nahen geographischen Nachbarschaft keinen Begriff machten, jetzt, da wir im Begriff stehen, sie zu räumen. In unserer «Kultur-Vorstellung» handelte es sich um Länder, die keiner Beachtung wert waren, bis auf ihre Fruchtbarkeit und Bodenschätze. Über Polen wussten wir weniger als über Indien und China. Dass aber diese Gebiete voll von Zeugnissen deutschen Kunstfleisses vom Mittelalter bis zur Neuzeit sind, war bis auf das in Krakau und Lemberg Geschaffene fast vollkommen unbekannt.

Die Geschichtsschreibung dieser Länder, auch die polnische selbst, krankt daran, dass sie in adels- und kirchenfeindlichen Zeiten entstand und daher Hauptfaktoren der Entwicklung so gut wie ganz ausser Acht lässt, nämlich die Kulturleistungen der polnischen Oberschicht und der geistlichen Orden bis zum Dnjepr und zum Schwarzen Meer. Der Augenschein lehrt, dass beide hier die grossen Träger abendländischen Geistes und europäischer Lebensformen gewesen sind. Galizien ist als vermittelndes Gebiet zwischen Byzanz und Nordeuropa, Orient und Westen von altersher geistbelebt gewesen und unter Österreich geblieben, ein reiches, wunderschönes Land. Hier zeigt sich das Europäische in der Verschmelzung der verschiedenartigsten völkischen Elemente und Einflüsse von seiner universalen Seite. Erst die Gegenwart droht die alten, immer noch tragenden Kulturkräfte zu vernichten, wahrscheinlich um einer anderen Kultur ebenso universalen Art den Weg zu bereiten.

Auch die weiten Gebiete des polnischen Ostens waren überall, wenn auch nicht so engmaschig wie in Galizien von Kulturzentren durchsetzt, Bischofssitzen, Abteien und Residenzen von «Schlachtzien», die wie deutsche Bundesfürsten, gestützt auf eigene Truppen, praktisch unabhängig und nur im Kriegsfall gemeinsame Sache machend, grosse Gebiete regierten – im Wettbewerb daran interessiert, diese auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen und ihre Untertanen zu fördern. Dass versagende Generationen vielfach das Gegenteil bewirkten, und dass mit sinkenden Epochen auch das einst hohe Verantwortungsgefühl verschwand, ist sicher. Unter russischer Herrschaft trat seit den Tagen Nikolaus I. fortschreitende Verödung ein, und heute trifft man alle einst berühmten Sitze in Verfall. Dieser Krieg scheint einen Schlussstrich zu ziehen für Bialystok, Mir und Nieswicz, für Dawidgrodek, Olyka und Rowne, Dubno und Berditschew, Uman und Tulczyn. Soweit die Schlösser noch stehen, sind doch die Kunstgalerien, Bibliotheken, Opernbühnen, Theater, Gärten, Orangerien, die Anstalten des öffentlichen Wohls längst verschwunden oder nur in Resten erhalten. Nur das Volk, in einen früheren Zustand zurückgesunken, ist geblieben. Nun geht auch Lancut, die polnische Arche Noah, in die sich Besitztümer Ludwigs XIV. und Johann Sobieskis, Friedrichs des Grossen, der Marie Antoinette und aller grossen Häuser Polens gerettet hatten, vor die Hunde.

Die kirchliche Barock-Architektur hat es in das einstige Königreich Polen als letzter europäischer Universalstil zu einer uferlosen Produktion gebracht. Der Gesamtbestand lässt sich nicht entfernt überblicken. Die Baumeister waren bis ins 19. Jahrhundert hinein Italiener und Deutsche, nur wenige Polen. In Galizien überwiegen süddeutsche Einflüsse, im Norden niederländische und französische, über Dresden und Danzig vermittelt. Italienische sind mit polnischen Formen eine besonders enge Verbindung eingegangen, doch auch die Deutschen haben sich anpassend «polnisch» gebaut und gestaltet, was zum Beispiel in Fassaden, Turmbekrönungen, im Innern in Altarformen, Fresken und spezifisch polnischen Grabmalstypen zum Ausdruck kommt. Das «Polnische» hat auch auf den Westen gewirkt. Das Dresdener Zwingertor und die Barockhelme der Danziger Türme sind undenkbar ohne die enge Beziehung zu Polen.

#### *5. August 1944*

In unserem Lebenskreise haben die letzten Wochen wahre Verwüstungen angerichtet, und ich werde nach dem Krieg als erstes eine Reise tun, um alles ans Herz zu drücken, was noch lebt. Manchmal umschweben uns heilige Glutten wie am Schluss von Faust II, wenn man bei Sonne, Mond und Sternen oder Blitz und Donner von einer Schlacht in die andere braust. Der Geist durchbohrt Zeit und Raum.

Ich betrachte alles, was mir zustösst und wohin ich gestellt werde, als Fügung und behandle es dementsprechend. Doch auch meine abenteuerlichen Schicksale lassen den dauernd spürbaren Drang zu meiner eigentlichen Lebensarbeit nicht zurücktreten. Ihre Bedeutung für mich besteht hier die Feuerprobe.

Meine Pläne werden im Sturm der sich steigernden Ereignisse immer präziser, anstatt erdrückt zu werden. Schwerer wiegt die Frage, ob die Begabung reicht. Doch es ist nun einmal mein Lebensfaden.

Es kommt alles darauf an, dass jetzt durchgehalten wird, dass keine historischen Betrachtungen über die Notwendigkeit dieses Krieges angestellt werden, sondern dass allein ins Auge gefasst wird, was im Fall des Versagens aus Deutschland wird.

Was in dieser Zeit der Rückschläge am schwersten empfunden wird, ist die Einsicht, dass wir als Volk gesündigt haben und schwerste Strafe verdienen. Doch darf das unseren Behauptungs-



willen nicht beirren, denn selbständig und frei müssen wir mit unserem Geschick fertig werden. Es muss wenigstens so enden, dass ein Wiederaufbau möglich ist.

Aber im Kameradenkreise sinkt die menschliche Qualität. Noch sind einige Säulen da und eine Anzahl von Männern, die einem Freude machen. Der alte Zusammenhalt ist nicht mehr. So bin ich ganz froh, dass ich unerwartet vom Oberbefehlshaber West zu anderen Aufgaben angefordert werde.

Am 5. August verabschiedete ich mich in Stara Sol in Galizien von der 16. Panzer-Division, an deren Feldzügen ich seit März 1941, über drei Jahre lang, teilgenommen habe: auf dem Balkan, in Russland, Frankreich, Italien und wieder in Russland, von der Bretagne zur Ägäis und von Apulien bis zur Wolga kreisend. Ich bin für eine neue, mir einstweilen noch unbekanntere Verwendung vorgesehen.

## Der Westwall im Herbst 1944

*26. September 1944*

Ich treffe am 26. September in Sötenich, Kreis Schleiden ein, um den le des LXXIV.A.K. zu vertreten, und melde mich beim Kommandierenden General Straube, der mich zum Abendessen einlädt. Das Korps hat lange in der Bretagne gestanden, ist bei Invasionsbeginn in die Normandie-Kämpfe geworfen und unter schwersten Verlusten bis zum Westwall zurückgedrängt worden. Zurzeit bedeutet es ein hartes Problem, Kräfte zur Verteidigung des nur sehr schwach besetzten Westwalls und zur Auffrischung der hierher zurückgeworfenen Divisionen zu bekommen und die Disziplin wiederherzustellen. Der Westwall selbst ist im Grunde nichts als eine Fiktion. Er war nie richtig ausgebaut gewesen und ist zudem seit 1940 wieder in Verfall geraten. Dennoch spielt er jetzt eine fast mytische Rolle. Den Männern bedeutet er die Reichsgrenze, die unbedingt gehalten werden muss. Dem Gegner beginnt hier unheimlich das teuflische Verbrecherland, sein Kreuzzugsziel. Bei Aachen und Prüm sind im ersten Ansturm Einbrüche erzielt worden, die jedoch abgeriegelt werden konnten. An allen übrigen Stellen hält die neue Front. Seit etwa drei Wochen verteidigt das Korps den Abschnitt von Stolberg-Schevenhütte bis Kronenburg in der Eifel. Seit dem 4. September hat Rundstedt den Oberbefehl über die Westfront übernommen.

Die Kriegsführung im eigenen Lande stellt uns vor unangenehme Aufgaben, wie Teilung der Hoheitsrechte zwischen Wehrmacht und Partei. Der Kampf der zivilen Dienststellen untereinander bringt ausserdem grosse Erschwernisse. Nicht zuletzt weil die Grenzbevölkerung als unzuverlässig gilt, will man sie aus der Kampfzone entfernen. Das stösst auf Schwierigkeiten, zumal den Einwohnern für ihr Bleiben begreiflicherweise kein Opfer zu hoch ist. Selbst im Niemandsland vor dem Westwall, in dem die Spähtrupps einander bekämpfen, hält sich die Bevölkerung in halb zerstörten Unterkünften. Plünderungen in geräumten Ortschaften werden drakonisch bestraft. Durch die Veröffentlichung des Morgenthauplans im September ist die Kampfbereit-

schaft gewaltig angewachsen. Dem Gegner kostet das schwere Opfer. Dazu kommt, dass der Feind die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation erneut proklamiert hat. Selbst die schrankenlosen Bombenabwürfe über deutschen Städten bewirken nicht die Schwächung des Widerstandes, mit der man drüben gerechnet haben mag, sondern bestätigen nur, dass – wie von Morgenthau vorgesehen – die Lebensmöglichkeit des Volkes vernichtet werden soll. Ausserdem haben die Gegner eben (vom 17. bis 26. September) durch die Vernichtung ihrer Luftlandetruppen um Arnheim einen schweren Rückschlag erfahren. Was unserem Heer indes den stärksten Rückhalt gibt, ist die feste und doch ganz ungewisse Hoffnung auf den rechtzeitigen Einsatz einer angekündigten Wunderwaffe, die den Krieg mit einem Schlag beenden soll.

Jetzt sucht Montgomery, der den Hauptstoss über Köln auf das Ruhrgebiet führen will, längs der Strasse Monschau-Düren den Durchbruch zu erzwingen. Das dichtbewaldete, von tiefen Tälern zerrissene Bergland, in dem technische Waffen nicht einzusetzen sind, unterstützt unsere Verteidigung. Seit Ende August wird hier auf Tod und Leben gefochten, auf Seiten des Gegners begleitet von unerhörtem Artillerieeinsatz. Die Forsten beginnen, zersplittert oder auf Baumstümpfe reduziert, das bekannte Aussehen des Houthouster Waldes aus dem Ersten Weltkrieg anzunehmen. Jetzt geht es in der Hauptsache um den Besitz des Dorfes Germeter und der Kalital Sperre. Auf diese Kämpfe konzentriert sich das Führungsinteresse. Sie bilden mein häufiges Ziel. Schon jetzt sind die Verluste der Angreifer ausserordentlich hoch. Menschenopfer scheuend pflegen sie sonst Angriffe bei hohen Verlusten schnell abzubrechen. Sie verliessen sich bisher auf ihre Materialüberlegenheit und rechneten mit dem Versiegen unserer Produktion. Das ist jetzt anders. Heftiges Artilleriefeuer liegt auf Ortschaften und rückwärtigen Verbindungen. Die wenigen Verbindungswege sind leicht unter Feuer zu halten.

#### *16. Oktober 1944*

Gestern habe ich mit General Püchler, der den beurlaubten General Straube vertritt, die noch unbeschädigte Stadt Gmünd passiert. Auf der Rückfahrt finden wir sie an allen Ecken brennend, die Strassen unpassierbar. Bomben haben sie in wenigen Augenblicken in Trüm-

mer gelegt. Verzweifelt bergen die Überlebenden Tote und Verwundete. Die Geistlichen und Schwestern gehen beispielgebend voran.

Bei jedem Wetter werden wir von Tausenden von Bombern überflogen, die ins Reichsgebiet ziehen. Die eigene Jaboutätigkeit bleibt dagegen gering.

*17. Oktober 1944*

Ich treffe Feldmarschall Model, den Oberbefehlshaber der uns übergeordneten Heeresgruppe B, auf dem Gefechtsstand in Sötenich. Es ist meine zweite Begegnung mit ihm. In seiner Brutalität hat er die Verteidigung gegen eine erdrückende Übermacht lange aufrechterhalten. Die Troupiers müssen jetzt leisten, was Hider den Feldherren so lange untersagte.

Gewöhnlich währt der tägliche Dienst bis zwei Uhr nachts. Um vier Uhr früh werden bereits wieder die Divisionsmeldungen aufgenommen, bis fünf Uhr mit dem la abgestimmt und der Armee durchgegeben. Das Ic-Geschäftszimmer ist ungenügend besetzt. Wertvolle Mitarbeit leistet der Dolmetscher Sauter, Bibliothekar an der Münchener Staatsbibliothek, den ich aber an die Armee abgeben muss. Sein Nachfolger, der Gefreite Erich Fechner, Professor der Philosophie an der Universität Tübingen, ist eine ausgeglichene, fest in sich ruhende Natur. Mit Freude entdecke ich bei ihm eine der meinen gleichgeartete Gesinnung, eine gemeinsame Sprache, Übereinstimmung von Wesensrichtung und Interessen. Diese verstehende Zusammenarbeit ist das Hauptaktivum in diesen Wochen. Bei mancherlei geistigen Interessen herrscht im Stab ein gutes menschliches Niveau, wenn auch natürlich keine Offenheit. Bei Fechner ist das anders. Wir reden nicht viel, aber wir verstehen uns. Es ergibt sich Gelegenheit, mit ihm die römische Wasserleitung am Höhenrande des Urftales über Sötenich und das nahe Benediktinerkloster (jetzt Salvatorianerkolleg) Steinfeld gemeinsam zu besuchen. Die Eifel prangt im Zauber der letzten Herbsttage. Steinfelds Abteikirche besitzt ein monumentales Westwerk, von Rundtürmen flankiert, einen romanischen Vierungsturm und einen gotischen Kreuzgang. Im dunklen Innern der Basilika steht die Tumba des seligen Hermann Joseph, ein Werk um 1230.

Auch hier tobt der Krieg zwischen Partei und Truppe.

*27. Oktober 1944*

Mein Bleiben soll hier nicht lange dauern. Schon nach vier Wochen, am 26. Oktober, werde ich zum Oberbefehlshaber-West befohlen. Tags darauf nehme ich Abschied. Ein neuer, kaum begonnener Abschnitt ist für mich zu Ende. Ich habe eine Unsumme grosser Leistungen erfahren, aber können wir einem grauenhaften Endresultat mit verhängnisvollen Konsequenzen für die Zukunft noch entgehen? Bittere Gedanken.

*28. Oktober 1944*

Auf der Fahrt zum Oberbefehlshaber-West (Rundstedt). Die Wälder der Eifel liegen in strahlender Herbstschönheit. In Köln ist die Altstadt unpassierbar. Nur das Rheinufer ist noch frei. Ich verlasse auf der Hindenburgbrücke den Kurierwagen, der zur Heeresgruppe Model weiterfährt, um mit einem anderen Fahrzeug in Richtung Frankfurt weiterzureisen. Nach einstündigem Warten, wobei unter mehrmaligem Alarm und Entwarnung die Trümmer der Zivilisation im Kölner Exodus über die Brücke nach Osten schwimmen, erfolgt im Augenblick einer neuen Entwarnung ein Angriff von 1'200 feindlichen Bombern. Ich erreiche mit der Brückenwache gerade noch den schützenden Bunker. Der Angriff dauert Stunden. Schwerste Erschütterungen. Das Nachbarhaus verschwindet. Wir müssen den Bunker schliesslich durch einen Notausgang verlassen. Der Himmel ist dunkel von Bränden, Rauch und Gasentwicklung. Die Brücke, künstlich vernebelt, ist nicht getroffen, aber die Altstadt und sämtliche Vorstädte brennen. Der Bahnverkehr ist eingestellt. Ein Wagen nimmt mich zum Hauptbahnhof mit. Der Dom ist durchsichtig wie eine Ruine, aber wenig beschädigt. Vor Schutt und Bränden ist kein Vorwärtskommen. Seit Wochen gibt es kein Licht, kein Gas, kein Wasser, keine Fensterscheiben. Neuer Alarm, so geht es fortgesetzt durch die ganze Nacht. Mülheim liegt unter brandroten Explosionswolken.

Ich nächtige mit Tausenden von Landsern im Sammellager des ehemaligen Jesuitenkonvents, meist im Keller auf einem Brett, das mir und einem anderen auf die Nase fällt. Ratten zerfressen den Inhalt meiner Aktentasche. Erst gegen Morgen schlafe ich trotz Kälte ein, werde aber schon bald wieder durch eine Zeitzünder-Explosion geweckt, der noch viele folgen.

### *19. Oktober 1944*

Ich wasche mich an der Bahnhofswache mit Wasser, das Landser aus dem Rhein holten. Vor Bunkern stehen Tausende von Menschen und warten darauf, von Lkw's aus der Stadt mitgenommen zu werden. Es gibt keine Verkehrsmittel mehr, Lebensmittelläden schliessen, es herrscht teilweise Hunger. Bis zu tausend Mark werden für Plätze auf Wagen geboten. Bei jedem Alarm setzt die Massenflucht in die Bunker ein. Angst, Not, Erschöpfung, Verzweiflung auf der einen, unverwüstlicher Humor auf der anderen Seite.

Ein Offizier der Luftwaffe bringt mich zum Bahnhof Köln-Kalk, durch das brennende Deutz. Der überfüllte Zug nach Betzdorf wird von feindlichen Fliegern mit Bordwaffen beschossen. Panik entsteht, doch bringen mein energisches Auftreten und das Abwehrfeuer der mitgeführten Flak schnell wieder Ruhe. Abendfahrt durch das Tal der Sieg an den Türmen der Blankenburg vorbei.

### *30. Oktober 1944*

Fünf Uhr früh: Friedberg. Ich rufe den O. B. West an, durchwandere die Altstadt und die alte Reichsburg mit Wallgärten, Terrassen, mächtigen Taxus, gestutzten Alleen, Hecken, Statuen, Blicken auf Taunus und Wetterau. Hier lebt noch etwas von dem Geist der Goethezeit. Mittags bin ich in Bad Nauheim. Auch hier Bombenschäden. Das Kurhaus ist verbrannt, doch es gibt noch Reste von Eleganz in Gebäuden und Läden. Es gibt auch noch gut aussehende Leute auf den Strassen. Die Hotels sind Lazarette. Man sieht viel Invaliden. Bin etwas down. Ich werde mich erst morgen auf dem Gefechtsstand melden.

### *31. Oktober 1944*

Ein Wagen des O. B. West holte mich nach Ziegenberg, wo der Feldmarschall Gert von Rundstedt das Schäffersche Schloss bewohnt, das 1940 als Führer-Hauptquartier ausgebaut erst jetzt in Benutzung genommen wurde. Grosse unterirdische Anlagen sind geschaffen. Da gerade Mittagspause ist, wandere ich umher, blicke bei trübem Wetter von Felskuppen aufs Schloss, den Park und in die Täler des Taunus. Das Schloss ist ein Barockbau mit einem mittelalterlichen Rundturm. Dann melde ich mich beim Adjutanten. Abends lese ich. Seit einiger Zeit ist meine Dauerlektüre «Sinn der Heiligen Schrift».

## Aus Briefen

*14. August 1944*

Am Freitagabend langte ich in den Ruinen von Hannover an. Bei sinkender Sonne stand ich mitten in der einst auch abends so belebten Altstadt am Rathaus. Es war so still wie in der Wüste. Kein Mensch. Über den Schutthaufen der einstigen Fachwerkhäuserzeilen ragten schwarz die ausgebrannten Kirchen. Auch vom Leibnizhaus keine Spur mehr. Verbrannt das Leineschloss und die Residenz, das Opernhaus, das Weifenschloss, alles was irgend von Bedeutung, daneben aber zahllose horreurs wohlerhalten.

Ich fuhr nach Herrenhausen, wo bis auf das völlig vernichtete Schloss nur wenig zugrunde ging, der Garten dagegen durch Alter gewonnen hat, was ihm an erneuertem Prunk wieder verlorengegangen war.

Doch heute kann ich Dir etwas über die Begriffe Schönes berichten: Ich habe mich verlobt und zwar mit Elma Freiin zu Knyphausen aus Bodelschwingh bei Dortmund.

Das Leben ist plötzlich wunderbar verwandelt und so reich, wie ich es niemals ahnen konnte.

*23. Oktober 1944*

Vielleicht heiraten wir schon in allernächster Zeit, obwohl ich nur zehn Tage Urlaub dafür bekomme. Wir möchten es in Bodelschwingh tun, und da scheint es besser, nicht lange zu warten.

*10. November 1944*

Gestern war ich bei Elma in Berlin, am Montag fahren wir zusammen nach Bodelschwingh und gleich nach der Hochzeit nach Wittenmoor zurück. Der Kontrast meines Glückes zum Jammer und Elend, das ich im Rheinland sah, ist gross, aber alles fügt sich so merkwürdig, dass ich es dankbar als verpflichtendes Geschenk hinnehme.

## Kriegsende in Norwegen 1944 bis 1945

### *20. November 1944*

Am Morgen nach unserer Hochzeit, am 16. November, fuhren Elma und ich im Wagen von Bodelschwingh an den von glühenden Rauchwolken umhüllten Umrissen der Hochöfen und Industriebauten vorbei, die Elma im Gegensatz zu mir als heimatlich empfindet. In Wittenmoor empfingen uns die Getreuen, Marhenke (der Verwalter), mit Strauss und Ansprache in der Halle, die trotz Krieg und Jahreszeit mit Blumen reich geschmückt war. Hermann (der Diener), der noch nicht eingezogen war, und Kehrberg (der Chauffeur) servierten in den alten blau-silbernen Livreen und Escarpins. Wir hatten mit einem Urlaub von zehn Tagen gerechnet, doch empfing mich in Wittenmoor ein Befehl, der mich innerhalb von drei Tagen nach Güstrow berief. Mir war in Aussicht gestellt worden, im Inland verwendet zu werden, und so hofften wir, uns nahe zu bleiben.

### *21. November 1944*

Um 17.30 Uhr verlassen wir bei hellem Mondschein Wittenmoor und fahren mit Pferden nach Stendal. Dankbar und hoffnungsvoll nehmen wir voneinander Abschied, ohne mit langer Trennung zu rechnen. Mitternachts erfahre ich in Güstrow, dass Norwegen mein Ziel sei.

### *17. November 1944*

In Güstrow verbrachte ich zwei nebelige Tage. Am 24. November verliess der Transport den Ort. Wir berührten Lübeck, Schleswig, Fredericia, Århus, Ålborg. Bis zum Horizont blitzten weisse Bauernhöfe, alte Schlösser und Kirchen Jütlands in der Frühsonne. In Frederikshavn lag der Transporter «Jupiter» bereit. In Dänemark wirken Menschen und Häuser im Gegensatz zu Deutschland gepflegt und vertrauenerweckend, es gibt Schweinekoteletts, Schokolade, Bohnenkaffee und Schlagsahne, soviel man will, doch beunruhigen Sabotageakte und Morde an der deutschen Besatzung. Der englischen Flieger wegen, die das gute Wetter ausnutzen, musste der «Jupiter»



auf See kreuzen. Erst am 25. November mittags, es ist Totensonntag, durfte er im Geleit eines U-Boots und zweier Geleitschiffe bei starkem Seegang auslaufen. Wegen britischer U-Boote, Bomber und Minen mussten Schwimmwesten angelegt werden. Tatsächlich griffen britische Flieger unser Geleit bei Mondschein bis Mitternacht mit Bomben und Bordwaffen an. «Weihnachtsbäume» erleuchteten den Himmel. Das Feuer der Bordgeschütze und das Angstgeschrei der Wehrmachtshelferinnen übertönte die britischen Bomben und Einschüsse. Ein feindlicher Bomber stürzte abgeschossen ins Meer.

Zwischen niedrigen mit Schnee und Eiskristallen bedeckten Felsen fuhr das Schiff bei Sonnenaufgang in einen norwegischen Fjord. Die See war spiegelglatt. Frederikstad, wo wir landeten, zeigt die dänisch-holländische Bauweise des 18. Jahrhunderts. Ein Schnellzug führte uns in zwei Stunden nach Oslo. Äcker, Weiden und Wälder wechseln in dieser hügeligen Kulturlandschaft, einzelne Bauernhöfe, in Holz gebaut, und viele kleine Sommerhäuser, bunt bemalt. Ein prächtiger Sonnenuntergang leuchtete über dem Oslo-Fjord.

#### *28. November 1944*

Im Winter herrscht in Oslo zwar nicht vollständige Nacht wie in Nord-Norwegen, doch liegt an trüben Tagen eine bedrückende Schwermut über dieser dämmernden Welt. Die Kultur des gesamten Volkes, das im Vergleich zu seiner Bevölkerungszahl seit dem 19. Jahrhundert einen so ausserordentlichen Beitrag zu der europäischen Gesamtleistung geliefert hat, ist in Oslo zentriert, und die Lage der Stadt zwischen dem Meer, das hier wie ein Binnensee wirkt, und mässig hohen Waldgebirgen ist ausserordentlich vielgestaltig. Im Vergleich zu Kopenhagen und Stockholm hat Oslo wenig eigenes Gesicht. Die wenigen alten Bauten aus der dänischen Barockzeit und die Erlöser-Kathedrale, der magere Klassizismus des Schlosses und der Universität behaupten sich nicht gegen die Architektur der Gründerzeit der City. Das Rathaus am Hafen, das amerikanischen Hochdrang mit nordisch-heroischer Märchenstimmung zu verbinden strebt, begrüsst den von See Ankommenden mit Pathos. Es gibt Konzerte, Museen und Buchläden, mehrere Theater, doch keine ständige Oper. Die Handelsflotte ist das Hauptaktium. Vom Wikingertum scheinen Unternehmensgeist und Freude am Risiko geblieben zu sein.

In der Festung Akershus gibt man mir mein zwischen Narvik und Tromso hoch im Norden liegendes Ziel bekannt.

## *2. Dezember 1944*

Ein Lazarettzug nimmt mich bis Trondheim mit. Längs der Bahnstrecke sieht man nichts als Wälder, Felsen, Schnee und skilaufernde Kinder. Die Fahrt dauert über vierundzwanzig Stunden, wir passieren Eidsvoll und die Domruine von Hamar. Nachts fahren wir an dunklen, noch nicht zugefrorenen Seen entlang, im Mondlicht zwischen hellbeleuchteten verschneiten Bergen. Transporte der Finnlandarmee kommen uns entgegen. Auf das Gudbrandstal mit seinen berühmten alten Höfen folgt ab Dombas ödes Gebirge.

In Trondheim ist es auffallend milde. Die Sonne entschliesst sich täglich nur noch zu einem kurzen müden «Horizontschleier» im Süden. Am Ende des 19. Jahrhunderts war Trondheim noch eine stilvolle Stadt mit feinproportionierten farbigen Holzhäusern, weissen Fenstern und Türen.

Die alten Speicherreihen am Wasser erinnern an Holland. Plätze und Fassaden stammen noch aus der Barockzeit. Von beherrschender Anhöhe blickt die weisse Christiansfeste in die Gassen; auf einer Klippe im Fjord liegt das alte Fort Munkholmen. Vor Trondheim dehnt sich eine breite, von nicht allzu hohen Bergen eingefasste Bucht. Ringsum das Tøndelag, das Stammland der norwegischen Geschichte. In einer Flussschleife der Nidarsdom. Verstümmelt, doch in mächtiger, gedrungener Gestalt stand er bis zum Beginn der Wiederherstellung 1860. Heute ist schwer zu erkennen, was an ihm alt und was neu, was rekonstruiert und was aus freier Erfindung hinzugetan ist. Seit fast 90 Jahren arbeiten die künstlerischen Kräfte des gesamten Volkes an der Vollendung dieses Nationalheiligtums. Doch ist man vom Ziel noch weit entfernt. Wirkt das Äussere des Trondheimer Doms nicht überzeugend, so tut es das Innere desto mehr. Nur langsam gewöhnt sich das Auge an die Dunkelheit, die stilvolle moderne Verglasung der Fenster dämpft das winterliche Dämmerlicht allzu sehr. Besonders schön sind das alte normannische Querschiff und der Blick durch den Chorabschluss in das Oktogon des Hochchors über Sankt Olavs Grab. Die prachtvolle Orgel ist ein Berliner Werk aus der Zeit Bachs. Der Chorumgang, die Seitenkapellen, die Portale, die

alten Kapitelle geben einen hohen Begriff von früher norwegisch-normannischer Kunst. Nur in diesem einzigen Beispiel hat sich der nordische Steinbau des Mittelalters zu solcher Höhe aufgeschwungen. Von hier aus begann die Christianisierung Norwegens, hier wurden die Könige gesalbt. Man empfindet die Verehrung, mit der ein ganzes Volk an der Stätte seiner grössten geschichtlichen Erinnerungen hängt. In der Dombauhütte sind herrliche Reste alter Plastiken zu sehen, auf der Südseite liegen die primitiven Bauten des mittelalterlichen Bischofshofs.

Mittags sind die sonst öden Strassen von gut aussehenden Menschen belebt. Für die deutschen Offiziere gibt es reservierte Hotels und Kinos. Unsere Niederlage gilt den Norwegern wohl als unvermeidlich, und im Zuge des Näherrückens und Unabwendlichwerdens haben sich auch die Beziehungen der Bevölkerung zum Heer, die ursprünglich vielfach sehr eng gewesen waren, stark gelockert. Die Arbeiter schätzen die Deutschen, da für Verdienst und Sozialfürsorge vieles geschehen ist, aber das Bürgertum, das ursprünglich ebenfalls weitgehend kollaboriert und fraternisiert hatte, schwenkt seit geraumer Zeit immer entschiedener hinüber zur Resistanz. Die Sabotageakte nehmen, von England durch Abwürfe unterstützt, von Woche zu Woche an Bedeutung zu. Kein Betrieb, der für die Wehrmacht arbeitet, ist mehr sicher.

### *7. Dezember 1944*

Volle acht Tage bin ich von Trondheim bis Saetermoen unterwegs. Die Bahnfahrt führt bei Sturm und Brandung an Fjorden und Seen entlang, durch unermessliche Tannenwälder. Wir überqueren den Polarkreis auf öder, schneebedeckter Hochfläche zwischen Gebirgen. In der Dämmerung sehen wir dann den Bahnbau nach Narvik, den Hitler nach der Besetzung 1940 hat beginnen lassen und an dem noch in diesen Wochen des ganz offensichtlich zu Ende gehenden Krieges allen Vorstellungen zum Trotz wie im Wahnsinn fieberhaft weitergearbeitet werden muss. Da diese der Küste parallel laufende Strecke wirtschaftlich vollkommen überflüssig ist, technisch aber die ausserordentlichsten Schwierigkeiten bereitet und für Norwegen untragbare Kosten verursacht, wird dies ebenso gigantische wie utopische Projekt voraussichtlich nie vollendet und als Symbol der Hybris noch in fer-

nen Zeiten bestaunt werden. Auf weite Strecken sind Tunnel, Dämme und Einschnitte durch die Granitwände bereits fertiggestellt, überall sieht man Barackenlager in der Einöde, in denen Arbeiter, Gefangene, Wachmannschaften und Ingenieure der Organisation Todt untergebracht sind.

### *9. Dezember 1944*

Auf der Fahrt nach Narvik erscheint mir das Nordlicht zum ersten Mal, das gewaltigste unter den Himmelsphänomenen, die ich in allen Zonen gesehen habe. Es ist, als loderten höllische Glut rings um den Nachthimmel. In kalten, giftigen, phantastischen Farben und Kombinationen zucken Blitze, wehen Schleierfetzen in fiebrigem Tanz über den Nachthimmel, der unheimlich sichtbare Ausdruck dämonischer Kräfte. Diesem überweltlichen Schauspiel danke ich einen nie erlebten Zustand des Aussermirseins, der sich jedes Mal wiederholt, wenn die Elektronen ihr infernalisches Feuerwerk von Neuem entzünden.

Endlich liegt Narvik – eine Gründung vom Anfang dieses Jahrhunderts als Ausfuhrhafen für die nordschwedischen Erzlager – jenseits der langen Schiffsbrücke über den Beisfjord vor uns. Nahe der Brücke Hitlers pompöse Yacht, die «Grille». Die schöne, im Achteck gebaute Kirche von Ankenes beherrscht hier den Fjord.

Narvik selbst bietet architektonisch nichts, glänzt aber durch eine bevorzugte Lage über dem mächtigen Ofotenfjord, der sich hier in zwei Arme teilt, im Süden beherrscht vom Massiv der «Schlafenden Königin» und umgeben von vielen merkwürdig geformten Gipfeln. Die Erzbahn führt steil über dem Rombakenfjord zur Schweden-grenze hinauf, und endlos schweift der Blick nach der Abendseite über den breiten Ofotenfjord zum Ozean hinaus.

### *10. Dezember 1944*

Zweiter Advent. Mich holt ein Wagen zum Endziel ab. Auf einer Fähre setzt man in längerer Fahrt über den hochgehenden Rombaken, dann geht es durch tief verschneite Gebirgslandschaft nach Saetermoen. Hier oben im höchsten Norden Europas fühlt man sich wie in der Arche auf dem Berge Ararat, so wird von uns auch der Store Alla genannt, ein gigantischer Felsklotz, der sich 1'200 Meter über der

Landschaft von Saetermoen zwischen Narvik und Tromso aufwölbt.

*13. Dezember 1944*

Mein neuer Brotherr, General Moser, kommt mir mit lebhaftem Interesse entgegen. Bei meiner Antrittsaudienz übt er scharfe Kritik an den bei der Räumung Finmarkens auf Hitlers ausdrücklichen Befehl geübten Methoden. Die Bewohner wurden mitten im Winter fortgeführt und alle menschlichen Siedlungen durch Feuer vernichtet. Wochenlang zieht die Finnland-Armee auf der einzigen Verkehrsader nach Süden durch Saetermoen, und fast täglich finden durchmarschierende Stäbe beim Generalkommando Aufnahme. Der Stab liegt auf einem norwegischen Truppenübungsplatz am Bardü-Elv. Das in einem der hier seltenen Kiefernhochwälder liegende Kasino gleicht einem Sporthotel. Die Offiziere bewohnen gut eingerichtete Blockhäuser, die Diensträume sind in Baracken untergebracht.

Für die Unterhaltung geschieht alles nur Menschenmögliche. General Moser, der Musik und Schauspiel liebt, lässt den Pianisten Rolf Knieper täglich abwechselnd vor dem Stabe oder den durchziehenden Truppen konzertieren, die sich im Lager Saetermoen stets einige Tage auffrischen. Ein geräumiges Theater ist neu erbaut worden, das auch als Kino dient. Die Apparatur stammt aus einem der zerstörten Berliner Ufa-Theater, und die Filme der letzten Jahre sind in derartiger Menge vorhanden, dass jeden zweiten Tag gewechselt werden kann. Eine Truppe von Berliner Schauspielern steht zur Verfügung, die mehrere Stücke, darunter den «Urfaust», einstudiert hat und während der Finnland-Transporte zu allen Tageszeiten spielen muss.

Inmitten des Männerstaates herrschen Intrige und Eifersucht. Dies bezieht sich jedoch nicht nur auf den Bereich der Komödie. Stabshefnerinnen sind in grosser Zahl vorhanden, ohne im Geringsten «chaperoniert» zu sein, wie es im Ersten Weltkrieg noch üblich war. Daher kommt es zu allen Konsequenzen, die unter solchen Verhältnissen unvermeidlich sind. Das Niveau der Mädchen ist meist mehr als einfach. Die Verpflegung ist nicht üppig, aber aufgrund von Fischzuteilungen und Lebertran, der ärztlich anbefohlen wird, für unsere deutschen Begriffe hervorragend. Dazu kommt täglich eine Stunde Skilauf.

Diesen Annehmlichkeiten steht ein geregelter, intensiver, fast friedensmässiger Dienstbetrieb gegenüber, tägliche Vorträge, allwöchentlich eine grosse Konferenz. Meine Abteilung, in der ausser mir zwei Offiziere und zwei Unteroffiziere tätig sind, wird stark frequentiert. Praktisch herrscht in Nordnorwegen tiefer Friede. Britische Flieger verirren sich selten in diese Regionen, Sabotageakte kommen hier oben kaum vor. Mit alliierten Landungen ist im Grunde nicht zu rechnen. Die Aufgabe jedoch ist, der Truppe immer wieder klar zu machen, dass von ihrer Leistung hier im Norden Entscheidendes abhängt und dass sie jederzeit schlagbereit sein müsse. So werden die Küstenbefestigungen weiter ausgebaut, die Grenzübergänge nach Schweden gesichert und Planspiele veranstaltet.

#### *26. Dezember 1944*

Zum Abschiedsabend für General Moser, der nach Schlesien abberufen wurde, erscheinen am 19. Dezember General Luz von der 199. Infanterie-Division und dessen Ia. Eine kunstvoll entchristlichte Weihnachtsfeier macht allgemein den übelsten Eindruck. Die Verfälschung der religiösen Inhalte durch Surrogate und Plattheiten habe ich bisher niemals in dieser Form erlebt. Viel Spott ergiesst sich über die Verantwortlichen. Glücklicherweise wird noch einmal in den einzelnen Abteilungen gefeiert, so dass man hier für echten Weihnachtsgeist sorgen kann. In Gedanken ist jeder bei dem heraufkommenden Schicksal der Heimat. Im Zwielflicht der Feiertage sitze ich meist schreibend und lesend in meiner durchwärmten Klause, die ein Seehundsfell gemütlich macht.

In den Weihnachtstagen trifft als Nachfolger von General Moser der General der Artillerie Anton Freiherr von Bechtolsheim ein. Er wirkt ruhig und distanziert, gewichtig und wohlwollend, als Typus seiner militärischen Umwelt weit überlegen, gläubiger Katholik, einfach und ohne Prätentionen. Er erscheint kurz zu den Mahlzeiten und vermeidet Unterhaltungen, die er nicht schätzt.

#### *28. Dezember 1944*

Nach Narvik. Ich bin beim Kommandanten, General Serini, eingeladen und mache gleichzeitig meinen Besuch beim Reichskommissar Herbert Freiherr von Stackeiberg. Fast taub, aber sehr intelligent,

liebenswürdig und gut aussehend, versteht er sich ausgezeichnet auf die Behandlung der norwegischen Bevölkerung, was der ganzen deutschen Wehrmacht zugute kommt. Im Zusammenwirken von Zivil- und Militärverwaltung, ja der Waffen untereinander, wirkt er mit glücklicher Hand überall als verbindendes Element. Eine imponierende Erscheinung.

### *2. Januar 1945*

Das Vielerlei der dienstlichen Unternehmungen und Aufgaben, die Verfolgung der Ereignisse an den Fronten in Deutschland lassen die Zeit schnell verstreichen. Die Verbindung mit der Heimat wird bald abreißen. Noch immer tröstet man die Truppe mit der Hoffnung, dass die Fertigstellung einer unbekanntes Waffe, die sich angeblich in Vorbereitung befinde, uns im letzten Augenblick allein durch ihr Vorhandensein einen Frieden mit leidlichen Bedingungen sichern wird. Mir als dem Ic, dessen Amt es ist, über die wirkliche Lage möglichst einleuchtend und ungeschminkt zu referieren, wird immer wieder unpolitischer Realismus vorgeworfen.

Die Landschaft wirkt erbarmungslos grossartig. Goldene Abendwolken sind der einzige Beweis dafür, dass die Sonne irgendwo unter dem Horizonte scheint. Das Herrlichste aber ist das Meer, das zwischen schwarzen Felswänden, vom Eissturm getrieben, tobend in die Fjorde hineinwogt, der graue Ozean, jenseits der letzten wildgezackten Inselketten und Schären, die wie Eisberge in dem wütenden Element zu treiben scheinen. Die Götter und die Helden des nordischen Mythos, hier leben sie noch. Die heutige Generation der Norweger hat wenig mit ihnen zu tun. Die Leute verdienen gut, leben gut, im Winter schlafen sie und lesen viel. Niemand hat das Leben der Bauern schöner geschildert als Björnson, doch die meisten der überschätzten norwegischen Autoren romantisieren es literarisch. Aus der urbanen Perspektive europäischer Hauptstädte malen sie das Bild einer erträumten Welt von sentimentaler Wildheit.

### *6. Januar 1945*

Militärisch bleibt alles ruhig. Vor unserer Finnland-Front, nur wenige Autostunden von Saetermoen entfernt, steht eine finnische Division, im geräumten nordnorwegischen Finmarken kaum norwegische Poli-

zei, um Tana eine russische Brigade. Die Russen haben von Murmansk bis Leningrad längs der finnischen Grenze in vier Gruppen etwa zwanzig Divisionen bereitgestellt. Dies sind die Feindkräfte, mit denen wir von Osten her zu rechnen haben. Dazu kommen möglicherweise noch 750'000 Schweden. In Schottland stehen etwa zwei Divisionen, Polen und Norweger, an der Ostküste Englands eine Anzahl englischer Divisionen, auf Island zwei amerikanische Divisionen für einen möglichen Angriff auf Norwegen zur Verfügung. Doch soll Churchill die Deutschen in Norwegen als «seine sichersten und billigsten Gefangenen» bezeichnet haben, «da sie sich selbst bewachen und ernähren».

*16. Januar 1945*

### **Harstad**

Hafen und Werften werden besichtigt. Die kleine, von Schlitten beliebte wohlhabende Stadt, im Frieden Dampferstation der Route zum Nordkap, blickt auf weites, graublaues Meer und einen ganzen Archipel von nahen und fernen Inseln, spitz, wie mit Zucker bestreut. Nicht weit davon sehen wir hoch über der See die weisse turmlose Kirche von Trondenes, 1250 gebaut, lange Jahrhunderte die nördlichste der Christenheit, freistehend und weithin leuchtend, mit schiessschartenartigen gotischen Fenstern und gewaltigem Dach. Unheimlich flammt hier wieder das Nordlicht über Inseln und Meer.

*12. Februar 1945*

Am 17. Januar wird Warschau geräumt, am 18. Krakau, am 19. stehen die Russen in Ostpreussen und Oberschlesien. Am 21. trifft zum ersten Mal ein Sonnenstrahl den Gipfel des Store Alla zu unseren Häupten. Bei einem Kommandeur-Lehrgang wird eine Feier veranstaltet, die zum ersten Mal offen auf Tod und Untergang gestimmt ist. Tags darauf stehen die Russen mit dreihundert Infanterie-Divisionen, fünfundzwanzig Panzerkorps und Kavallerie-Verbänden bereits auf der Linie Elbing-Bromberg-Posen-Breslau. Berichte über die Massenfucht der Bevölkerung und Grausamkeiten des einrückenden Gegners häufen sich. Die Meldungen über Morde, Martern, Vergewaltigungen, Verschleppungen in Bordelle, Deportationen wirken auf die Truppe verheerend.



Ein Offizierslehrgang folgt dem andern. Die Kälte ist grausam. Der mystische Glaube daran, dass in letzter Stunde eine Rettung erfolgen wird, scheint unausrottbar. Die Klarsehenden schweigen, denn jetzt kommt es darauf an, die unter der Oberfläche morsch gewordene Disziplin bis zum Äussersten aufrecht zu erhalten, und dies scheint nur noch mit Hilfe falscher Hoffnungen möglich zu sein, aber von Stunde zu Stunde wächst die Sorge aller um ihre Angehörigen. Ich lese Gregorovius, den Untergang Roms in der Völkerwanderungszeit, der die würdelose Haltung der Oberschicht in der Katastrophe schildert. Das ist heilsame Medizin. Die Granden Frankreichs haben es nach 1789 besser gemacht.

Auf die Lehrgänge folgen Planspiele im Beisein von General Jodi. Alle nur denkbaren Landungs- und Invasionsfälle wurden durchgespielt, ein Mittel, die Phantasie der Führung beweglich zu erhalten und abzulenken. Ich habe mit Anlage und Organisation unter Leitung des Chefs des Stabes zu tun. Auf diese Art lerne ich den gesamten Personalbestand der Führung in Nordnorwegen kennen und einschätzen. Die Parole lautet immer noch, unsere Norwegenfront decke die «Nordflanke» Deutschlands, während die Russen bereits in Pommern stehen und unsere Hauptbasis, Stettin, bedrohen.

#### *24. Januar 1945*

Im Reich wogt die Völkerwanderung der Fliehenden vor den Russen her. Trotz ihrer einander so entgegengesetzten Interessen arbeiten die Alliierten mit dem Ziel, Deutschland niederzuwerfen, eisern zusammen. Zu lange hat man sich auf unserer Seite auf die Hoffnung gestützt, die Westmächte würden die Russen nicht so weit nach Deutschland hereinlassen. Die deutsche Bevölkerung aber wird durch Parteiorgane in Unkenntnis der Gefahr belassen und am Fliehen gehindert. Überall lässt Hitler Würdenträger, die seinen Erwartungen nicht entsprechen, kurzerhand erschiessen. Neben der Überflutung durch die Russen nimmt der von den Westmächten geführte Bombenkrieg immer unwirklichere Formen an. Eine deutsche Stadt nach der anderen sinkt in diesen letzten Wochen des Krieges in Schutt und Asche.

In diese Tage fällt hier die Räumung und Zerstörung von Hammerfest, die aufgrund eines Organisationsfehlers vor den Augen der

noch nicht abtransportierten Bevölkerung vor sich geht. Hitler hat gegen den Rat und zum Zorn aller Beteiligten den Befehl dazu gegeben.

#### *10. Februar 1945*

Noch immer führen wir einen bedeutungslosen Kleinkrieg und machen noch häufig Gefangene. Unsere Luftwaffe versenkt weiter Schiffe aus britischen Truppengeleiten. Währenddessen beginnt am Niederrhein der Durchbruch der Westmächte. Der Verlust von Industriezentren und landwirtschaftlichen Überschussgebieten führt auch bei uns in Norwegen zu einem Mangel an Kohlen, Treibstoff und Lebensmitteln. Berlin und Magdeburg bilden als Mittelpunkt der Versorgung, des Widerstandes und als Ziel der Flüchtlingsströme Hauptobjekte der Luftangriffe. Briefe berichten von der Zerstörung des Berliner Schlosses. Das Denkmal von Preussens Größe soll weitgehend ausgebrannt sein. Das Deutschland, für das wir lebten, ist im Untergang. In den verlorenen Ostprovinzen verteilen die Russen das Land an polnische Bauern.

#### *14. Februar 1945*

Die Sonne erreicht zum erstenmal wieder die Talsohle von Saetermoen. Sonnenüberflutet ragen die verschneiten Gipfel in den Himmel.

Wieder wird eine Anzahl von Offizieren zu einer Besprechung nach Lillehammer im Gudbrandstal zwischen Oslo und Trondheim berufen, dem Sitz des Oberstkommandierenden von Norwegen. Vogel-Strauss-Politik. Man will die Wirklichkeit nicht sehen. Die Reise ist zeitraubend, dazu ist die Aussicht, dass von dem dort Mitgeteilten praktisch noch viel zu verwerten sein wird, gering.

Die Bahnfahrt bis Trondheim dauert siebenundzwanzig Stunden. Von 8 bis 23 Uhr ist Zeit, den Nidarsdom wiederzusehen. Am folgenden Mittag ist Dombas und abends nach schöner Fahrt das Gudbrandstal abwärts Lillehammer erreicht.

Zunächst werden wir durch das Oberkommando über die Lage orientiert. Die Frage ist, ob Schweden uns, dem Vorgänge der Türkei und Finnlands folgend, den Krieg erklären wird. Dann folgen das unvermeidliche Planspiel und Vorträge. Professor Gerhardt, Ordinarius für Kirchengeschichte in Göttingen, spricht gut über norwegische

Geschichte, niemand scheint es absurd zu finden, dass man jetzt noch um unsere historische Bildung besorgt ist... Danach der Oberquartiermeister über die Versorgungslage: Ende April wird es mit allem aus sein, die Abschnürung Norwegens steht bevor. Frei wettet er gegen den Wahnsinn des Bahnbaus. Der Oberbefehlshaber Böhme, der ebenfalls das Wort an die Anwesenden richtet, macht keinerlei Eindruck. In Wirklichkeit ist er ein feingebildeter schätzenswerter Österreicher, mehr Gelehrter als Soldat. General Hölter, der Chef, und der Ic wirken abgekämpft und pessimistisch. Was diese ganze Farce angesichts der offen eingestandenen Aussichtslosigkeit des Gesamtunternehmens bedeuten soll, bleibt unerfindlich. Will man die Truppe aufklären oder ihr Sand in die Augen streuen?

Vieles ist wie ein verantwortungsloses Spiel der Verantwortlichen, das nicht nur von überzeugten Anhängern des Nationalsozialismus getrieben wird. Auch dessen Gegner stehen unter der gleichen Psychose. Sie ist durchaus nicht nur eine Folge der Propaganda. Im Hintergründe steht immer noch die Erwartung eines Wunders, von dem man hofft, dass es die Regierung beseitigen, das Volk aber vor dem Äussersten bewahren wird.

### *1. März 1945*

Mit Björnson und Ibsens «Peer Gynt» in Gedanken beschäftigt, fahre ich am 2.7. Februar durch die Talengen des Gudbrandstals, dessen Höfe, von Wasserfällen umbraust, hoch an den Sonnenhängen liegen, nach Trondheim zurück, wo wir um drei Uhr nachts eintreffen. Zwei volle Tage verbringen wir hier bei wüstem Tauwetter und Schneesturm. Die Strassen sind fast unpassierbar. Hinter den violetten Fensterscheiben der alten Häuser stehen Blumen aus Wachs und Papier unter altmodischen Gardinen. Zweimal bin ich lange im Dom, immer wieder angetan von der Schönheit des Querschiffs, des Chor-Oktogons und der Cathedral-Atmosphäre; ich sehe den alten Saal des Bischofshofs und eine Ausstellung jüngerer Maler, die mir samt und sonders wie Munch-Epigonon vorkommen.

Den Untergang des alten Deutschlands, der in diesen Tagen in sein entscheidendes Stadium tritt, vergessend, fahre ich an blauen Fjorden und roten Höfen vorüber in Wälder und Nacht hinein.

*6. März 1945*

In Narvik erreicht mich der Auftrag, in Lodingen mit dem Hafenkommendanten, Kapitän Andriane, zu konferieren. Frühmorgens verlässt der Dampfer den Hafen und erreicht in fast siebenstündiger Fahrt sein Ziel. Der Herrscher von «Adrianopel» ist ein Original. Das Wichtigste ist bald besprochen. Dann geht es ausgiebig zu Stackeiberg. Aus seinen mit Jagdtrophäen geschmückten Zimmern sieht man die Sonne ins Meer sinken. Niemand hat ein klareres Urteil, eine genauere Kenntnis der norwegischen Verhältnisse und der Menschen als er. Sein Verdienst ist es, wenn in dieser kritischen Phase des Krieges hier im Norden viele Härten vermieden werden. Auch Bechtolsheim behandelt die Norweger mit einer diplomatischen Geschicklichkeit, die ihm ständige Vorwürfe aus Berlin einbringt.

*20. März 1945*

Wir haben beim Kommandanten der Küstenverteidigung Westlofoten und anderen Dienststellen zu tun. Inspektion der Verteidigungsanlagen auf den Inseln. Ein Vorpostenboot der Kriegsmarine liegt im Hafen von Bjerkvik, Narvik gegenüber, bereit. Abends gehe ich mit dem Chef des Stabes, dem Artillerie-Sachverständigen und dem Oberstveterinär an Bord. Bei der Ausfahrt herrscht schlechtes Wetter, morgens jedoch blinken die beschneiten Lofoten in der Sonne über der blauen, stark bewegten See. Zwischen den Molla-Inseln hindurch steuern wir auf Svolvær, das zwischen Fjorden auftaucht, am Fuss von Steilwänden grossartig gelegen. Die Hauptzeit des Heringfanges, der berühmten Lofot-Fischerei, hat eben begonnen. Ein Kanonenschlag gibt das Signal zur Ausfahrt der Fischerflotte aus dem Hafen. Eine Armada von über tausend Fischkuttern mit rotbraunen Segeln, die Flotte der «letzten Wikinger», ergiesst sich über die See, hochauferend anzusehen. Wieviel hat man darüber gelesen.

Landeinwärts ragen zerklüftete Gebirge, auf der Sonnenseite glänzt das Meer, von der Fischerflotte phantastisch belebt. Durch die Kulissen hochaufgetürmter Felsen-Inseln sieht man weit im Süden die Alpenkette des norwegischen Festlandes. Unser Kurs folgt der Steilküste an Kabelvag vorüber auf Henningsvåg, wo Küstenbatterien zu besichtigen sind. Die urzeitlichen Pfahlbauten der Lofotfischer bilden hier, unvergleichlich eigenartig und malerisch, ein Klein-Venedig

unter hohen Felsen. In kaum vorstellbaren Mengen sind Dorsche im Freien zum Trocknen aufgehängt. Die Köpfe werden gesondert verarbeitet; unerträglicher Geruch.

Zur Rechten behalten wir die Insel Vestvagoe, zur Linken die Armada der Fischer und die fernen Inselgebirge jenseits des Westfjords. Hier werden Infanterie, Artillerie und Pioniere alarmiert. Abends haben wir Gäste an Bord: den Schiffskapitän, den Hafenkommendanten, zu meiner Freude auch Stackeberg und seinen Begleiter Dr. Ehlers, die sich ihrerseits auf Inspektionsreise befinden. Man spricht von den Lofoten-Königen, den Grosskaufleuten auf den Inseln und einer Prinzessin Carolath, die mit einem Norweger in Melbu verheiratet ist. Mit Würde empfängt sie am Herd oder am Waschfass ihre Gäste. Wer nach Melbu kommt, sucht sie auf. Ich koste die Stunden mit gesteigertem Bewusstsein aus.

Auf der Fahrt zur letzten der Lofoten-Inseln, Moskeney, sind wir fast auf ein eigenes Minenfeld gelaufen. Ich stand wie gewöhnlich am Bug, als das Boot mit einem Ruck stoppte und in einer Geschwindigkeit im rechten Winkel nach Süden abdrehte, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Der Steuermann hatte ein Warnzeichen übersehen, die Gefahr aber doch noch rechtzeitig erkannt und umfuhr nun das ziemlich umfangreiche, todbringende Minenquadrat. Vor uns liegt der berühmte Maelstrom, die Meerenge zwischen Kap Lofotodden und der imposanten Felseninsel Vaeroy. Nach Sagen und alten Berichten gilt er als unheilvoll, denn hier wälzen sich die Fluten zu den Gezeiten eingengt mit besonderer Gewalt aus und ein.

Die Vielgestalt der Gipfel und Felswände, der Fjorde, Schären und Inseln, die erbarmungslose Kahlheit und der beinah unfassbare maleische Reichtum dieses äussersten Vorpostens menschlicher Gesittung weit draussen im Ozean gehören zu den ausserordentlichsten Eindrücken.

An einsamem Strand, bedeckt vom Geröll riesiger Bergstürze, werden wir ausgebootet. Hier steht eine Küstenbatterie auf äusserstem Vorposten, auf einer Felsbastion, die man auf Treppen erreicht. Ist das Leben der Etappentruppen in Norwegen die langen Jahre über zu sybaritisch gewesen, so lässt das Dasein der Küstenbewachung auf diesen teilweise unbewohnten, entlegenen Felseninseln im Ozean an grausamer Härte nichts zu wünschen übrig. Den grössten Teil des

444

Jahres herrscht Winter, lange Monate ewige Nacht. Nur jeden Monat einmal kommen Post und Verpflegung. Die notwendigen Arbeiten zur Verbesserung der Befestigungen und der Lebensbedingungen sind hart, das Klima mörderisch kalt und feucht. Weit und breit gibt es kein lebendes Wesen. Kein Schiff kommt vorbei. Jahraus, jahrein ist man ausschliesslich auf sich und die wenigen Kameraden angewiesen, möglicherweise von unerfreulichen Vorgesetzten kontrolliert und immer mit der Verantwortung beladen, gerade an dieser Stelle einen Landungsversuch abwehren zu müssen.

Die Inspektion zeigt, dass die meisten der Küstenbatterien so angelegt sind, dass sie im Ernstfall ihren Zweck nicht erfüllen können. Unstimmigkeiten zwischen Heer und Marine tragen die Schuld daran, die Aufsicht ist vielfach eingerostet, und die Alarmierung tritt nicht überall schnell genug in Kraft.

Das Boot tanzt im Sturm auf den grauen Wogen des Ozeans. Es sind herrliche Tage mit Sturm und Sonne, Abend- und Morgenrot, Nordlicht und Sternennächten.

### *3. April 1945*

Karwoche und Ostern bringen die Einkreisung des Ruhrgebietes. Die Türkei, Ägypten, Syrien, Argentinien, Chile, Venezuela, Peru und Equador erklären uns den Krieg, was die Mobilisierung aller neutral gebliebenen Kräfte ausserhalb Europas auf der Seite der Westmächte bedeutet, Westfalen, Hessen, Thüringen, Franken, Baden, Württemberg sind Schlachtfeld. Ungarn geht verloren.

Die Norweger, die für uns tätig waren, werden von ihren Landsleuten bedroht, als Verräter und Deserteure behandelt und umgebracht. Viele fliehen mit Kuttern in das geräumte Nordnorwegen oder gehen über die Grenze nach Schweden. In einem Paroxysmus der Volkswut, des Hasses und der Rachsucht, in dem die Strasse die Oberhand behält, werden die einstigen Freunde und Mitarbeiter Deutschlands auf das schwerste bestraft.

### *15. April 1945*

Mechanisch läuft der Betrieb weiter, im Kino bringt der Lautsprecher jetzt stets den «Spruch des Tages», eine Propaganda des heroischen Unterganges. Der Zensur-Offizier berichtet, dass die Beschimpfung

der Offiziere in Briefen zunimmt, das praktische Ergebnis von Goebels' Versuch, die Schuld der Niederlage auf das Offizierskorps abzuwälzen. Die militärische Führung, der das Rückgrat gebrochen ist, tut nichts Erkennbares gegen diese Zersetzung von oben. Ein Erlass der Parteikanzlei Bormann wird verlesen, der Christentum und Bolschewismus als Grundübel gleichsetzt.

Am 14. April sinkt das bis dahin unzerstörte Potsdam mit seinen historischen Bauten bei einem Bombenangriff in Trümmer. Die Katastrophe geht über jedes Fassungsvermögen.

Der Kartenraum, in dem die Fähnchen gesteckt werden, ist ständig von Interessenten belagert. Glücklicher, wer die Seinen in der Hand der Westmächte und nicht der Sowjets weiss.

#### *20. April 1945*

Hitlers Geburtstag. Man feiert in Saetermoen mit Streichquartett, Chorgesang, Ordensverleihungen, Beförderungen, Pudding und Sonderzuteilungen. Zur gleichen Zeit umklammern die Russen Berlin. Deutsche Truppen stehen sinnlos unentwegt am Nordkap, am Appennin und auf Kreta. Im Kessel des Reichs fluten die Menschen von Schrecken gejagt ziellos hin und her, während Bombenteppiche auf Ortschaften und Strassenkreuzungen niederprasseln. Die grausamste der Katastrophen bedeutet die Vernichtung der Dresdner Altstadt. Es heisst, dass über 300'000 Menschen, zumeist Flüchtlinge, den Tod gefunden haben. Der Tod sammelt eine ungeheure Ernte.

#### *26. April 1945*

Allmählich wird es auch bei uns im Polargebiet Frühling. Ein doppelter Belagerungsring, von hundert Sowjetgeneralen befehligt, umschliesst Berlin.

Die russischen Armeen begegnen sich mit denen der Westmächte an der Elbe. Die Konferenz von San Francisco beginnt. Was wird werden? Ein letztes Auf flackern: noch einmal werden die Russen südlich Brandenburg in breiter Front zurückgeworfen. Doch der letzte Akt nimmt seinen notwendigen Verlauf. Auch die oberitalienische Front zerbricht endgültig. Die Engländer besetzen Holstein. Die Russen ziehen in Mecklenburg ein.

*1. Mai 1945*

Noch werden ununterbrochen Truppen und Material aus Norwegen nach Deutschland transportiert. Eine täglich wachsende Anzahl von Fahnenflüchtigen lässt sich jenseits der Schwedengrenze internieren. Der Etappengeist der Truppenteile, die, ohne ausgewechselt zu werden, zu lange in Norwegen gelegen haben, hält nicht stand. Höchste Kommandostellen überschütten die Truppe mit aufgeregten Befehlen, deren Seltsamkeit nur noch wenigen auffällt.

Im Kino, durch Lautsprecher, auf Anschlägen verkündet man Tagesparolen und Aufrufe. Doch wird noch immer über die wirkliche Lage auch im Kameradenkreis nicht offen gesprochen. Aber schon beginnt sich eine Flagellantenhaltung abzuzeichnen.

Gelegentlich kreuzen jetzt englische Maschinen über unseren Gefechtsständen und Stützpunkten, russische Luftwaffe sammelt sich um Murmansk. Mit neuen Mitteln, durch falsche Rundfunknachrichten, gefälschte Befehle, Agenten in deutscher Uniform suchen die Alliierten hier Verwirrung zu stiften.

Heute Morgen wurde die Ermordung Mussolinis bekannt. In der Erinnerung sah ich ihn an der Spitze eines glänzenden Zuges die Kulissen des antiken Rom durchschreiten. Gegen Abend stehe ich am hohen Ufer des Bardu-Elv. Es wird Frühling, der Schnee schmilzt, Wasserfälle donnern von den Felswänden herab, Bergbäche stürzen in den hochgehenden, Eisschollen treibenden Fluss. Nach Sturmtagen liegt wunderbare Stille über der Natur, zarte blaue Schatten vor rosigem Abendhimmel über Wäldern und noch schneebedeckten Gipfeln. Die Unberührbarkeit der Natur ist kaum zu ertragen.

Zurückkehrend erfahre ich, dass Hitler nicht mehr am Leben ist. Es heisst, er sei bei der Verteidigung der Reichskanzlei vor dem Feinde gefallen. Genaueres über die wirklichen Umstände seines Todes weiss man nicht. Dass dies von Dämonen zerfressene, bis auf den Grund zerstörte Wrack sich in letzter Stunde in den Scheiterhaufen der Reichshauptstadt stürzte und darin spurlos vergeht, ist seine letzte Eingebung grossen Stils. Ein gewaltiges Grabmal hat er sich erträumt. Die «Weltruine» Berlin wird ihm nun Grab und grausiges Denkmal zugleich. Das Ende einer Epoche ist besiegelt, ein unheilvolles Sternbild ausgelöscht. Es ist, als habe Gott eine Geissel aus der Hand gelegt.



### *3. Mai 1945*

Die Erschütterung meiner militärischen Umwelt tritt zunächst wenig in Erscheinung. Der moderne Mensch ist auch in seinem Gefühlsleben mechanisiert und empfindet nicht mehr so tief wie seine Vorfahren. Der Untergang des Landes wird weniger stark empfunden, als ich das voraussah. Am ehesten noch zerbricht denjenigen eine Welt, denen der Glaube an Hitler, sein Wort, seine magische Gewalt alles bedeutet hatte. Doch wieviel gibt es derer noch? Im Augenblick empfinden die meisten nur die Befreiung von Krieg und Zwang.

### *4. Mai 1943*

Es muss schnell gehandelt werden, um den Auseinanderfall der Truppe zu verhindern. Jetzt fliehen sogar Einheitsführer, oft gut beurteilte Offiziere mit ihren Leuten über die schwedische Grenze. Befehle überstürzen sich Tag und Nacht. Eine Selbstmordwelle beginnt. Offiziere rufen an, um sich vor ihrem Tod zu verabschieden. Tage der Verwirrung. Sinnlose Befehle werden erteilt, absurde Massnahmen angeordnet, deren Wirkung nur mühsam wieder zu beheben ist.

### *8. Mai 1943*

Unser Zeitalter ist »apokalyptisch«. Die ganze zivilisierte Welt krankt an den Folgen der Säkularisation aller Kulturwerte und Bindungen, die in den letzten Jahrhunderten vorbereitet sich seit 1789 vollzieht. Gebirge von Schuld. Wie leicht hätte eine konstruktive Politik die Grundlage für ein Zusammenleben der Nationen unter neuen, besseren Voraussetzungen schaffen können! Doch Verbrechen häufen sich auf Verbrechen. Das alte Europa zerbricht. Wird die kommende Generation fähig sein, ein neues zu bauen? In all dem Heillosen mag das Heil im Verborgenen unter den Wenigen erwachsen, auf die es in allen Zeitaltern angekommen ist. Wird eine rechtzeitige Hinwendung des Menschen zu dem ewigen Mass der Dinge die Welt von der Selbstauflösung retten?

Die Norweger beginnen, Freudenfeste zu feiern. In der Nacht vom 7. zum 8. Mai lodern rings Johannisfeuer. Die Akten der gesamten Wehrmacht werden verbrannt. Es geschieht mit grimmiger Freude. Mit der Erklärung der bedingungslosen Kapitulation durch die Regierung Dönitz-Krosigk ist der Krieg zu Ende. Vorgänge wie im Novem-

ber 1918 wiederholen sich, doch wie harmlos wirkt die Niederlage im Ersten Weltkrieg jetzt demgegenüber! Das grosse Schiff, das ich am 1. September 1939 im Geiste hatte sinken sehen, ist untergegangen.

Voll Überraschung konstatiere ich, wie sich mir die Dinge in seltsamer Distanz und kühlem Lichte darstellen. Die Perspektive der welthistorischen Betrachtung lässt mich alles wie aus zu weiter Entfernung sehen. Der Schmerz ist vorweggenommen und ausgebrannt.

## Personenregister

---

- Adalbert von Prag (eigentl. Wojtech, Apostel der Preussen, 955-983 Bischof v. Prag) 23
- d'Alanzier, Vicomte, frz. Ord. Offizier 80 f.
- Albert I., König v. Belgien 138
- Alexander I, Zar von Russland 142, 152, 300
- Alexander II, Zar von Russland 179, 368
- Alexandra Feodorowna, Zarin von Russland 159
- Alombert, Colonel, frz. Armee-Adjutant 80
- Altdorfer, Albrecht, Maler 343
- Altmayer, frz. General Führer d. 10. Armee 109
- Altomonte, Martin, ital. Maler 410
- Alvensleben, Busso von (Bruder d. Verf.) 124
- , Constantin von, Kgl. preuss. Gen. d. Inf. 81, 109
- , Elma von, geb. Freiin zu Innhausen und Knyphausen (Gemahlin d. Verf.) 10, 431
- , Gustav von, Kgl. preuss. Gen. d. Inf. 81
- , Ida von, geb. von Glasenapp (Mutter d. Verf.) 36, 139
- , Joachim von 354
- , Johann, Graf von, Kais. WGRt u. Botschafter a. D. 62, 386
- , Ludolph von, Kgl. preuss. Kammerherr (Vater d. Verf.) 36
- Alvensleben-Schönborn, Albrecht Graf von 28
- Amazzolorso, Geschlecht der 300
- d'Andigné, Marquise 110
- Andreas, Apostel 317
- Andria, Herzöge von 299
- Andriane, Kapitän, Hafenkommendant in Lodingen 443
- Angern, Generalmajor, Kdr. 3. Pz. Gren. Brig. 236, 208
- Anhalt-Dessau, Franz, Fürst von 335
- Anna von Österreich, Königin von Frankreich 94
- Anna, Zarin von Russland 222
- Anton, Peter, Gauleiter (Temeschburg, Banat) 169
- Antonescu, Ion, rumän. Marschall 172 f.
- Aosta, Herzoginmutter von Helene Prinzessin von Bourbon-Orléans 337, 339 f.
- d'Arras, frz. General 67
- Asseburg-Neindorf, Graf von 32
- d'Aubespine, Hélène, geb. Comtesse de Pontchartrin 77
- d'Audiffret, Antoinette, Duchesse, Marquise de Saint Génys 112
- August (der Starke), Kurfürst von Sachsen, König von Polen 142, 144, 149 f., 387
- d'Aumale, Henri, Duc 65-67
- Avogadro di Vigliano, Graf, Oberst u. Adjutant Victor Emanuel III. 283
- , d'Albertis, Gräfin 281, 283, 290
- Aymes, frz. General, kommand. Gen. d. IV. A. K. 80
- Bach, Johann Sebastian 50, 268
- Back, General 393
- Badeny, Graf 32
- Badoglio, Pietro, ital. Marschall 307, 324, 330, 336

- Ballomo, ital. General 297
- Barbara, Königin von Polen, Prinzessin Radziwill 26
- Barth, Karl, reform. Theologe 354
- Bartolini, Lorenzo, ital. Bildhauer 377
- Bäthory von Somlyo und Bathor, siebenbürg. Fürstenfamilie 171
- , Stephan, König v. Polen 26
- Battenberg, Alexander, Prinz von (1. Fürst von Bulgarien) 177
- Baschkirtsev, Marie 159
- Baum, Horst Werner von, Leutnant (Adjutant d. Verf.) 242
- Bechtolsheim, Anton, Freiherr von, Gen. d. Art. 437
- Beethoven, Ludwig, van 45, 164, 251
- Beissel von Gymnich, Grafen 57 f.
- Belloto, Bernardo, ital. Maler 143
- Benedikt von Nursia 314
- Bergamo, Herzog von, ital. Oberbefehlshaber d. 7. ital. Armee 296
- Bernstorff, Grafen von 112
- Bethlen, Grafen von 171
- Bibescu, Fürstin 174, 386
- Bielinski, Grossmarschall v. Polen 151
- Biron, Hélène, Prinzessin von Curland 267
- , Prinzessin von, geb. de Jaucourt 185
- Biscéglie, Herzog von 297, 301
- Bismarck, Oberst von 62
- Björnson, Björnsterne, norweg. Dichter 442
- Bock, Fedor von, Generalfeldmarschall 136
- Bode, Wilhelm von, Kunsthistoriker 51
- Böhme, General, OB in Norwegen 442
- Bogusz, Architekt u. Konservator 35
- Bonatz, Paul, Architekt 45
- Borgia, Lucrezia 297
- , Prinzessinnen von 282, 284
- , Fürstin 284
- Borkowska, Gräfin von 394
- Boris III., König von Bulgarien, Herzog zu Sachsen 177, 180
- Bormann, Martin, Leiter d. Parteikanzlei, Sekretär Hitlers 446
- Bosch, Hieronymus ndl. Maler 192, 321, 343
- Bouillierie, Baronne de la 129
- Bourbon-Némours, Duc de 106
- Bourbon-Orléans, Anna Prinzessin von 66
- , Herzogin von Aosta 337, 339 f.
- , Henry, Graf von Paris 65 f.
- , Jean, Herzog von 66
- Bourbon-Parma, Isabella, Prinzessin von (Gern, von Roger de La Rochefaucould) 107
- , Hedwige, Prinzessin von, Princesse de Doudeauville (Gern. v. Prinz Sixtus von Bourbon-Parma) 107
- Bourdonnet, Madame de 115
- Branicki, Grafen 143, 151
- , Adam, Graf 149
- Branicka, Gräfin, Fürstin Poniatowska 149
- , Maria Beate, Gräfin, geb. Gräfin Potocka 9, 149
- Brauchitsch, Walther von, Generalfeldmarschall, OB des Heeres 39 f., 42, 46, 48, 63, 74, 170 f.
- Bredow, Karl-Wolf, Graf von 46, 258
- Bredow-Retzow, Grafen von 258
- Brennecke, General 39
- Breughel, Pieter d. Ä. 287, 343
- Bruckenthal, Baron von 168, 171 f.
- Bulgarini, Graf und Gräfin von 281, 286, 290

- Burckhardt, Jacob, Schweiz. Historiker 353
- Camerina 11 (Pyllmann van Gammeren), ndl. Baumeister 142
- Canstein, Herbert, Freiherr von 206
- Canova, Antonio, ital. Bildhauer 312
- Cantelmi, Duca di Popoli 349
- Caracciolo, Fürst von, ital. General 283, 288
- Cardevac d'Havrincourt, Geschlecht der 68, 73 f.
- Carl III., König von Spanien 332
- Carol I., König von Rumänien, Prinz von Hohenzollern 174
- Carol II., König von Rumänien, Prinz von Hohenzollern 171, 173 f.
- Carolath-Beuthen, Karin-Elisabeth, Prinzessin von (verm. mit Blom Heimbeck) 444
- Celano, Grafen von 348
- Cellini, Benvenuto, ital. Goldschmied und Bildhauer 44
- Chantal, Geschlecht der 263
- Charles IX., König von Frankreich 97
- Châteaubriand, Comtesse de Durfort, Duchesse de Duras 264
- , François René, Vicomte de, frz. Schriftsteller und Politiker 264, 273 f.
- Chaulues, Geschlecht der 263
- Chiappi, ital. General 283, 288
- Chodowiecki, Familie der 391
- Chopin, Frédéric 406
- Churchill, Sir Winston Leonard Spencer, brit. Staatsmann und Premierminister 273, 439
- Ciardi, Commendatore 301, 307, 309
- Clark, Mark Wayne, am. General Oberbefehlshaber der anglo-amerikanischen Truppen in Italien 322, 340
- Clausewitz, Karl von, preuss. General 45
- Clemens August, Erzbischof von Köln 54
- Clementine, Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha, Prinzessin von Bourbon-Orléans 177
- Clermont-Tonnerre, Marquis von 108
- , Herzogin von 101
- Coelestin V., Papst 348
- Colbert, Jean Baptiste, Marquis de Seignelay, frz. Politiker 108, 268
- Colombo, ital. General 284, 288
- Colonna, Fürsten 348
- , Marc Antonio, Fürst 348
- , Prinzessin von, geb. Gräfin Spaletti 277, 281
- , Fürst 277
- Conrad, Josef, engl. Schriftsteller 159
- Constant, Benjamin, engl. Maler 66
- Conti, Ginori, Fürst 288
- Corelli, Arcangelo, ital. Komponist 13
- Corot, Camille, frz. Maler 64
- Corvinus, Matthias L, König von Ungarn 169
- Coulanges, Abbé de 114, 263
- Coyzevox, Antoine, frz. Bildhauer 267
- Creuzé de Lesser, Baron von 110
- Czapski, Grafen 151
- Czartoryski, Fürsten 29, 151, 377
- , Adam, Fürst, Herzog von Klewan 377
- Czartoryska, Isabella, Fürstin, geb. Gräfin von Flemming 389
- Daladier, Edouard, frz. Politiker 12
- Darfort, Madame de 274
- David, Jaques Louis, frz. Maler 150

- Deichmann, Herren von 51
- Dönitz, Karl, Grossadmiral, OB der Kriegsmarine 448
- Dohna-Schlobitten, Alexander, Fürst zu 244, 256
- Dollmann, Generaloberst 262
- Dossena, Alceo, ital. Bildhauer («Meisterfälscher von Florenz») 300
- Doudeauville, Luise, Herzogin von, Prinzessin Radziwill 107, 127
- , Herzog von 106, 127
- , Armand, Prince de 107
- Drucki-Lubecki, Fürst 185
- , Fürstin, Prinzessin Sapieha 185
- Dürer, Hans, Maler 25
- Durfort Comtesse de, Duchesse de Duras Vicomtesse de Château-briand 263
- Eleonore, Königin von Bulgarien, Prinzessin Reuss J. L. (2. Gern. König Ferdinands I. von Bulgarien) 178
- Elisabeth, Königin von Belgien, Herzogin in Bayern (Gern. König Albert I.) 59
- Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylvia), Prinzessin zu Wied 173
- Elisabeth, Zarin von Russland 251
- d'Espinoze, Abbé 83
- Eugen, Prinz von Savoyen, österr. Feldmarschall und Staatsmann 169-171
- Eulenburg und Hertefeld, Philipp, Fürst zu Graf von Sandeis 386
- Fahrenkamp, Emil, Architekt 19
- Falcone, ital. Geschlecht 301
- Fechner, Erich 427
- Fels, Comte de 137
- Ferdinand I., König von Bulgarien, Herzog zu Sachsen, Prinz von Sachsen-Coburg und Gotha 177
- Ferdinand I. König Beider Sizilien, König von Neapel 318, 332
- Ferdinand I., König von Rumänien, Prinz von Hohenzollern 171, 179
- Ferronays, Marquis de la
- , Marquise de la 111
- Foix, Margarethe de, 135
- Frank, Generalgouverneur von Polen 143
- Franz II., letzter Herzog der Bretagne 135
- Franz Joseph I., Kaiser von Österreich, apostol. König von Ungarn 2-4, 394
- Friedrich II., dt. Kaiser und König 297f., 303, 396
- Friedrich II., König von Preussen 421
- Friedrich III., dt. Kaiser u. König von Preussen 173
- Friedrich Wilhelm IV., König von Preussen 272
- Fridahl, norweg. Journalist («Aftenposten») 18
- Frings, Joseph, Kardinal, Erzbischof von Köln 20
- Fritsch, Werner, Freiherr von, Generaloberst, OB des Heeres 17, 46
- Fürstenberg, Maximilian, Freiherr von 52 f.
- , Maximilian-Anton, Freiherr von 53
- , Paula, Freifrau von 53
- Furtwängler, Wilhelm 44
- Gabriel, Jacques-Ange, frz. Architekt 132, 377
- Galen, Clemens August, Graf von, Kardinal, Bischof von Münster 158
- , Franz Joseph, Graf von 158
- Gehlen, Reinhard, Generalmajor 269

Geneviève, Sainte 96  
 Georg II, König von Griechenland 156, 181 f.  
 Georg V., König von Grossbritannien und Irland 72  
 Gerardot, Paul, Lieutenant Colonel 21  
 Gerlach, Ludwig von, preuss. kons. Politiker 272  
 Giordano, Luca, ital. Barockmaler 315  
 Giraud, frz. General 73  
 Glasenapp, Herren von 159  
 Goebbels, Joseph, Reichspropagandaminister, Gauleiter von Berlin 164, 446  
 Göring, Hermann, Reichsmarschall, OB der Luftwaffe 39, 45, 48, 125 f., 148, 150, 164, 259  
 Gonzaga, Fürst, Herzog von Mantua, ital. General 310, 318-321, 380  
 -, Fürsten von 318  
 Graff, Anton, dt. Maler 150  
 Gramont, Elisabeth de 386  
 Grassi, Anton, österr. Bildhauer 150  
 Gregorovius, Ferdinand, Kunsthistoriker 349 f., 440  
 Grignan, Geschlecht der 263  
 Guderian, Heinz, Generaloberst, Generalstabschef des Heeres 164, 198  
 Guillaume, Herren von 48, 51  
 Guiscard, Robert 304  
  
 Händel, Georg Friedrich 13  
 Halder, Franz, Generaloberst, Generalstabschef des Heeres 119, 123  
 Hammerstein-Equord, Curt, Freiherr von, Generaloberst, Chef der Heeresleitung der Reichswehr 15-17, 21, 27, 29, 32, 39, 257  
 Hammerstein, Kunrad, von 51  
 Hansen, General 168, 175  
  
 d'Harcourt, Duc 106  
 Harling, Oberstleutnant, von 269  
 Hassell, Ulrich von 260  
 Havrincourt, Marquis d' 73  
 Helene, Königin von Rumänien, Prinzessin von Griechenland 172f.  
 Henri IV., König von Frankreich 94  
 Herr, General 300, 324 f., 351  
 Herstadt, Geschlecht der 51  
 Himmler, Heinrich, Reichsführer SS 164  
 Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von H., Generalfeldmarschall und Reichspräsident 165  
 Hilpert, Generaloberst 31f.  
 Hölter, General 442  
 Hollfelder, Röntgenologe 272 f.  
 Horst, Heinrich, Bildhauer 405  
 Hube, Hans Generaloberst General der Panzertruppen, OB der 1. Panzer-Armee im Osten 9, 153-165, 169, 176 ff., 180 ff., 188 ff., 190 ff., 2iüff., 255 f., 258, 262, 274, 278, 280, 292 f., 300, 304, 311, 374, 378, 380, 385, 390, 395  
  
 Ibsen, Henrik, norweg. Dichter 442  
 Innhausen und Knyphausen, Elma, Freiin zu (Gern. d. Verf.) 430  
 Isabella von England (Gern. Kaiser Friedrichs II.) 299  
  
 Jablonowski, Fürst 396  
 Jablonski, Fürsten 393  
 Jagow-Rühstedt, Herr von 258  
 Jarnac, Comte de 101  
 Jeanne d'Arc 83, 95 f.  
 Joanna (Giovanna), Königin von Bulgarien, Prinzessin von Savoyen 177  
 Jolanthe von Jerusalem (Gern. Kaiser Friedrich II.) 299  
 Jodi, Alfred, Generaloberst, Chef des Wehrmachtsführungsstabes 440

- Joest, Herren von 51  
 Jonghe, Graf von 63  
 Joseph II., röm.-dt. Kaiser, König von Ungarn und Böhmen 168  
 Josephine, Kaiserin der Franzosen (Gern. Napoleons I.) 101  
 Jossou, Graf von 100  
 Juin, frz. General 81
- Karl V., röm.-dt. Kaiser, König von Spanien 303  
 Karl VI., röm.-dt. Kaiser 171, 312  
 Karolina, Königin von Neapel, Erzherzogin von Österreich 332, 370  
 Katharina II., Zarin von Russland, Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst 25, 360, 389  
 Kauffmann, Angelica, Schweiz. Malerin 150  
 Kehrberg, Fahrer des Verf. 431  
 Keitel, Wilhelm, Generalfeldmarschall, Chef des OKW 46, 164  
 Kempf, Werner, General 189, 199  
 Kesselring, Albert, Generalfeldmarschall, OB der Luftflotte 1 und 2 278, 284, 339, 343  
 Kleist, Ewald, Graf von, Generalfeldmarschall 63-65, 70, 73, 96, 190, 198 f.  
 Klitzing, Leberecht von 258  
 Kluge, Hans Günther von, Generalfeldmarschall 39, 45, 47, 49 f., 74, 77, 85, 86, 94, 103, 113, 125f., 139, 149 f., 153, 164  
 Knieper Rolf, Pianist 436  
 Köstler, Maler 401  
 Kosziusko, Freiheitsheld der Polen 22  
 Kraack, Erich 44  
 Krasinski, Grafen 151, 271  
 Kruse, General 382  
 Kückler, von, General I.A.K. 96  
 Kupetzki, Johann, böhm. Porträtmaler 391
- Lafayette, Marie Madeleine, Comtesse de, frz. Schriftstellerin 271  
 La Frémoille, Geschlecht der 108  
 Lampe-von Bennigsen, Silvie (Cousine d. Verf.) 10, 242  
 Lampi, Franz Xaver, Porträtmaler 150  
 Lanckaronski, Grafen von 26, 29  
 -, Casimir, Graf von 29  
 Lanquetot, frz. General 74  
 La Rochefaucould, Herzöge von 108, 271  
 -, Ambroise de, Duc de Doudeauville 108, 127  
 -, Kardinal de, Erzbischof von Rouen 108, 127  
 Laros, Matthias, kath. Pfarrer 54 f.  
 La Tour, Gräfin 79  
 Leboulenger, frz. Oberleutnant 62  
 Lecce, Grafen von 303  
 Leeb, Emil Ritter von, Generalfeldmarschall 15  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm, Freiherr von 389  
 Leiningen, Maria-Luise, Fürstin zu, Prinzessin von Bulgarien 177  
 Lenthe-Schwarmstedt, Herr von 53  
 Le Nôtre, André frz. Gartenbaumeister 91, 114, 125  
 Leopold I., röm.-dt. Kaiser 149  
 Leopold I., König von Belgien 64  
 Leopold II., König von Belgien 121  
 Leopold III., König von Belgien 12, 59, 63 f., 77, 85, 120 f.  
 Leszcynski, Grafen 151, 271  
 -, Stanislaw I., König von Polen 26, 377  
 Leszcynska, Katherina, Königin von Polen 377  
 Leuschner (Fahrer d. Verf.) 243, 262  
 Leyen, Maria Nives, Fürstin von der, Prinzessin Ruffo della Scaletta 277



- Liedekerke, Gräfin von 62  
 Ligeza, Geschlecht der 391  
 Ligne, Fürsten von 108  
 -, Charles Joseph, Fürst von, österr. Feldmarschall 159, 389  
 Limburg-Stürum, Grafen von 60  
 Lips, Edgar (Fahrer d. Verf.) 405  
 Lipski, Geschlecht der 26  
 Lisiewski, Porträtmaler 391  
 List, Wilhelm, Generalfeldmarschall 28, 180  
 Lochner, Journalist («Associated Press») 18  
 Looz-Cooswarem, Graf 79  
 Lorrain, Claude, frz. Maler 292  
 Louis Ferdinand, Prinz von Preussen 387  
 Louis Philippe, König von Frankreich 66  
 Louise, Königin von Belgien, Prinzessin von Orleans (Gern. Leopolds I.) 64  
 Lubomirski, Fürsten 143 f., 151, 405  
 Ludovisi-Buoncompagni, Duca di 349  
 Ludwig XIII., König von Frankreich 72  
 Ludwig XIV., König von Frankreich 20, 98, 103, 110, 127, 131, 421  
 Ludwig XV., König von Frankreich 103, 130  
 Lupescu, Helene, Prinzessin von Rumänien (3. Gern. König Carlos II. von Rumänien) 173  
 Luz, General 437  
 Luynes-Chevreuse, Herzöge von 83, 106, 108  
  
 Mackensen, Eberhard von, Generaloberst 28  
 Maine, Duchesse du 112  
 Maintenon, Madame de, Marquise Françoise d'Aubigné 90  
 Mannerheim, Carl Gustav Emil, Freiherr von, finn. Feldmarschall und Staatspräsident 49  
 Manstein, Fritz Erich von, Generalfeldmarschall 47, 77, 79, 91, 159, 374  
 Mantegna, Andrea, ital. Maler 319  
 March, Werner, Architekt 153  
 Marhenke, Administrator von Wittenmoor 431  
 Maria, Königin von Rumänien, Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha, Kgl. Prinzessin von Grossbritannien und Irland 171, 173 f., 178, 386  
 Maria-Luise, Königin von Bulgarien, Prinzessin von Bourbon-Parma 177  
 Maria Sophia, Königin von Neapel, Herzogin in Bayern 332  
 Maria Theresia, röm.-dt. Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen 168  
 Marie Antoinette, Königin von Frankreich, Erzherzogin von Österreich 389, 421  
 Marocco, ital. General 284  
 Marschall, von, Oberstleutnant 120  
 Martini, Simone, ital. Maler 281  
 Mazeppa, Iwan Stepanowitsch, Kosakenhetman 159  
 Meier-Welcker, Hans, Oberst i.G. 16, 2.7, 39, 42., 45, 50, 53, 91, 128, 132, 135, 382  
 Mentzingen, Freiherr von und zu 62  
 Menzel, Adolf, Maler 171  
 Merderer, Bernhard, Baumeister des Rokoko 416  
 Meroy, Graf von 170  
 Metternich, Pauline, Fürstin von, geb. Gräfin Sandor von Szlavnicza 267  
 Mézaubran, La Gualdes de, Gräfin 111

- Michael, König von Rumänien,  
Prinz von Hohenzollern 17 f.
- Michaelis, Feldwebel 158
- Milch, Erhard, Generalfeldmarschall,  
Generalinspekteur der Luftwaffe  
75, 255
- Mniczek, Grafen 151
- Model, Walter Generalfeldmarschall,  
417
- Montaigne, Michel de, frz. Philosoph  
2.71
- Montalivet, frz. General, 80
- Montefeltro, Federigo da 319
- Montgomery, Bernard Law, brit.  
Feldmarschall 326, 340, 426
- Montmorency, Herzogin von, Prin-  
cesse de Lunyes-Chevreuse 106
- Moser, General 436 f.
- Motteville, Comtesse, de 94
- Mouchy, Marie, Herzogin von,  
Prinzessin Doudeauville 107
- Mouffarts, Baronin des 60
- Mozart, Wolfgang Amadeus 13, 45
- Mühlens, Ferdinand M., -Röntgen 48 f.
- Murat, Joachim, frz. Marschall, König  
von Neapel und Sizilien 301, 333
- Murat-Bonaparte, Caroline, Fürstin  
von 278
- Mussolini, Benito, ital. Politiker und  
Staatsmann 67, 279, 284, 292, 304,  
306 f., 325, 447
- Napoléon I., Kaiser der Franzosen 101,  
152, 278, 360 f.
- Nattier, Jean Marc, frz. Maler 67
- Nechljudow, Geschlecht der 159
- Niebelschütz, Wolf von, Schriftsteller  
265, 267
- Niederlande, Königshaus der 63, 120
- Nikolaus, der Heilige 298
- Nikolaus I., Zar von Russland 241, 252,  
360
- Noailles, Duc de 108
- Noailles-Brancovan, Anne, Duchesse  
de 174
- Nostitz, Helene von geb. v. Benecken-  
dorff und Hindenburg 285
- Oginski, Fürsten 151
- Oliphant, Lancelot, Sir 85
- Opalinski, Grafen 271
- Opalinska, Katharina (Gern. Stanis-  
laws, Graf Leszczyński's)
- Orczelska, Gräfin von 142
- Orlando di Lasso, ndl. Komponist 268
- Orsini, Fürsten von 348
- Otto der Grosse, dt. Kaiser und König  
26
- d'Oultremont, Gräfin, geb. Gräfin  
Liedekerke 60-63, 121
- Ovid (Publius Ovidius Naso), röm.  
Dichter 348
- Palladio, Andrea, ital. Baumeister 377
- Paulus, Friedrich, Generalfeldmar-  
schall 237, 245 f., 258
- Peiner, Maler 19
- Peter II, König von Jugoslawien 168
- Petersen, Hans Ritter von, Maler 49
- Pfeifer, Geschlecht der 51
- Philipp II., König von Spanien 20
- Philipp V., König von Spanien 332
- Pfister, Johann, Bildhauer 394, 405
- Piccolomini, Geschlecht der 289  
-, Enea Silvio de, Papst Pius II. 289
- Pilsudski, Josef, poln. Staatsmann  
und Marschall 22, 24
- Pinna, ital. Major 318 f., 323
- Pinzel, österr. Baumeister 416
- Pisano, Nicola, ital. Bildhauer 281
- Pius II. (Enea Silvio de Piccolomini),  
Papst 289

- Pius XII. (Eugenio Pacelli), Papst  
12, 67, 282, 291, 353
- Pless, Mary-Theresa, Fürstin von,  
geb. Cornwallis-West 386
- Plessen, Johann, Freiherr von 282
- Plettenberg, Kurd, Freiherr von 358
- Poincaré, Raymond, frz. Politiker 72
- Polignac, Herzöge von 108
- Pompadour, Marquise de Jeanne  
Antoinette Poisson 83
- Poniatowski, Fürsten 26, 151, 377
- , Joseph Michael, Fürst 148
- , Joseph Anton, Fürst 148
- , Stanislaw August, Fürst, König von  
Polen 25, 142 f., 385
- Post, Pitter, Baumeister 138
- Potemkin, Grigorij Alexandrowitsch,  
Fürst 159
- Potocki, Grafen 26, 151, 271, 364,  
369, 375, 386 f., 397, 402
- , Alfred Anton Wilhelm Basil, Graf  
385-389, 402
- , Andreas, Graf 145
- , Felix, Graf 150
- , Georg, Graf 389
- , Jan, Graf 143
- , Moritz, Graf 148
- , Roman, Graf 385
- , Stanislaw, Graf 150, 396
- Potocka, Anna, Gräfin, geb. Gräfin  
Tyszkiewicz 148, 150, 371
- , Elisabeth, Gräfin, Prinzessin Radzi-  
will 36, 386
- , Helene, Gräfin, Prinzessin Massalska  
371
- , Josephine, Gräfin, geb. Gräfin  
Mniszech 386
- , Sophie, Gräfin, geb. Gräfin  
Tranowska 145
- Poussin, Gaspard, frz. Maler 97
- Prioux, frz. General 80 f.
- Prübuss-Wallerode, Herr von 58
- Przebendowski, Grafen 151
- Püchler, Gen d. Inf. 425
- Purcell, Henry, engl. Komponist 13
- Raczyfiski, Grafen 271 f.
- Radü, Friedrich, Pastor 158
- Radziwill, Fürsten 26, 29, 151, 271,  
364, 368
- , Fürst, Herzog von Olyka 26, 361
- , Anton, Fürst 387
- , Elisabeth, Prinzessin 387
- , Isabella, Fürstin 36
- , Karl, Fürst 36
- , Louise, Prinzessin von Preussen 387
- , Lise, Fürstin, Duchesse de Doudeau-  
ville 108
- , Marie, Fürstin, Prinzessin de Castel-  
lane 36, 387
- Rasputin, Grigori Jefimowitsch 253
- Rastrelli, Bartolomeo, Francesco  
Graf, ital. Baumeister 251
- vom Rath, Geschlecht der 51
- Reichenau, Walter von, Generalfeld-  
marschall 81, 88
- Ribbeck, Herren von 258
- Ribbentrop, Joachim von, Reichs-  
ausussenminister 12, 71, 150
- Riccio, Andrea (eigtl. A. Briosco)  
ital. Goldschmied u. Bildhauer 281
- , Guido 281
- Richthofen, Manfred, Freiherr von,  
Kampfflieger im Ersten Weltkrieg  
154, 164
- , Wolfram, Freiherr von, Feldmar-  
schall, OB der Luftflotte 46, 73
- Rienzo, Rienzi, Cola di, röm. Politiker  
348
- Rigaud, Hyacinthe, François, Honoré,  
Mathias, Pierre, André, Jean, frz.  
Maler 108
- Rixa (Rykza), Königin von Polen 26
- Robert Guiscard, Normannenfürst 304

- Robert, Hubert, frz. Gartenbauarchitekt 90, 99
- Röhm, Ernst, Stabschef der SA 46
- Rohan, Kardinal 103
- Romanenko, Lydia 380
- Romano, Paola, ital. Baumeister 401
- Roosevelt, Franklin D., amerik. Präsident 12
- Rosenberg, Alfred, Leiter des Aussenpolitischen Amtes der NSDAP und Theoretiker des Nationalsozialismus 164
- Rothkirch und Trach, Edwin, Graf von, Gen. d. Kav. 115
- Rubens, Peter Paul 192
- Rudolf, Erzherzog, Kronprinz von Österreich 169
- Rundstedt, Gert von, Generalfeldmarschall 30, 75, 425, 428, 429
- Rzewuski, Grafen 151
- , Kastellan von Krakau, Grosshetman von Polen 151
- S., Graf, Admiral a. D., Kammerherr der Herzogin von Aosta 337, 339, 340
- Sainte Aldegonde, Gräfin 79
- Saint-Ferjeux, de, Colonel, frz. Gen. Stabsoffizier 81
- Saint Génys, Marquis de 112
- Saint Paul, Grafen von 83
- Saint Simon, Pierre Henry, frz. Schriftsteller 271
- Sanguszko, Fürsten 144, 151
- Sapieha, Fürsten 151, 361
- , Fürst, Erzbischof von Krakau 26
- Sauter, Bibliothekar 427
- Sayn-Wittgenstein-Sayn, Elena, Fürstin zu, Prinzessin Ruffo della Scaletta 277
- Schacht, Hjalmar, Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident 184
- Schaesberg, Grafen von 17
- Scharnhorst, Gerhard Johann David von, preuss. General 45
- Schedel (ae), Gottfried, dt. Baumeister (in Russland unter dem Namen Iwan Iwanowitsch tätig) 252
- Scheibler, Geschlecht der 51
- Schinkel, Friedrich, Baumeister und Maler 358
- Schleicher, Kurt von, General und Reichskanzler 46
- Schlüter, Andreas, Baumeister und Bildhauer 150, 400, 408 f.
- Schmidt, Arthur, Generalleutnant 211, 245-247, 256, 258 f.
- Schmidhuber, Major 246
- Schmieden, Aloysius, Major 120
- Schmundt, Rudolf, General, Chefadjutant der Wehrmacht bei Hitler, Chef des Heeres-Personalamtes 47, 66
- Schneider, Reinhold, dt. Schriftsteller 242
- Schnitzler, Herren von 51
- Scholz, Hans, Baumeister 394
- Schönborn-Wiesentheid, Ernestina Gräfin von, Prinzessin Ruffo della Scaletta 277
- Schramm, Percy Ernest, dt. Historiker 53
- Schubert, Franz 251, 272
- Schulenburg, Friedrich Werner, Graf von der 257
- Schütz, Heinrich, Komponist 268
- Schwatlo-Gesterding, Oberst 39, 85, 103
- Schwerin-Krosigk, Johann Ludwig, Graf von, Reichsfinanzminister 10, 120, 183 f., 448
- Scroffa-Pentolina, Grafen von 281
- , Gräfin von 281, 284
- Seignelay, Marquis de 266
- Seneca, Lucius Annaeus, röm. Philosoph 354
- Senger, Fridolin von, Oberst 94

Serini, Generalmajor 437  
 Serre, Comte de la 79  
 Sévigné, Marie, Marquise de, geb. de Rabutin-Chantal, frz. Briefschreiberin 113 f., 271  
 Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, General 69  
 Seyss-Inquart, Arthur, Reichsstatthalter von Österreich 29 f.  
 Sezes, Grafen 110  
 Sforza, Bona, Königin von Polen, Herzogin von Bari 298  
 Sherbatowa, Maria 372  
 Sieckenius, Generalmajor 261, 263, 280 f., 283, 286, 288, 297, 302, 304, 307-309, 318, 323, 325, 351, 393  
 Sieniawski, Geschlecht der 405  
 Signorelli, Luca, ital. Maler 290  
 Sixt von Arnim, Generalleutnant 263  
 Smirnow, sowj. General 203  
 Sobieski, Fürsten 151, 401  
 -, Jacob 401 f.  
 -, Johann, König von Polen, poln. Nationalheld 26, 143, 148, 150, 377, 388, 394, 401, 409, 422  
 -, Johann III., König von Polen 401, 421  
 -, Stanislaw Danilowicz, Fürst 401  
 Sobieska, Fürstin 402  
 -, Maria Casimira 147, 389  
 Sodenstern, von, General 15  
 Sodoma, Giovanni Antonio Bazzi, ital. Maler 290  
 Soissons, Gräfin von 106  
 Solimena, Francesco L'Abate Ciccio, ital. Maler 315  
 Spaletti, Graf von 277 f.  
 -, Gräfin von, Prinzessin Ruffo della Scaletta 277, 280  
 Speer, Albert, Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt, Reichsminister für die Rüstung und Kriegsproduktion 118  
 Sperrle, Hugo, Generalfeldmarschall, OB der Luftflotte West 73  
 Stackeiberg, Herbert, Freiherr von, Reichskommissar in Norwegen 437  
 Stalin, Josef Wisarionowitsch, Sowjet. Staatsmann, Oberbefehlshaber der Roten Armee 387  
 Stanislaw I. Leszczyński, König von Polen 377  
 Stanislaw II. August, letzter König von Polen 25, 142 ff.  
 Stolberg, Heimdall, Graf zu 11  
 Stolberg-Wernigerode, Hilde, Gräfin zu, geb. von Witzleben-Alt-Doeborn 12  
 -, Marie Antonia, Fürstin zu, Prinzessin zu Wied 12  
 Stoss, Veit, Bildhauer, Kupferstecher, Maler 23  
 Strachwitz, Hyazinth (Haya), Graf von, Generalleutnant 155, 170 f., 173, 262, 274  
 Straube, Komm. General 425  
 Strauss, Johann 13  
 Strecker, General 256  
 Stresemann, Gustav, Reichskanzler, Reichsaussenminister 47  
 Strick-Strickfeld 271  
 Stuart, Maria Clementine, Prinzessin, Prinzessin Sobieska 377  
 Sufflot, Jacques Germain, frz. Baumeister 132  
 Sulkowski, Fürsten 151  
 Ternay, Madame de 114  
 Thorvaldsen, Bertel, dän. Bildhauer 26, 394  
 Thukydides, griech. Geschichtsschreiber 205  
 Thyssen, Fritz 53  
 Timoschenko, Semjon Konstantinowitsch, Sowjet. Marschall 199  
 Tintoretto, Jacopo Robusti, ital. Maler 150

- Tischbein, Johann Heinrich d. Ä., Maler 150  
-, Johann Heinrich Wilhelm 150  
-, Johann Friedrich August 150  
Tocqueville, Alexis Clérel, Comte de, frz. Historiker und Politiker 81  
Tolomei, Haus 289, 291  
Tolstoi, Leo Nikolajewitsch, russ. Schriftsteller 159  
Torlonia, Bankier 348  
Trémouilles, Duc de 136  
-, Duchesse de 136  
Trévisé, Herzog von 265  
Tschaikowsky, Peter Iljitsch, russ. Komponist 45  
Tyszkiewicz, Grafen 151  
-, Gräfin 26
- Ulex, Wilhelm, General 29, 31-36  
Urbanik, Martin, Baumeister 394  
Uzès, Herzogin von, Prinzessin de Luynes 83  
-, Herzöge von 108
- Vanvitelli, Luigi, ital. Baumeister 318, 332  
Veläsques, Diego Rodriguez de Silva y V., span. Maler 192  
Viebahn, von, Generalmajor 36  
Vietinghoff, gen. Scheel, von, Generaloberst 311, 323  
Vinzenz, Hl., von Paul, frz. kath. Caritasbegründer 397
- Vogel, Hermann (Diener im Hause Wittenmoor) 208, 431  
Vorster, Alfred 44
- Wallenius, finn. General 18  
Wasa, Könige von Schweden und Polen 26  
Weygand, Maxime, frz. General, Oberbefehlshaber der frz. Armee 80  
Wiepolski, Grafen 151  
Wietersheim, Gustav von, General 162, 185, 227, 229, 233  
Wilhelm I., dt. Kaiser u. König von Preussen 171, 387  
Wilhelm II., dt. Kaiser u. König von Preussen 170, 179  
Windsor, Bessie, Herzogin von, geb. Wallis Warfield 117  
Witt, Jean de, ndl. Baumeister 394  
Wolff, Otto, Industrieller 32  
Wolff Metternich zur Gracht, Helen, Gräfin von, geb. von Schrader 48  
-, Max, Graf auf Satzvey 48  
-, Paul, Graf auf Gracht 54  
Wren, Sir Christopher, engl. Baumeister 377  
Wuthmann, General 39, 42, 60
- Zamoyski, Grafen von 148, 151, 186, 377, 391  
Zamoyska, Sophia, Gräfin, Prinzessin Czartoryska 377  
Zolkiewski, Stanislaw 401 f.

## Ortsregister

---

- Abbeville 70, 78, 89, 98  
Acheux, Schloss 78  
Akadowka 1x7, 241  
Alba Julia (Karlsburg) 171  
Alexander Newski-Kathedrale 178  
Altamura 308  
Altes Palais, Bukarester Residenzschloss 174  
Amalfi, Dom 317  
Amboise, Schloss 132  
Amiens, Kathedrale 78, 84, 87  
Amsterdam, 123  
Andrejewka 202 f.  
Antwerpen, 122  
Argentre-du-Plessis, Schloss 113  
Arras 80, 82  
Astrachan 222  
Athen 182 f.  
Auxi-le-Château 79  
Avellino 326, 328  
Avezzano, Schloss 347 f.  
Avrig, Barockpalast 171
- Balice, Schloss 36 f.  
Bapaume 69  
Bari (Kastell Friedrichs II.) 297 f. 300, 317, 324  
Battipaglia 295, 309, 310, 325  
Belowodsk 217  
Benrath, Schloss 52  
Berditschew, Schloss 159, 364, 421  
Beresteczko, Wasserburg 189  
Berlin 8, 37, upf., 139, 183, 207, 260, 357, 441, 449  
Bialystock, Schloss 149, 421  
Biellany, Kamaldulenser Abtei 33, 36  
Bisceglie 296, 298-301, 303 f., 307,
- Blois, Schloss 132  
Blossac, Schloss 115  
Bobruisk 368  
Bodelschwingh, Schloss 431  
Bogoroditza, Kloster 179 f.  
Bonnetable, Schloss 104, 106-109, 113, 116, 126 f.  
Bruckenthal, Palais 168  
Brühl, Schloss Augustusburg 19  
Bukarest, 173, 175  
Burszyn, Schloss 393
- Cahaigne, Schloss 91  
Calais 64, 67, 75  
Cambrai 69, 80 f.  
Cannae 304, 308  
Capodimonte, Schloss 337, 339 f., 340, 342.  
Casamaria, Abtei 347  
Caserta, Palast 8, 292f., 315 f., 318, 328, 330-333, 338  
Castel del Monte 299, 304  
Castell del Ovo 338  
Chambray, Schloss 102  
Charkow 159, 161, 211 f., 246, 258, 273, 311  
Charleval, Schloss 97  
Charlottenburg, Schloss 357  
Chartres 95, 116, 126, 136 f.  
Château d'Ardenne 121  
Château de Craon 110  
Château d'O 131  
Château de la Prévalaye 115  
Château les Rochers 113  
Château de Sassy 112  
Château de Waha 60 f.  
Châteaubriant, Burg in Chérisy, 82  
Christiansfeste 433

Combourg, Schloss 263 f., 274  
 Compiègne 91, 109, 117, 124  
 Conde-sur-Iton, Schloss 100-106, 127  
 Contursi 330  
 Cotroceni, Schloss 174  
 Curia Magna, Palast 171  
 Czapski-Palais 142  
 Czartoryski Palais 22, 377  
  
 Dawidgrödek, Schloss 36, 421  
 Dnjepropetrowsk 161, 207, 209  
 Doudeauville, Palais 267  
 Doudeville, Schloss 94  
 Dubno, Schloss 421  
 Dünkirchen 73, 75, 77 f., 85 f.  
  
 Eichholz, Stiftsgut 51  
 Elbeuf-en-Bray, Schloss 90, 95, 97  
 Ermenonville, Schloss 107, 127  
 Euxinograd, Schloss 178  
  
 Flixecourt, Schloss 87  
 Fontevrault, Abtei 130  
 Frosini, Kastell 277-279, 284, 286  
 Garath, Schloss 52  
 Gézaincourt, Schloss 72  
 Golubinskaja 245, 247  
 Gracht, Schloss 53  
 Grand-Montier, Abteikirche 130  
 Grigowo 195 f.  
 Guglionesi 342, 343  
  
 Hammerfest 440  
 Hannover 15 f., 430  
 Havrincourt, Schloss 68-71, 73,  
 75 f., 80 f.  
 Helsinki 41  
 Hermannstadt 167, 169, 171  
 Herrenhausen, Schloss 13, 430 432  
 Huguenpoet, Schloss 53  
 Hunyad, Burg 169  
  
 Jablona, Schloss 148, 150  
 Janhée, Schloss 61  
  
 Kalatsch 219, 244, 258  
 Kazimirsk, Skalka-Kloster 31  
 Keez 38  
 Kevelaer, Schloss, Wallfahrtsort 17  
 Kiew 191, 197 f., 200 f., 207 f., 210,  
 249-254, 389  
 Kirowograd 197, 199  
 Köln 16, 39-57, 42.8 ff.  
 -, Dom 16, 42, 44, 50, 428  
 Königshaus von Lemberg 395, 402  
 Kosziusko-Festung 27  
 Krakau 21-31, 37, 391, 421  
 -, Dom 24-26  
 Krasinski-Palast 142, 151  
 Krasnopol 190  
 Krechow, Basilianer Kloster 412 bis  
 415, 417  
 Kremenez 188, 190  
 Kremenschug 198, 207  
 Kricim, Schloss 177, 180  
 Kriekenbeck, Schloss 17  
 Kronstadt (Brasov) 172  
 Krzesowicze, Schloss 21 f., 143  
 Kupjansk 161, 214-216  
  
 Laeken, Schloss 121  
 Lancut, Schloss 8, 150, 377, 385-389,  
 392, 403, 422  
 Landsberg, Burg 53  
 La Lorie, Schloss 112  
 Laon 62, 119  
 Lataschanka 226, 228, 241, 243  
 Laval, Schloss 275  
 Grosse Lawra (Kiew) 252 f.  
 Lazieski-Palais 142 f.  
 Lemberg 163, 191, 364, 366, 386,  
 394 f., 400, 402 f., 414-421  
 Lille, 78, 81  
 Linciaux, Schloss 60-63, 121  
 Lubny 200, 202  
 Lucheux, Burg 72, 83 f., 87



Lucinière, Schloss 111  
 Magdeburg 119, 441  
 Magnannes, Schloss 110  
 Malachow, Schloss 185  
 Manières-en-Bray, Schloss 91  
 Maria Laach, Kloster 19  
 Marieux, Schloss 72  
 Martainville, Schloss 95  
 Melitopol 202.  
 Miedzyrzec, Schloss 145  
 Mikuliczyn 400  
 Minsk 362 f.  
 Minsk-Masowiecki 145  
 Moltscha 363  
 Monastyristsche, Schloss 194, 367 f.  
     372  
 Mont Cassel 78  
 Monte Cassino, Abtei 314 f., 340 f.  
 Monte Conforti 317, 323  
 Moskau 222  
 Motteville, Schloss 94  
 Myewice-Palais 142  
  
 Nantes 135  
 Narvik 52, 435-437, 443  
 Navarra, Schloss 101  
 Neapel 293 f., 314, 316 f., 325, 329 f.,  
     333, 336 f., 340, 347  
 Nemirow, Schloss 372 f., 375, 377, 386  
 Nidarsdom (Trondheim) 441  
 Nieborow, Schloss 148  
 Nikolajew 195-197  
 Nogent-le-Rotrou 116, 126, 262  
 Normanville, Schloss 97-100, 104  
 Le Nouvion-en-Thierache, Schloss  
 65 ff.  
  
 Obodnoje 365 f.  
 Occhoches, Schloss 79  
 Oels, Schloss 185  
 Orléans 131  
 Orlowka 232 f., 235-237  
  
 Orshiza 200 f.  
 Oslo 432, 441  
 Outrebois, Schloss 79  
 Ozarow 185 f.  
  
 Paestum 294 f., 312, 317, 321 f.,  
     325, 327, 329f., 344  
 Pannia Maria (Panna Maria), Kirche  
     22 f., 31, 37  
 Paris 95, 118, 267-270, 274  
 Pelesch, Schloss 172  
 Persano 322, 324 f.  
 -, Palast 311 f.  
 Petacciato-Marina 342  
 Sankt Peter (Petersdom) 353, 377  
 Philippopel (Plovdiv) 176  
 Pisa 286  
 Podhorze, Schloss 402  
 Podolsk 251  
 Pompeji 294, 316, 343  
 Posen 30, 269-271  
 Potenza 324, 328 f., 330  
 Proskurow 163, 384, 390  
 Przemyśl 30, 389, 392, 412, 414 f., 417  
  
 Rambouillet, Schloss 126, 137  
 Rapperswyl, Burg 377  
 Rastawica 192  
 Remaisnil, Schloss 79  
 Rennes 113, 274  
 Ribeaucourt, Schloss 78  
 Röntgen, Haus 48 f.  
 Rom 282, 284, 290-292, 301 f., 330,  
     352-354  
 Rostow 204 f., 209, 247-249  
 Rotterdam 58  
 Rouen, Kathedrale 94 f.  
 Rynek (Rynek-Spartakowka) 228-230  
 Saetermoen 436, 446  
 Salerno 162, 295, 310, 314, 316-318,  
 321 f., 324-326, 329 f., 344

San Galgano 279-281  
 San Leucio, Schloss 318, 328, 332, 335  
 Sainte Gudule 121  
 Saint Jean, Schloss 59 f.  
 Saint Loupé, Schloss 73  
 Saint-Mars-la Jaille 111  
 Saint Valery-en-Caux 92 f., 96  
 Sant Elmo, Kastell 337  
 Saporoshje 161, 202  
 Sceaux, Schloss 265 f.  
 Schmidtheim, Schloss 57 f.  
 Senzeilles, Schloss 64  
 Siena 277, 281  
 Sinaia 172 f.  
 Sizilien 163  
 Solesmes, Benediktinerabtei 109  
 Spartakowka (Rynok) 225, 230,  
 233, 235, 238, 241  
 Stalingrad 154 f., 158, 226-260, 311  
 Stalino 210, 215  
 Stara Zagora 175  
 Stendal 8, 11, 208, 210  
  
 Taganrog 209  
 Tankower Palais 358  
 Tarnopol 163, 410  
 Temeschburg (Temesvar) 169 f.  
 Termoli 340-343  
 Tinowka 379  
 Tirnowo 175, 177  
 Trélon 65  
 Trondheim 433 f., 442  
  
 Tscherkassy 163, 374, 380 f., 381  
 Tulczyn, Schloss 364, 374-377, 421  
 Tyczyn, Schloss 390, 392  
 Tyniek, Kloster 27, 34  
  
 Uman (Human), Schloss 193, 364,  
 369-371, 375 f., 381, 421  
  
 Vallasopra, Abtei 9, 351  
 Vendôme 131  
 Versailles 67, 95, 117, 124  
 Villandry, Schloss 129  
 Vitré 144  
  
 Wallerode, Schloss 58  
 Warschau 32, 141-143, 150, 274, 439  
 Wawel, Königsburg in Krakau 23-27,  
 143, 289  
 Wilanow, Schloss 9, 143 f., 147, 149,  
 402  
 Wilna 359-36x, 394  
 Winniza 364, 367., 374  
 Wittenmoor 10, 38, 139, 208, 210,  
 255, 431  
 Wola, Schloss 33, 35  
  
 Zamek, Königsschloss in Warschau  
 142, 144, 148  
 Zancoyski, Palais 142, 148  
 Ziegenberg, Schloss 429  
 Zolkiew 400, 408-410  
 -, Schloss 402, 408-410